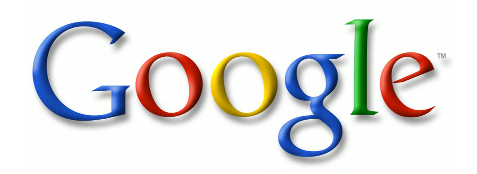
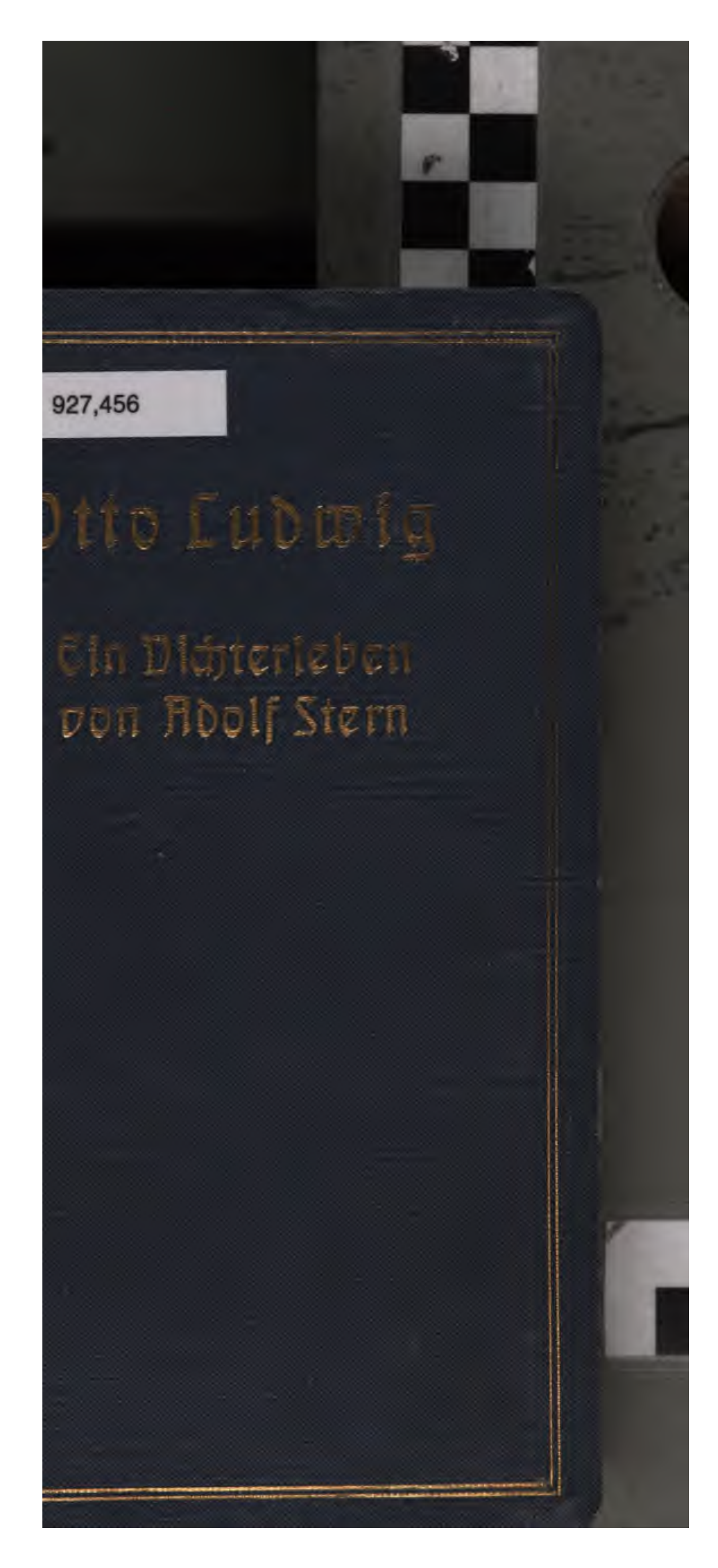
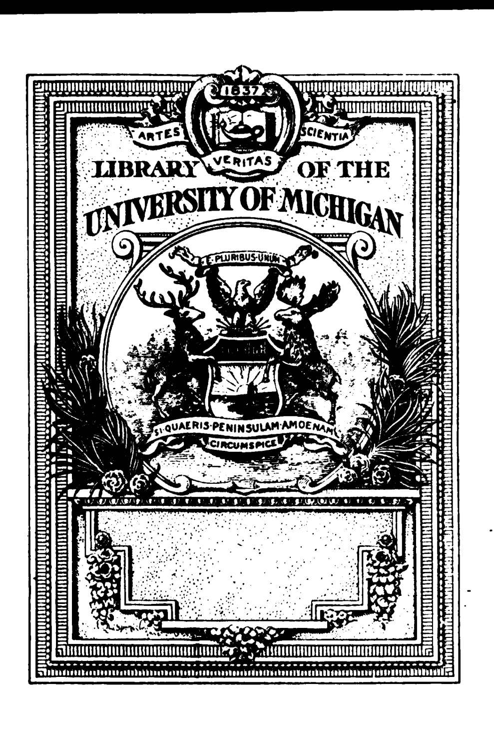

Google

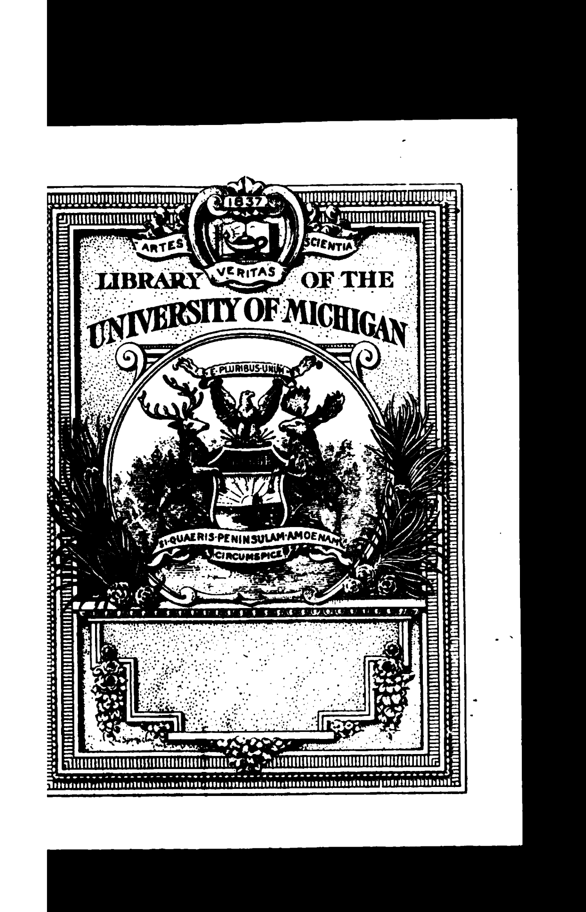

927,456
Otto Ludwig
Ein Dichterleben
von Adolf Stern



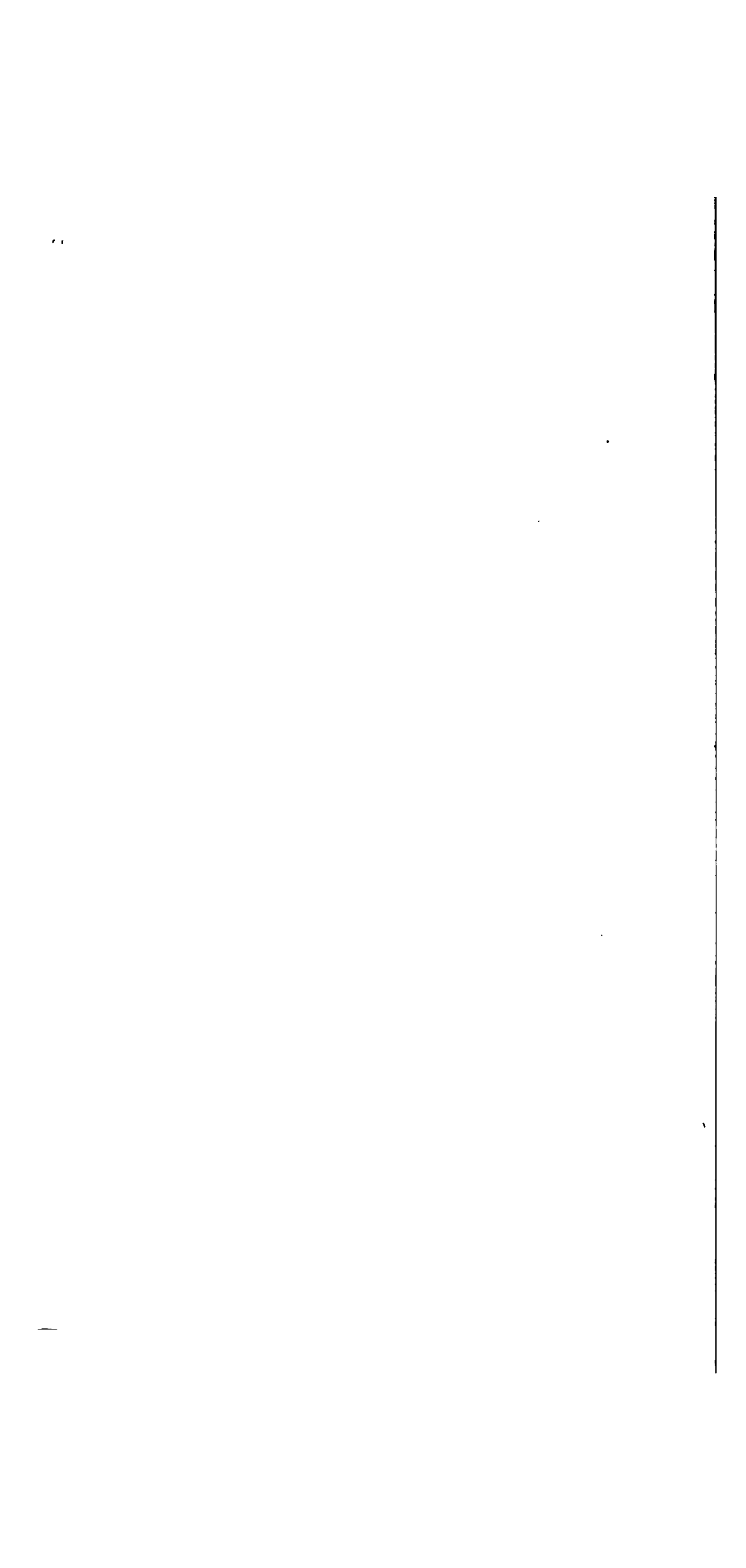
1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

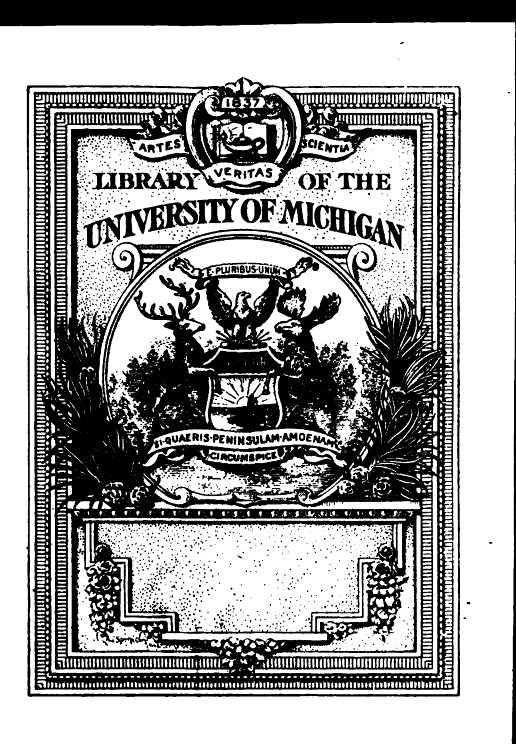



UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03009 79


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE






1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Otto Ludwig

Otto Ludwig

Ein Dichterleben

von

Ernst, 1835-

Adolf Stern

Zweite, vermehrte Auflage



Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1906

Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei in Stuttgart

Vorwort zur zweiten Auflage

Die erste Auflage dieser Biographie, die in doppelter Gestalt, als Einleitung zu der von Erich Schmidt und mir veranstalteten Ausgabe von Otto Ludwigs „Gesammelten Schriften“ wie als selbständiges Buch, im Dezember 1891 hervortrat, hat sich warmer Teilnahme und erwünschter Verbreitung erfreut; in dem Jahrzehnt aber, das verflossen ist, seit Ludwigs Werke „durch das Recht des Nachdrucks freies Eigentum der Nation“ geworden sind, einer stattlichen Reihe von biographisch-kritischen Studien und Skizzen zur Unterlage gedient. Gelegentlich mochte mich die Besorgnis beschleichen, daß dies Lebensbild des Dichters, das Resultat langjähriger Hingebung und Arbeit, dem freien Eigentum hinzugerechnet werde. Die Notwendigkeit einer zweiten Auflage, die natürlich zugleich eine neue, durch größere Abschnitte und hundert Einzelheiten ergänzte Neubearbeitung geworden ist, hat mich eines Bessern belehrt und mir das Glück gewährt, die ganze innere Entwicklung des unvergeßlichen Mannes noch einmal durchleben, alle Zeugnisse seiner schlichten Größe und reinen Natur wiederum prüfen und zum Teil verstärken zu können. Ich hoffe, daß kein neuer Zug, der zum Bilde hinzugekommen ist, als unwesentlich betrachtet werden wird, wenn auch nicht jeder so entscheidende Wichtigkeit zu beanspruchen hat wie die

glücklich aufgefundnen Zeilen (S. 381), die Ludwigs Stellung zu seinem großen Zeitgenossen Friedrich Hebbel völlig erhellen und ergreifend aufklären.

Im Vorwort zur ersten Auflage habe ich mein persönliches Anrecht zur Darstellung dieses Dichterlebens einfach dargelegt. Da sich Moritz Heydrich, der treue, anhängliche und wohl vertrauteste Freund Ludwigs, nicht entschlossen hatte, die im ersten Bande der von ihm herausgegebnen Nachlaßschriften des Dichters mitgeteilte biographische Skizze, die sich vorzugsweise auf die Wiedergabe der Aufzeichnungen des damaligen herzoglich meiningischen Amtsverwalters Karl Schaller in Kranichfeld und seinen eignen, fünfzehn Jahre hindurch währenden freundschaftlichen Verkehr mit Otto Ludwig stützte, zu einem ausgeführten Lebensbilde zu erweitern, so blieb der Wunsch darnach lange Jahre hindurch unbefriedigt. Obschon ich nun das Glück gehabt hatte, Otto Ludwig im Leben zu kennen, von früh auf zu denen gehörte, die eine ausgeführtere, aus allen noch zu erschließenden Quellen geschöpfte Erzählung der Erlebnisse des Dichters, eine Schilderung der Zustände, aus denen er hervorwuchs, und derer, auf die er gewaltige und tiefe Wirkung übte, schmerzlich vermißten, „habe ich doch nicht früher Hand ans Werk gelegt, als bis jede Hoffnung geschwunden war, daß einer der Männer, die ehemals dem engsten Lebenskreise Ludwigs angehört hatten, diese Schuld der Pietät einlösen würde. Als ich dann aber, vom ehrenden Vertrauen der hinterlassenen Familie Ludwigs, seiner Witwe und Tochter, sowie seiner in Brasilien weilenden Söhne gestützt, der Aufgabe einmal näher getreten war, habe ich sie ohne Zögern zu erfüllen gesucht."

Das reiche Material von Tagebüchern, Hauskalendern mit tagebuchartigen Aufzeichnungen, von Studien und Planheften, von Briefen an und von

Otto Ludwig, aus dem Besitz der Familie, von Briefen, Tagebuchblättern aus anderm Besitz, die mir sonst anvertraut wurden, von wertvollen persönlichen Erinnerungen an Ludwig, die ich meinem Buche wörtlich einverleiben durfte, von schriftlichen und mündlichen Mitteilungen über Einzelheiten, aus dem das Lebensbild gestaltet wurde, habe ich, noch um mancherlei vermehrt, auch für die vorliegende Neubearbeitung zur Verfügung gehabt. Der Tochter des Dichters, meiner verehrten Freundin Fräulein Cordelia Ludwig, habe ich für ihre eifer- und pietätvollen Bemühungen, so manches Verstreute und Versteckte wieder aufzufinden und herbeizuschaffen, den herzlichsten Dank auszusprechen. Die Tagebücher und Hauskalender des Dichters, soweit sie erhalten sind, wurden noch einmal aufs sorgfältigste durchgesehen, zur Bestätigung und Bekräftigung meiner Darstellung noch eine stattliche Reihe von Tagebuchaufzeichnungen und Briefstellen Ludwigs herangezogen. Die Briefe an seine Braut konnten zum erstenmal im ganzen Umfang benutzt werden; erhaltene und inzwischen aufgefundne Briefkonzepte und Briefanfänge halfen ebenfalls einige wichtige Punkte aufhellen. Für die Berichtigung einer Anzahl von Einzelheiten zur Jugendgeschichte Ludwigs, für zuverlässige Mitteilungen über Konrektor Morgenroth und andre Eisfelder Persönlichkeiten bin ich Herrn Geheimrat Cronacher in Meiningen aufrichtig verpflichtet.

In den sechzehn Jahren, die zwischen der ersten und der nun vollendeten zweiten Auflage dieses Lebensbildes liegen, ist weitaus der größte Teil derer, denen ich 1891 für die Mitwirkung an meiner Absicht und die Förderung meiner Arbeit öffentlich zu danken hatte, aus dem Leben geschieden: des Dichters treue, tapfere, verehrungswürdige Gattin Frau Emilie Ludwig, geborne Winkler, die Jugendfreunde und Jugendbekannten aus Eisfeld: der Amtsverwalter Karl

Schaller, der Kantor Friedrich Kramer in Crock bei Eisfeld, Herr Christian Ambrunn in Eisfeld, der Freund aus Ludwigs Leipziger Zeit, der greise Konsul Dr. Wetzstein in Berlin, die Angehörigen des Dresdner Lebenskreises: Oberkonsistorialpräsident und Oberhofprediger Dr. E. J. Meier, Professor Christ. Fr. Gonne, Professor Leonhard Gey, die Witwe Moritz Heydrichs, Frau Emilie Heydrich. Von den andern, die, unterstützend, Anteil an der Belebung meiner Biographie genommen hatten, sind Dr. Otto Devrient in Jena, der Sohn Eduard Devrients, der liebenswürdige Dichter und Heimatgenosse Ludwigs, Hofrat Rudolf Baumbach in Meiningen, ebenfalls heimgegangen. Nur wenigen noch Lebenden: Herrn Senator Dr. jur. Fehling in Lübeck, dem Schwiegersohn Emanuel Geibels, dem treuen Verehrer Ludwigs Paul Heyse in München, meinen Freunden und Kollegen Herrn Geheimen Hofrat Dr. Hermann Lücke in Dresden, Professor Dr. Gotthold Klee in Bautzen, Herrn Hofburgtheaterregisseur Josef Lewinsky in Wien, Frau Dr. Elisabeth Schmidt in Berlin vermag ich heute an dieser Stelle meinen Dank zu wiederholen. Daß er allen schon Entschlafnen treu bewahrt bleibt, bedarf keiner Versicherung.

Die warme, anerkennende, ja enthusiastische Aufnahme, deren sich die Biographie erfreut hat, ermutigt mich zu der Hoffnung, daß sie auch in der Folge das Gedächtnis des tiefeinsamen und doch so gewaltigen und wirkungsreichen Dichterlebens bewahren und erneuern helfen wird. Daß ich berechtigte Kritik zu nutzen gewußt habe, mögen die neu eingeschalteten Kapitel „Die deutsche Literatur im Jahrzehnt von 1840—1850“ und „Die deutsche Literatur in den fünfziger Jahren“, die den Hintergrund zu Ludwigs Entwicklung und schöpferischer Tätigkeit abgeben, erweisen. Gegenüber dem Begehr, das „literarische Material“

bedeutend zu vermehren, brauche ich nur zu sagen, daß es leicht genug gewesen wäre, die sämtlichen Vorberichte und Einleitungen zu Ludwigs einzelnen Werken in der Ausgabe der Gesammelten Schriften, die historisch-kritischen Einleitungen zu den „Makkabäern" und dem „Erbförster" (in Witkowski-Hesses „Meisterwerken der deutschen Bühne") sowie gar vieles, was ich sonst über Ludwig geschrieben und veröffentlicht habe, wohl oder übel in dies Buch hineinzustopfen. Ich unterlasse es, weil ich das Gefühl habe, daß es in diesen Dingen ein künstlerisches Maß und ein künstlerisches Muß gibt und mit einem überbreiten Rahmen das Bild nicht erdrücken will. Fühlt sich daraufhin irgendwer gedrungen, ein mit liebevoller Hingebung und sorglicher Hand ausgeführtes Porträt eine Skizze zu taufen — ich kann's nicht ändern und muß mich mit Ludwigs Ausspruch trösten: „Was in dem Munde, der es erdacht, ein Wort war, ist in dem, der es nachspricht, schon Phrase." Wenn etwas von des Dichters innerstem Wesen in diesem Buche lebt, bin ich seiner Weiterwirkung gewiß genug.

Dresden, 31. Oktober 1906

Adolf Stern

Otto Ludwig



Heimat und Herkunft

Das waldreiche Hügelland im Herzen Deutschlands, nach dem Wort eines neuern Dichters „dreifach segen-sagen-sangberühmt", seit uralter Zeit und unter allen geschichtlichen Stürmen und Wandlungen ein Wohnsitz rein deutscher Stämme, hat seine Grenzen vielfach hinausgerückt, vielfach verengert gesehen. Von Tacitus in seiner „Germania" den Gebieten der Hermunduren zugerechnet, im sechsten Jahrhundert dem großen Thüringerreiche Hermanfrieds zum Kern und Mittelpunkt dienend, danach von Sachsen und Franken bedrängt und weiter Gauen beraubt, vom elften bis zum dreizehnten Jahrhundert als die stattliche Landgrafschaft Ludwigs des Springers und seiner Erben wiederum bedeutend ausgedehnt, wurde Thüringen schließlich Eigentum des mächtig emporstrebenden Hauses Sachsen. Mit der Landesteilung der Wettiner am Ausgang des fünfzehnten und noch mehr mit der Katastrophe des Schmalkaldischen Krieges in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, derzufolge das Hauptgebiet und die sächsische Kurwürde den Albertinern zufielen, während die besiegten Ernestiner mit einem Hausgut von großenteils thüringischen Ämtern abgefunden wurden, trat die Wendung ein, die Geschick und Eigenart dieses schönen deutschen Landes für die Jahrhunderte der neuern deutschen Geschichte bestimmte. Der mäßige Landbesitz der Nachkommen Johann Friedrichs des Großmütigen, wunderlich geteilt und wunder-

lich verbunden, reichte dennoch von einem Ende des alten Thüringens zum andern; man gewöhnte sich, die Sachsenherzöge zwischen Saale und Werra als die eigentlichen Gebieter Thüringens anzusehen und auch die fränkischen Lande, die ihnen mit der Pflege Koburg und der hennebergischen Erbschaft zufielen, zu Thüringen zu rechnen. Mehrhundertjährige Gemeinsamkeit der politischen Schicksale, gemeinsame Lebensverhältnisse, die aus den fortgesetzten Erbteilungen der Ernestiner und der Entstehung immer neuer Kleinstaaten und Residenzen hervorgingen, ließen die alte Scheidung durch den Rennsteig des Thüringer Waldes nahezu vergessen, und wenn in Mundart, Sitte und Brauch des Landvolkes am Wald und des an der Werra noch heute gewisse Verschiedenheiten herrschen, so bedeuteten diese wenig gegenüber der Gleichart des Glaubens, der öffentlichen Zustände, der Lebenslage, der Überlieferung, der Volksbildung, die in diesen thüringischen wie in den angegliederten ostfränkischen Gebieten vorwaltete. In den kleinen Staaten und friedlichen Städtchen fand durch Familienverbindungen eine beständige Mischung des Blutes beider Stämme statt, und daneben empfing und nahm auch der fränkische Thüringer seinen Anteil vom innern Mark dieses kerndeutschen Landes: von Sage und lebendiger Poesie, von Sang und Klang, von Wanderlust und stiller Heimatseligkeit, von der ganzen wundersamen Mischung geistiger Erregbarkeit und genügsamen Lebensbehagens.

Kaum eine zweite deutsche Landschaft erscheint bis auf die neuere Zeit herab so wie Thüringen vom geheimnisvollen Walten der Volksphantasie und des Volksgemüts erfüllt und durchdrungen. Zwischen den frischen Bergwäldern, in den lauschigen quellenreichen Tälern gedieh von alters her neben dem sangbaren Lied eine bunte lebensvolle Mannigfaltigkeit von Sagen

und Märchen, von Abenteuern und Erzählungen. Den Überbleibseln germanischen Heidentums: dem Heere Wuotans, das als wütig Heer in den zwölf Nächten die Lüfte durchsaust, der Holde (Frau Venus, Frau Vrene), die in gefährlicher Schönheit im Hörselberge weilt oder auch als Frau Holle im Schneefeld ihren Kindern das Bett schüttelt, gesellten sich auf thüringischem Boden unzählige Gestalten und Schatten, verkörperte Natureindrücke und historische Erinnerungen. Gar manche Helden der deutschen geschichtlichen Sage bis auf Kaiser Friedrich den Rotbart, der im Kyffhäuser an den Grenzen des Landes jahrhundertelang im Zauberschlaf ruht, wurden in Thüringen heimisch; mit frischer und glücklicher sagenbildender Kraft belebte und schmückte sich das Volk vor allen die mittelalterlichen Landesherrscher, die auf der Wartburg hofhaltenden Landgrafen. Ludwig der Springer und Ludwig der Eiserne, den der Schmied von Ruhla hart schmiedet, und der die rebellischen volksbedrückenden Ritter den Pflug über den Edelacker ziehen läßt, Ludwig der Milde, der auf der Kreuzfahrt stirbt, Landgraf Hermann, an dessen glanzvollem Hofe der Sängerkrieg stattfindet, Ludwig der Heilige und seine ungarische Gemahlin, die heilige Elisabeth, alle lebten und leben vom Sagenschimmer umwebt und verklärt im Gedächtnis ihres Volkes. Selbst über den Ausgang des eigentlichen Mittelalters hinaus behielten die Thüringer den Trieb und Zug, sich mit reger Phantasie Charakterzüge und Lebensschicksale volkstümlicher Fürsten auszugestalten, und von Johann Friedrich dem Großmütigen bis zu Ernst dem Frommen, ja bis zu Karl August von Weimar mischen sich mit beinahe jeder geschichtlichen Erinnerung sagenhafte Elemente. Die Teilung des Landes in zahlreiche Ländchen, die oft kaum mehr waren als große Herrschaften, rückte hier alle Lebenskreise enger aneinander, auch die fürstlichen Häupter standen den Geringsten im

Volke menschlich näher als anderwärts, und Eindrücke wie Widersprüche der Wirklichkeit nährten fortgesetzt die alte Lust des Volkes an buntem Phantasieleben.

Nicht das geschichtliche Dasein allein wurde auf und an den Bergen des Thüringer Waldes vom unablässigen Walten vielgestaltiger Einbildungskraft erhellt und vertieft. Wohl gewann in Land und Stadt von alters her die Masse des Volkes ihren Unterhalt bei Feldwirtschaft und kleinstädtischem Gewerbe, doch diese Mehrzahl war mannigfach mit Berufsarten durchsetzt, über denen ein Hauch des Besondern schwebte. Das waldreiche Land hegte Tausende von Förstern, Jägern, Forst- und Wildhütern, Holzfällern und Holzfuhrleuten, überall rauchten die Meiler der Köhler, der Vogelsteller war und blieb hier eine volkstümliche Gestalt, in allen pflanzenreichen Gründen suchten die „Balsamträger" ihre heilkräftigen Wurzeln und Kräuter, mit denen sie dann hausierend durch ganz Deutschland und darüber hinaus wanderten, die Goldwäscher mühten sich, dem Sandgrunde der Schwarza und andern Flüssen jedes Goldkorn abzulisten, damit die Fürsten von Rudolstadt ihre Trauringe aus Landesgold schmieden und ein Herzog von Hildburghausen Dukaten aus solchem prägen lassen konnten. Der Bergbau, in frühern Tagen bedeutend und ergiebig, trotz der Ungunst der Zeiten und der Erschöpfung der Erzlager bis in das vorige Jahrhundert hinein betrieben, da und dort erneuert, nährte noch immer eine Anzahl von Bergleuten und weckte in begierig gehörten fabelhaften Berichten vom ehemaligen Gold- und Silber-, Kupfer- und Eisenreichtum die Hoffnung auf plötzliche Glückswechsel. Zahllose einsam liegende Mühlen, Sägewerke, Glashütten, Eisenhämmer, Nagelschmieden waren die Wohnstätten eigentümlich gearteter Menschen, deren innerstes Leben trotz harter Arbeit unter der Herrschaft der Phantasie stand. Von Geschlecht zu Geschlecht durch-

zogen wunderbare Überlieferungen und wache Träume die schlichte Wirklichkeit mit goldnen Fäden, halfen die angestammte Lebenslust verstärken. Dazu wirkte landauf und landab der Zauber der Töne, Thüringen war, wie Voß in seiner „Luise“ rühmt, das Land, „wo jeglicher Bauer Musik weiß“; nicht zufällig hatte die große Kantorenfamilie der Bach hier ihre Heimat; auf dem Grunde einer volkstümlichen Musikliebe entfaltete sich in Stadt und Land durch Jahrhunderte hindurch die mannigfaltigste und reichste Musikpflege. Das Volkslied scheint hier auch in der Zeit nicht verstummt und erstorben zu sein, wo es überall sonst verklang, und in Anlehnung an Kirche und Schule und nicht minder an die fröhliche Lust der Volksfeste — Jahrmärkte, Vogelschießen, Kirmestänze — gediehen in Thüringen der Gesang und jede Art von Instrumentalmusik. Bei bescheidnen Mitteln wurde außerordentliches erstrebt und geleistet und ein gewisser Kunstsinn bis in die Schichten des anspruchslosesten Kleinbürgertums hinein schon früh verbreitet. Seine tiefsten Wurzeln hatte dieser Kunstsinn bis weit in das achtzehnte Jahrhundert in einem warmen und freudigen protestantischen Glaubensleben.

Erschien doch die Erinnerung an die Vergangenheit, soweit sie nicht historische Sage war, dem Thüringer volle zwei Jahrhunderte lang mit der Geschichte der Reformation und des gereinigten Glaubens verknüpft. Auf thüringischem Boden hatte wenn nicht die Wiege Luthers selbst, doch die seiner bäuerlichen Eltern und Voreltern gestanden. Die Wartburg hatte den von Worms heimkehrenden in einer bedenklichen Krisis seines Lebens geborgen und beschirmt und den Beginn der Bibelverdeutschung, die Übertragung des Neuen Testaments gesehen. Thüringisches Land war das schmale Erbe des Fürstengeschlechts, das mehr als ein andres für die Sache des Evangeliums gestritten und

gelitten hatte. Noch ehe Johann Friedrich, der Besiegte von Mühlberg, die „fröhliche Wiederkunft“ aus kaiserlicher Gefangenschaft gefeiert hatte, ließ er seine erste und vornehmste Sorge die Errichtung der Hochschule Jena sein, die als eine Burg der reinen Lehre, wie die Epigonen Luthers sie auffaßten, ins Leben gerufen wurde. Im thüringischen Volke galt der unglückliche Johann Friedrich der Mittlere, der Beschützer Grumbachs, ebensowohl als Glaubensmärtyrer wie sein Vater, und die Belagerung von Gotha, das greuelvolle Blutgericht über die Ächter, die jahrzehntelange Gefangenschaft der Herzogs im Schlosse von Wiener-Neustadt und die Treue seiner Gemahlin, der pfälzischen Elisabeth, die diese Gefangenschaft geteilt hatte, erhielten sich im Gedächtnis vieler Generationen. Unter den protestantischen Kämpfern des Dreißigjährigen Krieges ragten die Brüder Ernst, Wilhelm und Bernhard von Weimar hervor, und namentlich Herzog Bernhard, der an Gustav Adolfs Seite gefochten und nach dem Fall des Schwedenkönigs den Sieg von Lützen entschieden hatte, blieb eine volkstümliche Heldengestalt, eine lichte Erinnerung aus dunkler Unheilszeit. Für die Tage der allmählichen Wiederherstellung Deutschlands nach dem Westfälischen Frieden aber hatte wiederum Thüringen in der charakteristischen Persönlichkeit Herzog Ernsts des Frommen, des Bruders Bernhards, einen vorbildlichen und weithin bewunderten Fürsten besessen, dessen feste evangelische Überzeugung, dessen tief religiöse Empfindung, dessen schlichte Pflichttreue und landesväterliche Sorgfalt über ein Jahrhundert nach seinem Tode noch unvergessen waren. Konnten die Tugenden des seltenen Fürsten nicht auf seine zahlreichen Nachkommen vererbt werden, so hinterließ Ernst der Fromme dem von ihm beherrschten und unter seine Söhne geteilten Lande in seinen Kirchen- und Schulordnungen, in hundert wohltätigen Einrich-

tungen unverlierbare Grundlagen thüringischer Volksbildung und Volkswohlfahrt. Sie erwiesen ihre Kraft noch in Zeiten, wo weder die Glaubensglut des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts noch Herzog Ernsts patriarchalisches Fürstentum mehr nachwirkten.

Denn das achtzehnte Jahrhundert zeigte den zersplitterten thüringischen Landen sein Doppelgesicht in besonders bemerkbarer und jäh wechselnder Weise. Der fürstliche Absolutismus, die schrankenlose Selbstregierung großer und kleiner Herren, die sich einmal auf die äußerlichste, meist komische, immer verächtliche Nachahmung des Genußdaseins und des blendenden Hofhalts zu Versailles und auf die Erpressung der Mittel für ein solches Dasein zuspitzte, und ein andres mal bis in Topf und Tiegel hinein die allwaltende Vorsehung für die Untertanen spielte, hatte in den kleinen Herzogtümern und Fürstentümern Thüringens mannigfache Vertreter, und die Schicksale der kleinen Städte und Dörfer, über die die Selbstherrscher regierten, gestalteten sich dementsprechend gar verschieden. Da es nicht an Mischungen und zum Teil recht wunderlichen Mischungen der gegensätzlichen Elemente fehlte, und die fürstliche Willkür hier mannigfache Widerstände und Schranken in der Landesnatur, der Überlieferung und eingewurzelten Gewohnheit, in der Dürftigkeit der Mittel und den Einflüssen der Nachbarländer fand, so steigerte sich die Mannigfaltigkeit der gebietenden Erscheinungen und Gestalten, ohne daß die Thüringer Herzogtümer und Fürstentümer so bedenkliche Sultane erhielten, wie Markgraf Karl von Ansbach oder Karl Eugen von Württemberg, oder so gewaltsam das Leben aller ihrer Untertanen lenkende Regenten sahen, wie Herders ersten gnädigen Herrn, den Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg. — Dafür entfaltete sich der Drang zu einem aufgeklärten und menschlich wohlwollenden Regiment, der „Wetteifer in

beschränkten Zuständen" (Ranke), das Streben zur Förderung der aufblühenden Literatur und Kunst an den kleinen Höfen Thüringens in freier und glücklicher Weise und erhob schließlich am Ausgang des Jahrhunderts, einen geistvollen, großen Fürsten wie Karl August von Weimar ganz erfüllend, eine thüringische Herzogsresidenz und die Gesamtuniversität der ernestinischen Häuser zu den geistigen Mittelpunkten Deutschlands. Sah der Beginn dieser Glanzzeit noch so ausgeprägte Verschiedenheiten, wie die Nachwirkungen der Voltairebewunderung, der französischen Bildung und des französischen Geschmacks, die Herzogin Dorothea dem Hofe zu Gotha hinterlassen hatte, und den poetischen Lebensrausch, die Lust an der lebendigen Natur und der kühnen Phantasie der jungen deutschen Dichtung, mit denen Goethe und sein fürstlicher Freund den Hof von Weimar erfüllten, so lösten sich diese Gegensätze um die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts in eine Art Einheit auf, und die Zeit der napoleonischen Kriege und des Weltfriedens nach 1815 fand die Besonderheit der Kultur und des Lebens in den thüringischen Kleinstaaten voll entwickelt. In Stadt und Land waltete bei engen, materiell knappen, ja oft dürftigen Verhältnissen bescheidne aber ungebrochne Lebensluft und eine weitverbreitete Bildung und geistige Beweglichkeit, die jahrzehntelang von Philosophie und Literatur, von Dichtung und Musik genährt worden war. Nicht umsonst hatte das große Viergestirn über der Ilm geleuchtet und ihre leisere Welle manches unsterbliche Lied vernommen, nicht umsonst war man in Jena im Besitz der neuesten Philosophie gewesen und „hatte das Vorstellungsvermögen immer höher hinauf abstrahiert", ein Abglanz all dieses Lichtes strahlte in die verborgensten Winkel Thüringens hinein und weckte tätige und genießende Teilnahme an den höchsten geistigen Bestrebungen.

Bis zum Eingang des neunzehnten Jahrhunderts war die Mitwirkung eingeborner Thüringer an dem literarischen Leben, dessen Stätte ihr Land war, verhältnismäßig nur gering geblieben. Wie sich vor Zeiten am Wartburghofe Hermanns des Reichen die ritterlichen Dichter aus dem deutschen Süden und Westen gesammelt hatten, wie Herzog Wilhelm von Weimar nach dem Dreißigjährigen Kriege als Haupt des Palmenordens den wenigstens an den Grenzen Thüringens gebornen Dichter Georg Neumark von Hamburg her zum Erzschreinhalter der Fruchtbringenden Gesellschaft berufen hatte, so waren es durchgehend Angehörige andrer deutscher Stämme, die die Glanzzeit von „Weimar-Jena der großen Stadt" heraufführten. Selbst unter den zahlreichen Talenten zweiter Ordnung, die im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts an den kunstsinnigen kleinen Höfen selbst oder im Dunstkreis dieser Höfe lebten und schufen, fanden sich nur wenig Thüringer, unter ihnen der Gothaner Gotter als letzter poetischer Vertreter des französischen Geschmacks in der deutschen Literatur, der phantasiereiche Erzähler Karl August Musäus aus Jena und als der talentvollste und fruchtbarste von allen der Weimaraner August von Kotzebue, dem ein schlimmes Geschick und nicht minder ein schlimmer Zug seiner Natur niemals vergönnten, in der Heimat Wurzel zu schlagen. Doch im Wendepunkt des achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts, als Goethe und Schiller ihrer Mitwelt eng verbunden gegenübertraten, die junge Romantik ihr Hauptquartier am Fuß des Fuchsturms aufschlug, als Fichte Reinhold, Schelling Fichte und Hegel Schelling auf dem Jenenser philosophischen Katheder ablöste, da wurden die Einwirkungen der großen Eingewanderten von Wieland bis zu Jean Paul in Thüringen selbst merkbar. In Goethes und Schillers unmittelbarer Umgebung erwuchsen sinnige

weibliche Talente: die Verfasserin der „Agnes von Lilien", Schillers Schwägerin Karoline von Wolzogen, die zartsinnige Dichterin der „Schwestern von Lesbos" Amalie von Imhof (von Helwig), die schwärmerische Sophie Mereau leuchteten bescheidnen, aber zahlreichen Nachahmerinnen voran. Romanschriftsteller wie Ernst Wagner aus Roßdorf bei Meiningen, dessen Romane „Wilibalds Ansichten des Lebens" und „Die reisenden Maler" noch nicht völlig vergessen sind, wie Wagners Freund Friedrich Mosengeil aus Schönau bei Eisenach oder Herzog August Emil von Gotha als Verfasser des Romans „Ein Jahr in Arkadien" waren schaffende Zeugen dafür, wie Goethes und Jean Pauls Vorbilder und mancherlei Bildungsatome, die sich gleichsam mit der Thüringer Luft mischten, auch auf die Eingebornen Thüringens gewirkt hatten. Die starke Unterströmung der Literatur aber, die sich den Kunstforderungen der großen Dichter zum Trotz auf die Macht des Stoffes verließ und dem Stoffhunger eines unterhaltungs- und zerstreuungsbedürftigen Publikums roh bereitete aber massenhafte Nahrung lieferte, hatte auch hier ihre Vertreter. Goethes eigner Schwager, Christian August Vulpius aus Weimar, von dessen „Rinaldo Rinaldini" wenigstens der Titel fortklingt, und der meiningische Forstrat Karl Gottlob Cramer, Lehrer an der Forstakademie zu Dreißigacker, wurden die Väter des neuen deutschen Ritter- und Räuberromans. Um jedes der Hoftheater, die nach dem Vorgang Weimars in den thüringischen Residenzen erstanden, sammelte sich eine Gruppe einheimischer Dramendichter, die bald dem äußerlichen Nachklang des Schillerschen Pathos huldigten, bald und zwar häufiger in den Spuren Kotzebues meist mit mehr gutem Willen als Geschick dem platten Alltagsbedürfnis kleiner Bühnen zu dienen trachteten. An Erzähler und Dramenschreiber schloß sich die Schar der Lyriker an, die vom Grabfeld bis zur Goldnen

Aue in Stadt und Land saßen und im Weiterklimpern der lyrischen Grundtöne des großen Zeitalters ihrem eignen poetischen Sinne wie dem ihrer Umgebungen genug taten.

Wohl mochte Goethe, der als Altmeister noch eine zweite Generation romantisch angehauchter thüringischer Poeten sah, die in den zwanziger Jahren zu dichten und zu wirken begann, mit bezug auch auf seine nächste Umgebung zu Eckermann sagen: „Das ganze Unheil entsteht daher, daß die poetische Kultur in Deutschland sich so sehr verbreitet hat, daß niemand mehr einen schlechten Vers macht. Wäre ein einzelner, der über alle hervorragte, so wäre es gut, denn der Welt kann nur mit dem Außerordentlichen gedient sein." Und auch jenes andre Wort, daß der heutigen Kunst „das Männliche fehle", durfte auf das literarische Leben angewandt werden, wie es sich seit dem ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts im Umkreise des thüringischen Landes entfaltete. Gleichwohl war zur Zeit, als das eine und das andre Wort gesprochen wurde, der einzelne, der über alle hervorragen, der das Außerordentliche leisten und das Männliche zu Ehren bringen sollte, für Thüringen längst geboren und wuchs unter den mannigfachen Einflüssen der Natur und des Lebens, der weitern wie der engern Heimat empor.

Die engere Heimat des künftigen Dichters aber war das kleinste der kleinen ernestinischen Herzogtümer, die seit der Landesteilung unter den Söhnen Ernsts des Frommen vom Jahre 1680 an bis ins neunzehnte Jahrhundert bestanden. Während die Linien Sachsen-Eisenberg und Sachsen-Römhild rasch wieder verschwanden, hatte sich die Linie von Hildburghausen nicht eben zum Glück für das Ländchen erhalten, das einen Staat vorstellen sollte. Fünf Städte oder Städtchen, vier Marktflecken und wenig über hundert Dörfer

hatten hier ein fürstliches Selbstgefühl und eine prunkhafte Hofhaltung im Stile Ludwigs des Vierzehnten zu tragen gehabt; mehr als drei Menschenalter hindurch war das unerquickliche Schauspiel großer Anläufe, pomphafter Absichten und kläglich dürftiger Ausgänge aufgeführt worden. Herzog Ernst Friedrich der Erste (von 1715 bis 1724) bestrebte sich umsonst, seine kleine Residenz durch Prunkbauten und ein Gymnasium academicum (das nur bis 1729 bestehn konnte) zu einem Mittelpunkt eleganten und geistigen Lebens zugleich zu erheben, Herzog Ernst Friedrich der Zweite (1724 bis 1745) zog sich zwar die ungeheure Schuldenlast, die auf dem Ländchen lag, zu Gemüte, wußte aber gleichwohl nicht zu hindern, daß sie beständig anwuchs, sein Sohn Ernst Friedrich Karl der Dritte (1748 bis 1780) vollendete in langer Regierung den Ruin des Landes und schließlich seinen eignen. Ein prachtliebender, in der Weise des achtzehnten Jahrhunderts gebildeter und in seiner eigensten Weise gutmütiger, aber schwacher Herr, hatte er früh verlernt, das Mißverhältnis zwischen seinem fürstlichen Selbstgefühl, seiner Neigung zu Pomp und Vergnügen und den Kräften seines kleinen, schon schwerverschuldeten Herzogtums in Betracht zu ziehen. Er versuchte militärischen Glanz um sich zu verbreiten, ernannte Generale und Obersten, ließ Uniformen für mehrere Regimenter fertigen und konnte am Ende kaum eine Kompagnie vollzählig und feldtüchtig erhalten, er gründete eine Bibliothek und ein Hoftheater, zu dem ganz Hildburghausen freien Zutritt hatte, träumte von der Wiederaufrichtung einer Ritterakademie, bestritt den unsinnigsten Aufwand Jahre hindurch mit schlecht versilberten Kupfermünzen (zu denen freilich die Ephraimiten Friedrichs des Großen das Vorbild abgegeben hatten) und ließ, als der kaiserliche Reichshofrat in Wien gegen diesen schmählichen Mißbrauch landesherrlicher Gewalt Einspruch erhob, gelehrte

Druckschriften verfassen als „überzeugenden Beweis, daß von uralten Zeiten her Sachsen-Hildburghausen das Münzregale zustehe". Als es 1779 trotz schier unerschwinglicher Steuern, Münzverschlechterung, Blankoschuldverschreibungen, Wechseln und Handdarlehen bei Juden und Christen, Verpfändungen, Titel- und Stellenverkäufen zum völligen Bankerott kam, die Entmündigung des verschwenderischen Herzogs unvermeidlich wurde, und sein Oheim, der alte kaiserliche Feldmarschall Prinz Joseph von Hildburghausen (der in jungen Jahren als Soldat in Italien Lorbeeren erworben, aber als Oberbefehlshaber der gegen Friedrich den Großen aufgebotenen „eilenden — im Volksmund „elenden" — Reichsexekutionsarmee" an der Seite der Franzosen und mit der Niederlage bei Roßbach den größten Teil seines kriegerischen Ruhms eingebüßt hatte) an die Spitze einer kaiserlichen Debitkommission und der Landesverwaltung treten sollte, versuchte sich der fürstliche Verschwender mit Gewalt zu behaupten. Er rief sein „Landregiment" unter die Waffen, und Hildburghausen sah kriegerische Pfingsten. Am Ende gab sich der Herzog grollend in das Unvermeidliche, wurde auf ein kärgliches Einkommen von jährlich zwölftausend Gulden eingeschränkt und zog sich aus der Residenz in das Sommerschloß Seidingstadt zurück, wo er im September 1780 starb.

Mit der langjährigen Regierung seines Sohnes, des Herzogs Friedrich des Vierten (1780 bis 1826), des letzten souveränen Herzogs von Sachsen-Hildburghausen, ging auch für dieses kleine und hartgeprüfte Land ein Spätsommer behaglicher und für die Untertanen erquicklicher Kleinstaaterei auf. Das Land hatte sich nicht wesentlich vergrößert, aber Landbau und bürgerliche Gewerbe doch in dem Maße gehoben, daß das Herzogtum des verständigern und besonnenern Regiments seines jungen Fürsten froh werden konnte. Der

Hofhalt, der noch immer stattlich genug und für die Verhältnisse vielleicht zu stattlich war, wurde doch im ganzen auf den Fuß der andern kleinsten Höfe gebracht, die patriarchalisch-idyllische Seite fürstlichen Daseins hervorgekehrt, eine Landesregierung mit geordnetem Wirkungskreis errichtet, eine neue landständische Verfassung gegeben und 1812 ein Gymnasium in Hildburghausen begründet, das sich diesmal als eine dauernde Schöpfung erwies. Gleich den freundnachbarlichen thüringischen Kleinstaaten rettete sich Sachsen-Hildburghausen durch die Stürme der Revolution, der großen Kriegszeit hindurch und glitt am Ende friedlich aus dem Rheinbund in den neuen Deutschen Bund hinüber. Die Opfer an Gut und Blut wurden schwer empfunden, aber da die gewohnten Verhältnisse so ziemlich unangetastet blieben, so zeigte das Leben in dem grünen Tal der obern Werra während der letzten Jahrzehnte des Herzogtums in Krieg und Frieden beinahe die gleichen Züge.

Unter dem Einfluß veränderter Anschauung und Bildung, unter der Wirkung des Hauches, der von Weimar und Jena über Höhen und Tiefen des Thüringerlandes wehte, wandelte sich auch, am spätesten unter allen, der Hof von Hildburghausen zum Musenhofe. Wenn man hier im achtzehnten Jahrhundert, in der Prunk- und Verschwendungsperiode, wohl auch gelegentlich die Mäcenasrolle versucht hatte, so war sie recht eigentlich eine Maskenrolle geblieben. Kein namhafter Gelehrter, kein Dichter und Künstler von Bedeutung oder großem Streben hatte unter dem Hildburghäuser Rautenschilde Schutz und Förderung gefunden. Die vereinzelten Besuche literarischer Größen der Zeit waren niemals dem Wunsch entsprungen, an diesem Hofe geistige Teilnahme zu gewinnen; als Klopstock im Februar 1751 auf der Reise von Zürich nach Kopenhagen einige Tage in Hildburghausen verweilte,

geschah es lediglich, um der ersten Gemahlin Ernst Friedrichs des Dritten, Luise von Dänemark, der Schwester seines neugewonnenen königlichen Gönners, seine Ehrfurcht zu bezeugen; als sich Goethe im Mai 1782 dem Regenten von Hildburghausen, dem alten Feldmarschall Prinz Joseph vorstellte, der ihm „Audienz im Bette gab und gleich nachher zur Tafel angekleidet war", erschien er lediglich als Geheimrat und Gesandter des weimarischen Hofes. Seit dem Regierungsantritt Herzog Friedrichs und seiner Vermählung mit der geistvollen und liebenswürdigen Prinzessin Charlotte von Mecklenburg-Strelitz, einer Schwester der Königin Luise von Preußen, trat hierin ein Umschlag ein, man lebte auch in Hildburghausen in den ästhetischen Interessen der Zeit und hatte nur weniger Glück mit den Trägern dieser Interessen als die Höfe von Weimar, Gotha und Meiningen. Wohl kam Jean Paul 1799 nach Hildburghausen, wurde an den Hof gezogen, verlebte in der kleinen Residenz und im Sommerlustschloß Seidingstadt poesiereiche Tage und bezeugte die enthusiastische Verehrung, die er für die Herzogin Charlotte und ihre schönen Schwestern faßte, durch die Widmung seines eben entstehenden „Titan" („den vier schönen und edeln Schwestern auf dem Thron"), sah sich durch ein Dekret Herzog Friedrichs zum herzoglich sächsischen Legationsrat befördert und verlobte sich schließlich mit der Hildburghäuserin Karoline von Feuchtersleben. Aber gerade die rasche Wiederauflösung dieser Verlobung wurde die Ursache, daß Jean Pauls Verhältnis zum Hildburghäuser Hof nur ein vorübergehendes blieb. Einige Jahre später glaubte man in dem zum Kammerdirektor ernannten, dichterisch begabten und abenteuerlichen Freiherrn Gustav Anton von Seckendorff den Mann gewonnen zu haben, den der Hof bedurfte, und mag nicht wenig überrascht gewesen sein, als Seckendorff nach kaum einem Jahre seinen

Abschied begehrte, um danach als reisender Deklamator und Vorleser „Patrik Peale" Deutschland zu durchziehen. Besser gelang es mit der Pflege der Musik, die durch eine kleine, aber vorzügliche fürstliche Kapelle und die persönliche Teilnahme der Herzogin Charlotte, von deren „Nachtigallenstimmritze" Jean Paul in den Briefen an Otto schwärmt, und die bei größern Aufführungen kirchlicher Musik wohl selbst eine Solostimme übernahm, in bemerkenswerter Weise gefördert wurde. Der altherkömmliche naturwüchsige Thüringer Musiksinn entwickelte sich unter solchen Umständen auch in kleinbürgerlichen Kreisen zu einem bewußten Kunstsinn und Kunstgeschmack. Noch manches Jahrzehnt, nachdem Hildburghausen aufgehört hatte, eine Residenz zu sein, war es der Stolz der Bürger, daß der junge Karl Maria von Weber in ihrer Stadt (1796 bis 1797) durch den Kammermusikus (Oboisten) Johann Peter Heuschkel seinen ersten regelmäßigen musikalischen Unterricht empfangen hatte, noch lange erzählte man von den Kirchenkonzerten unter der Leitung des talentvollen Kapellmeisters Gleichmann, in denen Herzogin Charlotte die großen Arien mit entzückender Klarheit und Weihe gesungen hatte.

Zu Konzerten dieser Art wie zu den derbern althergebrachten Volksfesten der Vogelschießen und Jahrmärkte drängten sich in der kleinen Residenz auch zahlreiche Gäste aus den vier andern Städtchen des Herzogtums zusammen. Die wichtigste dieser Landstädte war das wenig Stunden von Hildburghausen liegende Eisfeld. Als das schmale Erbe Ernsts des Ersten, des sechsten Sohnes Ernsts des Frommen, ein selbständiger „Staat" wurde, hatte die erlauchte Landesherrschaft längere Zeit geschwankt, ob sie Hildburghausen, Heldburg oder Eisfeld zur Hauptstadt erheben sollte, und um 1683, wo sich Hofhalt, fürstliche Kanzlei und Rentkammer bereits in Eisfeld befanden, schien die Frage entschieden.

Unbekannte Gründe bestimmten am Ende doch den Herzog, Hildburghausen den Vorzug zu geben — man darf sagen zum Glück für das Städtchen Eisfeld, in dem ein tüchtiger Bürgersinn herrschte, der sich nun durch das schlimme Jahrhundert der Verschwendung und Prunkwirtschaft behaupten konnte. Während Hildburghausen in den Vergnügungstaumel und nachher in den Bankerott des Hofes hineingerissen wurde, erhielt sich in dem benachbarten Eisfeld der alte Geist rühriger Arbeitslust, besonnener Sparsamkeit und daher trotz allem Druck der Zeiten eine gewisse Wohlhabenheit und die volle Ehrenfestigkeit alter Sitte, die die Lebenslust ja keineswegs ausschloß. Rühmte noch im Jahre 1851 G. Brückner in seiner „Landeskunde des Herzogtums Meiningen" den Eisfeldern nach, daß sie am Alten hingen, „stolz auf ihr Bürgertum und Bürgerrecht, äußerst tätig und sparsam, freilich oft in Eigennutz übergehend, von gewecktem, empfänglichem Sinn und von meist noch echter Kirchlichkeit seien", so darf man annehmen, daß alle diese Tugenden in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts noch in frischrer Blüte standen. Auch diese kleine fränkisch-thüringische Stadt hatte in ihren Erlebnissen und Schicksalen seit Jahrhunderten Eigenart und Schicksal des Landes gespiegelt und konnte, als sie berufen war, dem größten neuern Dichter Thüringens die ersten und nachhaltigsten Eindrücke zu geben, in ihrer Lage und Geschichte, in Besonderheit und Sitte ihrer Bewohner ihrem poetischen Sohne eine nicht zu verachtende Mitgift an Naturfreude, an frischem mannigfaltigem Leben verleihen.

Eisfeld — zur Zeit der Geburt des Dichters Otto Ludwig eine Kleinstadt von 2500 (auch noch 1880 von nur 3500) Seelen — liegt an beiden Werraufern und auf der obern Werraterrasse, die dicht zum Fuße des Thüringer Waldes heranrückt, in grüner Hügel- und

waldreicher Umgebung, in der sich jeder Reiz mitteldeutscher Landschaft entfaltet. Auch heute, wo die Werrabahn das Talgelände durchschneidet, erscheint das Städtchen als friedlich-stiller Ort, der ein paar Jahrzehnte früher, als nur die Straßen von Koburg nach Schleusingen und Hildburghausen hindurchführten, noch mehr als heute das Gepräge der Weltabgeschiedenheit getragen haben muß. Wer von der Bahnstation her dem Städtchen zuwandert, erreicht bald an vorstädtischen Häusern, Gasthöfen und Ausspannungen vorüber einen mäßig erhöhten Platz, auf dem sich die stattliche spätgotische Stadtkirche zur heiligen Dreieinigkeit erhebt, an dem auch der alte schöne Bau der Stadtschule mit lateinischer Inschrifttafel von 1575 und die Predigerhäuser liegen. Erst hinter der Kirche beginnt die Hauptstraße der Oberstadt, sodaß der alte Volkswitz mit Recht spotten konnte, die Eisfelder gingen zum Tore hinaus, wenn sie in die Kirche wollten. Der Hauptmarkt mit dem vom Hildburghäuser Baumeister Georg Buck erbauten Rathaus, mit der Apotheke, dem Gasthof zum „Deutschen Haus“ und einigen kleinstädtisch-patrizischen, stilles Behagen atmenden Häusern gemahnt um so mehr an den Marktplatz des Städtchens in „Hermann und Dorothea“, als auch er aus dem Brande der zwanziger Jahre zum größten Teil neu erstanden ist. Über dem Markt, diesen und die gesamte Oberstadt noch überragend, bildet das Schloß mit dem „steinernen Haus“, dem großen, runden Turm und einigen Nebengebäuden den Abschluß der Stadt nach Nordosten. Der Oberbau des Schlosses, von Ernst dem Frommen 1658 hergestellt, diente zur Zeit der Hildburghäuser Selbständigkeit als Witwensitz des fürstlichen Hauses und wurde seit dem Anfall an Meiningen zum Sitz von Verwaltungs- und Gerichtsämtern und zu Beamtenwohnungen bestimmt.

Die Alt- oder Unterstadt an der Werra und am

Mühlgraben mit ihrem Gemisch alter und neuer, meist nur ein- und zweistöckiger Häuser, vielfach von Gärten umhegt, vervollständigt das Bild einer wohlgelegnen, sich behaglich ausbreitenden Landstadt, in der Ackerbau und Viehzucht neben dem Handwerk und einer beginnenden Industrie vor zwei Menschenaltern natürlich noch mehr als heute Raum hatten.

Auch Eisfeld hatte gute und schlimme Zeiten gesehen; die Berichte von der frühern Herrlichkeit und dem Ertrag des mittelalterlichen Eisen- und Kupferbergbaues wie vom Goldreichtum des Werrasandes mochten sagenhaft sein, aber sicher gehörte Eisfeld zu den zahlreichen Städten, die vor dem großen Kriege eine größere Blüte des Wohlstandes, gedeihlicher Regsamkeit und bürgerlichen Selbstgefühls gehabt hatten, als ihnen nachher beschieden war. Die städtischen Erinnerungen knüpften auch hier zunächst an die Reformationszeit an; es war der Stolz der Stadt, daß einer der nächsten Wittenberger Genossen Luthers, Dr. Justus Jonas, nach dem Schmalkaldischen Kriege und der Katastrophe Johann Friedrichs in ihrer Superintendentur eine stille Zuflucht für seine letzten Jahre gefunden hatte und in ihrem Boden ruht. — Der große Krieg, die „Schwedenzeit", hatte Eisfeld Verwüstung und grauenhaftes Elend hinterlassen, die apokalyptischen Reiter Krieg, Pest, Hunger und Tod waren fast Jahr für Jahr durch das stille Werratal hindurchgesprengt, vier große Brände hatten die Stadt wiederholt in Trümmer gelegt, das Friedensfest war schließlich nur von einem armseligen Häuflein herabgekommner Menschen begangen worden. Im Gedächtnis der Nachlebenden aber hatte die Unheilszeit hier wie überall den brennendsten Wunsch nach friedlicher Existenz und die äußerste Fügsamkeit hinterlassen; die schlimmsten Erlebnisse des achtzehnten Jahrhunderts schienen den Menschen erträglich im Vergleich mit dem, was ihre

Vorfahren erduldet hatten. So war trotz alles schlechten Regiments der frühern Hildburghäuser Herzöge und trotz aller stillen Opposition gegen den Residenzgeist Eisfeld die getreue Stadt ihrer Landesherren geblieben und konnte sich unter Herzog Friedrichs verständigem Walten im Strahl einer bessern und trotz der Kriegsjahre zu Anfang des Jahrhunderts behaglichern Zeit. Wie zum Wahrzeichen dieser Zeit wurde als Mittelpunkt echt thüringischer Volkslust mitten in den Jahren der Truppendurchmärsche und der Kriegssteuern (1809 und 1810) der Eisfelder „Schützenhof" erbaut und ein großer Teil der alten Befestigungen niedergerissen, mit denen Ernst der Fromme die Stadt umgeben hatte. Zu Otto Ludwigs Knaben- und Jünglingszeit standen von diesen Befestigungen noch das Koburger Tor und das obere Tor, die erst in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts verschwanden. In dem offnen, baum- und gartenreichen Städtchen entfaltete sich das Leben, das den thüringischen Städten gemeinsam war, und über dem nach dem Weltfrieden von 1815 die Zuversicht schwebte, daß es immer so bleiben könnte.

So klein und unbedeutend Eisfeld war, so nahe sich seine Bewohner standen, so gab es auch hier ein städtisches Patriziat, das sich durch mäßigen Besitz und größere Bildung von der Durchschnittszahl der klugen, lebensfrohen und selbst kunstsinnigen Bürger unterschied. Dieser kleinstädtischen Aristokratie gehörte auch die Familie an, aus der der größte Dichter Thüringens hervorgehen sollte. Seit dem Anfange des Jahrhunderts war der juristische Beirat der Stadtbehörden und Vorstand des Stadtgerichts Ernst Friedrich Ludwig, der die Titel eines Stadtsyndikus und eines herzoglich hildburghäusischen Hofadvokaten führte. Einer im Lande altangesehenen und nach damaligen Begriffen wohlhabenden Familie entsprossen, hatte Ernst Ludwig zu Erlangen und Jena die Rechte stu-

diert und danach das wichtige Verwaltungsamt mit dem Vorsatze übernommen, seiner Vaterstadt nach Möglichkeit gute Dienste zu leisten. In der gemütvollen und poetisch angehauchten Natur des jungen Juristen waltete offenbar auch ein Element energischer Tatenlust und reformatorischen Dranges, die sich betätigten, als Ernst Ludwig an die Umgestaltung der Verwaltung von Eisfeld und an die Wegräumung veralteter Mißbräuche ging. Otto Ludwig selbst charakterisierte in spätern Jahren seinen Vater als einen schroff ehrlichen, bis zum Eigensinn festen, innerlich aber zarten und weichen Mann. Die ästhetische Bildung, die er nach der Sitte der Zeit erworben hatte, und die in der Herausgabe eines Bändchens lyrischer Gedichte öffentlich bezeugt wurde, die klare Humanität und ein Anflug von schwärmerischem Idealismus bekundeten, daß ihn der Geistesatem Herders und Schillers umhaucht hatte. Die Lust an praktischen Verbesserungen, die er an den Tag legte, verriet, daß er nicht nur der Zeitgenosse der Dichter- und Denkerheroen, sondern auch Salzmanns, Rudolf Zacharias Beckers und seines allverbreiteten „Not- und Hilfsbüchleins" war.

Stand Ernst Ludwig um seiner Abstammung, um seiner Studien und Talente wie um seiner Wohlhabenheit willen in gutem Ansehen bei seinen Mitbürgern, so vermehrte sich nicht die Achtung, aber die Geltung, die er in Eisfeld genoß, als er 1807, im Jahre des Tilsiter Friedens, seinen Herd gründete und die Tochter des Kaufmanns und Senators Otto, Sophie Christiane Otto, heimführte. Sicher darf man nach der ganzen Innerlichkeit wie dem spätern Verhältnis der Brautleute, nach der Lebensanschauung und Lebensstimmung ihrer Kreise annehmen, daß es eine Neigungsehe war, die sie schlossen, ein Bund, an dem die Liebe den stärksten Anteil hatte, so passend auch den Draußenstehenden die Gleichheit der Ver-

hältnisse erscheinen mochte. Das Eisfelder Kirchenbuch des Jahres 1807 enthält unter der Rubrik „in die Ehe getreten“ von der Hand des damaligen Superintendenten und Stadtpfarrers J. C. Geudner die Eintragung: „Herr Ernst Friedrich Ludwig, Herzoglich Sächsischer Hofadvokat und Stadtsyndikus allhier, ein Junggeselle, wurde mit Jungfrau Sophie Christiane Ottoin, des Herrn Johann Christian Ottos, Kauf- und Handelsherrn, wie auch Lieutenants bei dem herzoglichen Landregiment und Senators einziger Tochter, nach erlangter Dispensation, ohne Aufgebot von mir, dem Superintendenten abends fünf Uhr in der Stille kopuliert, Mittwochs am 9. Dezember 1807.“ Die Trauung gegen Abend und in der Stille, die an Schillers Trauung in Wenigenjena gemahnt, muß damals in den thüringischen Ländern Mode gewesen sein. Das junge Paar bezog die Amtswohnung, die dem städtischen Rechtskonsulenten zustand, eine Wohnung, die die Geburtsstätte Otto Ludwigs werden, aber in dem großen Brande seiner Vaterstadt, von dem noch zu berichten sein wird, für immer verschwinden sollte.

Knabentage

Dem Stadtsyndikus Ernst Ludwig und seiner jungen Gattin waren in den ersten Jahren ihrer Ehe zwei Kinder bald nach der Geburt wieder entrissen worden, um so lebhafter war die Genugtuung und die Freude, als am 12. Februar 1813, mittags elf Uhr ein Sohn zur Welt kam, in dem man den künftigen Stammhalter der Familie hoffnungsvoll begrüßte. Die Taufe des Neugebornen, der den Namen Otto Ludwig erhielt, fand einige Wochen später, am 11. März statt; als einzige Taufzeugin diente nach dem Eisfelder Kirchenbuch die Großmutter mütterlicherseits, Frau Helene Huldreich Otto, „weiland Herrn Johann Christian Ottos, Kauf- und Handelsherrn, nachgelaßne Witwe". Die Zeit war nicht dazu angetan, eine größere Tauffestlichkeit zu veranstalten, das Kriegswetter, das sich im vorausgegangnen Jahre nach dem fernen Rußland gewälzt, aber mit ungeheuern Durchmärschen jede deutsche Landschaft schwer getroffen hatte, drohte jetzt aus nächster Nähe; vom Westen und Süden her warf Napoleon seine nach der russischen Winterkatastrophe neugebildeten französischen und rheinbündischen Bataillone den vordringenden Preußen und Russen nach Thüringen entgegen; auch Eisfeld mußte wieder unter Durchzügen leiden, die Drangsale des Städtchens mehrten sich während des Waffenstillstandes und als die alten Regimenter aus Spanien unter Marschall Augereau im Spätsommer dem Schlachtfelde von Leipzig

zuzogen. Erst im Frühling von 1814, nach dem Pariser Frieden, atmete man im Werratal wie anderwärts wieder völlig frei auf und sah mit größerm Vertrauen in die Zukunft, als man es im letzten kriegsbewegten Jahrzehnt vermocht hatte.

Ernst Ludwig legte dieses Vertrauen dadurch an den Tag, daß er im Juni 1814 den Grund zur Anlage eines großen Lustgartens erwarb, wie das Städtchen Eisfeld noch keinen aufwies. Zwei „am Heinich", einem Hügelabhang im Osten von Eisfeld liegende gleichwertige Grundstücke, bisher der Bürgerin Elisabeth Margarete Mönch und dem Gastwirt Konrad Lutz gehörend, beide im Kaufbrief als „frei Stadtgut" bezeichnet und jedes für den Preis von 380 Gulden fränkisch erstanden, wurden mit einem Stück Feld des nachbarlichen Rittergutes Steudach, das der befreundete Besitzer des Gutes, Herr Johann Christian Hoffmann, dem Stadtsyndikus käuflich überließ, zusammengefügt und bildeten einen Boden, auf dem der poetische Ernst Ludwig seiner Neigung für Naturgenuß genügen und seinen Schönheitssinn entfalten konnte. Sein Garten, der in natürlichen Terrassen den Stelzener Berg hinter sich zur Höhe des Hügels anstieg, hatte die prächtigste Lage und gewährte von seiner obern Begrenzung Aussicht auf den dunkeln Bergzug des Thüringer Waldes und auf das waldige Quellengebiet, aus dem die Werra und die Itz hervorströmen. Zu Füßen des Gartens aber breitete sich ein farbiges Bild aus: die Oberstadt von Eisfeld, um Schloßturm und Kirche gedrängt, das reiche Wiesengelände, der weite Bogen der der Stadt gehörenden Waldungen, die Gleichberge bei Römhild, hinter denen sich die Rhön und die Haßberge bei Heldburg erhoben. Im Sonnenschein wie beim Zug beschattender Wolken wirkt diese Landschaft mit dem Zauber ihrer friedlichen Stille und ihres malerischen Wechsels gleich gewinnend.

Auf dem Boden seines neuerworbnen Grundstücks fand der Stadtsyndikus von Eisfeld einen schönen alten Eichbaum und eine Gruppe junger Nußbäume vor, die von vornherein erquicklichen Schatten verbürgten, im übrigen schuf er den Garten völlig neu und nach seinem Geschmack. In der Mitte ließ er ein stattliches (noch heute ziemlich wohl erhaltnes) Gartenhaus mit einer von zwei Säulen getragnen Loggia und einigen Räumen im Erdgeschoß, mit einer guten breiten Treppe, einem Vorplatz und zwei geräumigen, von großen Fenstern erhellten Zimmern im ersten Stockwerk errichten. Rund um das Haus schuf er Blumenbeete, Baum- und Buschgruppen, pflanzte Koniferen, Taxus, Weimutskiefern und zahlreiche Ziersträucher an, von denen man in Eisfeld bis dahin kaum die Namen gehört hatte, widmete übrigens auch als guter Thüringer und sorglicher Hausvater einen guten Teil des großen Gartens dem feinern Obst- und Gemüsebau. Die ganze Anlage, obschon sie unter dem Kopfschütteln vieler braven Mitbürger entstand, die nur zu berechnen wußten, daß der Stadtsyndikus schwerlich jemals einen seinen Aufwendungen entsprechenden Ertrag von ihr haben würde, gedieh unter der sorgfältigen Pflege ihres Besitzers sehr rasch. Ernst Ludwig bewohnte Haus und Garten während der Sommermonate mit seiner Familie, und Otto wuchs mit den bald nach der Zeit seiner Geburt gepflanzten Bäumen heran. Der Garten sollte im Leben nicht bloß des Kindes, sondern des Jünglings und werdenden Mannes eine entscheidende Rolle spielen und im guten und schlimmen Sinne zu einem Stück seines Geschicks werden.

Vorderhand kamen sicher die Schattengänge und Rasenflächen des Gartens, Licht und Luft der grünen Tallandschaft, inmitten deren der Garten lag, dem Knaben nur zugute. Der Enge der städtischen Straße

entrückt, verlebte Otto Ludwig in seiner Familie und mit einigen Spielgenossen glückliche Knabentage. Während dieser Tage brachen freilich über seinen Vater Sorgen, Leiden und Kämpfe herein, die auch dem Kinde die Jugend trübten. Die Ursachen und ersten Anfänge der bürgerlichen Gärungen und Unruhen, deren Folgen den Stadtsyndikus Ernst Ludwig Gesundheit, Lebensmut, Vermögen und schließlich das Leben selbst kosteten, sind nicht völlig aufzuhellen. Die Akten, die vielleicht bei sorgfältigster kritischer Vergleichung Aufklärung zu geben vermöchten, scheinen vollständig vernichtet. Was restweise erhalten ist, läßt den eigentlichen Sachverhalt nicht deutlich erkennen. Die mündlichen Ueberlieferungen, die sich erhielten und fortpflanzten, widersprechen einander in peinlichster Weise. Während die einen die Willkür und Lässigkeit der städtischen Behörden und namentlich des Stadtsyndikus herb tadeln, wissen andre nur von zu großer Nachsicht und Nachgiebigkeit des Magistrats gegen die Bürgerschaft zu berichten. Nur so viel ist klar, daß sich Ernst Ludwig durch gewisse Neuerungen in der Verwaltung des städtischen Vermögens, durch Ablösung einiger alter Rechte, die mehr Einzelnen als dem Gemeinwesen zugute kamen, schon seit Jahren unter der Bürgerschaft Eisfelds Widersacher erweckt hatte. Sogar an zweckmäßigen wirtschaftlichen Einrichtungen, „Pflanzschulen, Einführung neuer Futterpflanzen, z. B. Luzernerklee", nahm man Anstoß. Die Finanzlage der Stadt war durch die schweren Opfer der Kriegsjahre und der bis zur zweiten Rückkehr der verbündeten Heere aus Frankreich fortdauernden Durchmärsche und Einquartierungen mißlicher geworden, und die Opposition, die sich angesichts dieser Lage regte, wurde durch die Vorgänge auf dem weitern Schauplatz des kleinen Herzogtums Hildburghausen gestärkt und gestachelt. Im Jahre 1818 wurde die alte landständische Verfassung des Ländchens

mit einer neuen Verfassung nach dem Muster der von Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar zwei Jahre zuvor seinem Lande verliehenen vertauscht. Es schien so natürlich, daß wenn mit der Mißlage und dem immer noch schlimmen Schuldwesen des Herzogtums aufgeräumt würde, auch die städtischen Beschwerden einmal Erledigung finden müßten.

Seit Jahren hatten sich zwischen dem Magistrat und der Bürgerschaft von Eisfeld immer neue Zerwürfnisse ergeben. Verschleppte alte Prozesse, unerledigte Rechnungen, ein nur zu erklärliches, aber der Bürgerschaft vollkommen unbegreifliches Anwachsen der städtischen Schulden gaben reichen Stoff für leidenschaftliche Kneipengespräche und willig geglaubte Verdächtigungen. Wie war Eisfeld stolz gewesen auf seine wohlgeordneten bürgerlichen Verhältnisse gegenüber der Zerrüttung des Landeshaushalts und Hofhalts! Und nun schien es gar, als ob die Vermögenslage der Stadt ungünstiger sei als die des steuerüberbürdeten Herzogtums. Der Streit zwischen Stadtrat und Bürgerschaft war im Mißjahr und Hungerjahr von 1816 zu 1817 aufs äußerste angewachsen, schon mehrere herzogliche Kommissare hatten umsonst versucht, Frieden in den Gemütern zu stiften. Zu den am stärksten befeindeten und bestverleumdeten städtischen Häuptern gehörte vor allen der Stadtsyndikus Ludwig, dem kurzsichtige und unlautre Naturen seinen persönlichen Wohlstand beneideten. Dazu kam, daß (nach einer Aufzeichnung Otto Ludwigs) „sein Vater als Landstand durch rücksichtslos pflichttreues Handeln sich die Rache einiger Männer der Hildburghäuser Regierung zugezogen hatte, die, da man ihm sonst nichts anhaben konnte, einen Teil der Eisfelder Bürgerschaft gegen ihn aufwiegelten; selbst das Leben meines Vaters wurde in anonymen Briefen bedroht“. Natürlich ging es auch hier wie immer, die Zügel glitten denen, die

die bürgerliche Empörung hinter den Kulissen lenken wollten, kläglich aus den Händen, und das Unheil hatte seinen Lauf. Rein äußerlich betrachtet gesellten sich die Eisfelder-Wirren der Jahre 1818 und 1820 dem bekannten Wasunger Krieg und ähnlichen Episoden aus der Geschichte der ernestinischen Kleinstaaten hinzu, die den Griffel des komischen Epikers förmlich herausfordern. Aber diese Komik wurde für Ernst Ludwig doch verhängnisvoll. Der Stadtsyndikus war in den Augen seiner Widersacher nicht nur ein Sonderling (was nach Thüringer Gepflogenheit und Anschauung eigentlich als wohlbegründetes Recht jedes Mannes zwischen Saale und Werra gelten mußte), sondern man beschuldigte ihn der unglaublichsten Amtsmißbräuche und Veruntreuungen. Man weiß, wie schlechthin grundlose Vermutungen und Verleumdungen dieser Art von Mund zu Mund wachsen, wenn ihnen nicht rechtzeitig entgegengetreten wird. Die Tatsache, daß sich in den Magistratsgeschäften mancherlei Verwirrungen eingeschlichen hatten, und die andre, daß die Erbitterung feindseliger Naturen die Schuld davon auf Ludwig zu wälzen suchte, führte am Ausgang dieser Streitigkeiten zu den Eisfelder Bürgerunruhen des Jahres 1820.

Dieser Sturm im Wasserglase zog auch eine in späterer Zeit übel berufne und mißliebige, von der öffentlichen Meinung mit Bann und Acht belegte Persönlichkeit, den Dr. jur. Laurenz Hannibal Fischer in seine Wirbel. Hannibal Fischer, der sich nachmals als oldenburgischer Geheimer Staatsrat und Regierungspräsident im Fürstentum Birkenfeld verhaßt machte und nach seiner Entlassung aus oldenburgischen Diensten durch die im Auftrag des wiederhergestellten Bundestags 1852 bewirkte Versteigerung der deutschen Flotte eine wenig beneidenswerte Unsterblichkeit erwarb, diente um diese Zeit seinem engern Vaterländchen als Landschaftssyndikus und Landrat. In seinen persön-

lichen Erinnerungen (Politisches Martyrtum. Leipzig, 1855) gab der viel verwünschte Flottenfischer ein lebhaftes und getreues Bild der unerfreulichen Vorgänge in Eisfeld, das zugleich als vollgültigstes Ehrenzeugnis für Otto Ludwigs hartangeklagten Vater gelten muß.

Fischer erzählt: „Mehrere Regierungskommissarien hatten eine Ausgleichung ohne Erfolg versucht, da griff die Bürgerschaft zu dem damals noch ziemlich seltnen Mittel der Sturmpetition. Zweiundachtzig Deputierte rückten dem Herzog zuleibe und verlangten mit Ungestüm die Absendung eines Regierungskommissars, dem man den guten Willen und die Kraft zutrauen könne, die verwirrten Zustände zu ordnen. Einstimmig bezeichneten sie mich als den ihr Vertrauen besitzenden Mann. Der Herzog willfahrte ihrem Verlangen, suspendierte die Polizei- und Justizbehörden (von Eisfeld) und übertrug mir die Leitung der gesamten Administration in der Eigenschaft als herzoglicher Kommissar." Der allgemeine Jubel, mit dem diese Ernennung und die ersten verständigen und klärenden Maßregeln des Ernannten begrüßt wurden, verstummte, und der Enthusiasmus kühlte sich sichtbar ab, als Fischer sich wirklich als unparteiischer Richter erwies. „Es kam nun die Reihe an die finanziellen Beschwerden. Achtzehn unabgehörte Rechnungen hatten eine unlösbare Wirre und das Resultat einer Schuldenanhäufung von 48000 Gulden kundgegeben. Die öffentliche Meinung hatte mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Überzeugung den seitherigen Rechnungsführer, einen reichen Mann, geradezu der Veruntreuung der Stadtkasse beschuldigt. Ich selbst konnte am Beginn der Untersuchungen die Wahrscheinlichkeit nicht außer Zweifel setzen. Mit gewissenhaftester Skrupulosität revidierte ich die Rechnung selbst; aber der Rechner wußte über alle Zweifel so bestimmte Ausweise zu geben, daß ihm

auch nicht ein Groschen zur Last fiel, vielmehr seine Unordnung noch manche ihm zugute kommende Ersatzforderungen herausstellte. Ich übersandte Rechnungen und Belege der Rechnungskammer zur Revision; das Resultat stimmte mit dem meinigen überein. Nun übergab ich dieses einer Kommission von sechs Bürgern, darunter drei der erbittertsten Ankläger. Aber auch sie konnten nichts Ungehöriges finden. Die Ursache des Defizits erklärte sich aus dem Umstande, daß der schwache Magistrat, um von der lieben Bürgerschaft alle Gefahr und Beschwerden möglichst abzuwenden, eine große Summe Einquartierungskosten auf die Stadtkasse überwiesen hatte."

Diese Überführung der Schreier und Verleumder weckte deren vollsten Ingrimm, der sich zunächst nicht gegen den Stadtsyndikus, sondern gegen den Regierungskommissar entlud und zu einem völligen Aufruhr mit persönlicher Bedrohung des Dr. Fischer führte. Es waren wieder drastische Züge zum komischen Heldengedichte, daß sich Fischer mit einer großen Papierschere bewaffnete und solchergestalt die vor dem Eisfelder Rathaus versammelten Rebellenscharen durchbrach. Der bedrohte Kommissar eilte nach der Residenz, um dort über das Geschehene zu berichten und schärfere Maßregeln vorzubereiten. „Zwei Tage darauf", lautet Hannibal Fischers weiterer Bericht, „kehrte ich wieder auf meinen Posten zurück, diesmal in der Begleitung von 200 Mann Militär." („Das ganze Militär des Herzogtums", berichtet Otto Ludwig lakonisch.) „Ich begann mit der Festnahme von etwa zehn Rädelsführern. Als diese auf Wagen geschlossen abgeführt werden sollten, meldete mir der kommandierende Offizier, daß sich die Bürgerschaft bewaffnet versammle und sich der Abführung der Gefangnen zu widersetzen drohe. Meine Instruktion war kurz: Wenn die Bürger schießen, so werden Sie eben Ihre Leute wieder schießen

lassen. Mit Gelächter wurde dieser Befehl von der Pöbelmasse aufgenommen; einige freche Kerle drangen mitten in die Reihe der Soldaten und visitierten die Patrontaschen derselben, ließen aber ziemlich verdutzt die Taschendeckel wieder sinken, denn sie fanden wirklich scharfe Patronen. Noch erinnere ich mich des sichtbar deprimierenden Eindrucks, welchen das Laden und das dumpfe Aufprallen der Ladestöcke auf die Patronen unter dem Haufen machte. Schnell entwickelte sich der Knäuel, die meisten machten sich rasch aus dem Staube, und die Arrestantenwagen zogen unter militärischer Eskorte ungehindert ab."

Otto Ludwig bewahrte bis in sein Mannesalter die Erinnerung an die stürmischen Tage, die für seinen Vater so leidvoll waren. Das Fragment einer autobiographischen Aufzeichnung bestätigt den Fischerschen Bericht. „Eine von Hildburghausen gesendete Kommission konnte meinem unerschrockenen Vater nichts anhaben"; Ludwig aber empfand es noch nach vier Jahrzehnten schmerzlich, daß diesem „aus dem, was er aus Liebe zu seiner Vaterstadt getan, von denen ein Verbrechen gemacht wurde, für die er sich mühte und opferte." Von seinen eignen Eindrücken erzählt er nur: „Die Rädelsführer wurden auf einem Leiterwagen in Ketten abgeführt. Ich begegnete dem Zug, damals noch ein Kind, das den Zusammenhang des Vorgangs kaum verstand; den Schrecken und das Mitleid bei dem Anblick fühle ich heute noch."

Die meisten der Verhafteten traf kein schlimmes Geschick; die an Schwäche streifende Milde der herzoglichen Regierung und die wunderlichen persönlichen Einwirkungen, die in diesem Kleinstaat an der Tagesordnung waren, verhalfen ihnen so rasch zur Freiheit, daß sich Dr. Fischer in seinen Erinnerungen darob spöttisch entrüstete. Aber schon die kurze Haft und die Demütigung, daß ihre Anklagen widerlegt worden

waren, genügte, um den alten feindseligen Groll gegen die Magistratsmitglieder und namentlich gegen den Stadtsyndikus weiter zu nähren. Auch wurden einige der Anstifter des Aufruhrs wenigstens mit ein paar Wochen Gefängnis bestraft und sannen seitdem fortgesetzt auf Rache. Das größte Unglück, das die Stadt Eisfeld in neuern Zeiten betroffen hat, der große Brand vom 7. Juli 1822, der hundertunddreiunddreißig Wohnhäuser zerstörte, schloß sich den bürgerlichen Unruhen fast unmittelbar an. „Die Sache hatte noch nicht ausgespielt," erzählt Otto Ludwig selbst, „ein Angehöriger eines Bestraften prophezeite eine Himmelsstrafe in einem Brande, der die Häuser der Anhänger meines Vaters, die seiner Gegner schonend, verzehren sollte. Wirklich trat dies Unglück und zwar an dem vorherbestimmten Tage ein, verwüstete den größten und schönsten Teil der Stadt, aber ohne Schonung des Besitztums der Partei, als deren Rächer die Prophezeiung den Brand bezeichnet hatte, und von deren Gliedern manche so fest im Glauben waren, daß sie nicht eher an ein Retten dachten, als bis das Feuer ihre Häuser bereits ergriffen hatte. Der Prophet wurde nach dem Brande gefänglich eingezogen, aber nach längerer Untersuchung als wahnsinnig entlassen." Überhaupt fehlte es nicht an nachträglichen Maßregeln, um die Entstehung des großen Brandes aufzuhellen, ganze Wagen voll Akten fuhren nach dem Bericht Karl Schallers zwischen Eisfeld und Hildburghausen hin und her, ohne daß man zu einem sichern und greifbaren Ergebnis gedieh.

In dem Brande ging mit dem Rathaus und der Amtswohnung des Stadtsyndikus auch das Ottosche Haus, das Vaterhaus der Frau Sophia Ludwig, zugrunde, und die Erschütterungen des einen Tages sollten noch nach vielen Jahren nachwirken. „Meine Mutter," berichtet der Dichter in dem mehrerwähnten

autobiographischen Bruchstück weiter, „die nahe ein Vierteljahr krank gelegen hatte, war an dem Brandtage zum erstenmal außer Bett, mein Vater in die Kirche gegangen. Von da zum beginnenden Brande geeilt, kam er erst, als schon die Flamme die Häuserreihe uns gegenüber ergriffen hatte, nach Hause und ging sogleich, nachdem er meiner Mutter die Rettung der Repositur aufgetragen hatte, wieder dahin. Denn die Gewalt des Aberglaubens lähmte die Löschenden, sie meinten, wo Gott ein Urteil vollziehe, sei Menschentun vergeblich, wenn nicht Frevel; mein Vater selbst mußte alle Beredsamkeit aufwenden und überall die erste Hand anlegen, wenn etwas getan werden sollte. Meine Mutter sah gefaßt einen blühenden Wohlstand untergehen, die Pflicht fürs Allgemeine dem Eignen voransetzend. Selbst von ehemaligen Verfolgern hörte ich später sagen, sie habe damals eine Bürgerkrone verdient. Der ganze Tag und die folgende Nacht, obgleich ich damals erst neun Jahre zählte, ist mir noch gegenwärtig, vor allem, was ich empfand, als ich meine sich nur mühsam aufrecht erhaltende Mutter bei der falschen Nachricht, mein Vater sei, da er versucht, eine Frau aus dem Brande zu retten, von den Trümmern eines einstürzenden Hauses lebendig begraben worden, lautlos umsinken sah."

„In der Nacht wurde eine von meiner Mutter gerettete Gerichtskasse erbrochen und bestohlen — mein Vater blieb die Nacht und den folgenden Tag auf der Brandstätte, weil Gerüchte von neuen Gottesgerichten alles in Angst erhielten, und in unserm Garten, wo noch viele bekanntere Familien im Haus und im Freien die Zuflucht mit uns teilten, herrschte Sorge und Verwirrung — zufolge des kam eine Militärwache dahin. Mit den Soldaten des Kommandos schloß ich natürlich bald Bekanntschaft, und besonders ist mir noch einer derselben lebendig im Gedächtnis. Es war ein

gebildeter Jude, welcher, da er den Eindruck der von ihm und seinen Kameraden gesungnen Volkslieder auf mich bemerkte, was von dergleichen er wußte, für mich zu Papier brachte, ein Schatz, den ich lange wie ein Heiligtum bewahrte. Ich brauchte eines solchen idealen Gegengewichts, denn in der Frühreife, durch Kränklichkeit und solche Erlebnisse entstanden und gesteigert, ward ich in bedenklicher Frühe der Kunst mächtig, in den Gesichtern der Meinigen ihre mir verheimlichten Sorgen und Kümmernisse zu lesen, und indem ich diese, ohne es merken zu lassen, mittrug und mitempfand, wuchs wiederum jene Frühreife zum großen Nachteil meiner ohnehin zu zarten Gesundheit."

Dieses Geständnis Otto Ludwigs tritt erst in die volle Beleuchtung, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Sorgen und Kümmernisse aller Art für die Familie Ludwig die unvermeidliche Folge des großen Stadtbrandes wurden. Die Zerstörung eines bedeutenden Teiles der fahrenden Habe war noch der geringste Verlust. Da es nie entdeckt wurde, wer in der Brandnacht die Depositenkasse beraubt hatte, und das Gestohlne spurlos verschwunden blieb, so erachtete sich der Stadtsyndikus für verpflichtet, den ganzen Betrag der entwendeten Gelder aus seinen Mitteln zu ersetzen, und dieser Betrag muß so namhaft gewesen sein, daß die bis dahin wohlhabende, ja im damaligen Sinne reiche Familie von nun an nur noch Vermögensreste besaß. Schlimmer als die Einbuße der Kapitalien war der Einfluß der unseligen Erlebnisse auf Ernst Ludwigs Person. Hatten schon die Gehässigkeiten und Verleumdungen, denen er während der bürgerlichen Zwistigkeiten jahrelang, Tag für Tag ausgesetzt gewesen war, höchst ungünstig auf seine feinere Organisation gewirkt, so nagten jetzt die herben Sorgen für die Zukunft seiner Kinder, der Kummer um die durch so gewaltsame Erschütterungen gesteigerte Kränklichkeit seiner

Frau, der Mißmut über die Besitzverluste, die harte, angespannte Amtsarbeit, die ihm aus dem Brand und dem Wiederaufbau der Stadt erwuchs, das schlimme Bewußtsein, trotz seiner treuen Arbeit mehr Feinde als Freunde zu haben, insgeheim am Marke des wackern Mannes. Wohl durfte ihm der Sohn in späterer Zeit nachrühmen: „An seiner festen männlichen Haltung sah man nichts von seinen Leiden", aber dem Auge der Liebe entging auch jetzt nicht, daß die Gesundheit des Vaters gebrochen war.

Zunächst gewann es den Anschein, als ob sich das Leben des Stadtsyndikus Ludwig und seiner Familie von nun an in friedlichern und freundlichern Gleisen bewegen würde. Das Ottosche Haus an der Ecke der Marktgasse erstand rasch und für Eisfelder Verhältnisse sehr stattlich aus den Brandtrümmern, und Ernst Ludwig nahm mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen (der jüngere Bruder Reinhold war 1816 geboren und wuchs neben Otto empor) Wohnung in dem Neubau, und Sophia Ludwig befand sich somit wieder mit ihrem Bruder Christian unter einem Dach. Die bürgerlichen Wirren und jämmerlichen Zwistigkeiten waren in dem großen Brande untergegangen. Die tapfere Tatkraft, die der vielgeschmähte Beamte bei dem Unglück, die uneigennützige Redlichkeit, die er durch den vollen Ersatz der geraubten Depositengelder bewiesen hatte, entwaffneten zahlreiche Widersacher und verurteilten die bösen Mäuler, die sich durchaus nicht schließen konnten, wenigstens zu gedämpfter Rede und heimlichem Geflüster. Die versöhnliche Stimmung aber, die dem allgemeinen Unglück auf dem Fuße folgte, kam für den geprüften Mann zu spät.

Ernst Ludwig ließ um diese Zeit „Einige Lieder und andere kleine Gedichte" (Kulmbach, gedruckt mit Spindlerschen Schriften, 1822) erscheinen, die Zeugnisse seines ernsten, dem Schönen zugewandten Sinnes, einer

reinen, beinahe kindlichen Empfindung sind, so wenig sie sich in Gedanken, Form und Ausdruck über den damals geltenden poetischen Dilettantismus erhoben. Die Gedichte sind mehr ein Spiegel der innern Natur als der äußern Erlebnisse Ernst Ludwigs; unversiegbare Naturbegeisterung, tiefe Sehnsucht nach reiner, ungetrübter und von einem höhern Sinn geheiligter Lebensfreude, vaterländischer Sinn und schlichte Frömmigkeit ringen nach poetischem Ausdruck, für den das Pathos Schillers als höchstes Muster vorschwebt. Auch ein gewisser Sarkasmus macht sich gelegentlich geltend; der Poet spottet der schlechten Prediger, die durch Länge und Langweiligkeit ihrer Reden die christliche Geduld der Hörer gleich auf dem Platze beanspruchen, der rationalistischen Toleranz, die sich um Duldung heiser schreit und im Grunde nichts duldet als ihre Sorte Verstand, der Juristen, denen die Göttin Themis längst entronnen ist und die sich statt ihrer gelehrig von der „Hure Polizei" führen lassen, der schlechten, lehrhaften Dichter. Alles in allem nur unentwickelte Keime, die in der reichern und tiefern Natur des Sohnes aufgehen sollten.

Die Stimmungen, in denen sich der Stadtsyndikus zu poetischen Versuchen gedrängt fühlte, wollten seit seinen letzten Erlebnissen nicht wiederkehren. Schon im Beginn des Jahres 1824 fühlte er sich krank und kränker. Seinen Dienstgeschäften lag er noch immer eifrig ob, und den Genuß seines Gartens durfte er sich im letzten Sommer seines Lebens gönnen, aber das Bewußtsein, daß es schlimm um ihn stehe, kam trotz aller Verheißungen des Arztes über ihn. Unter diesen Umständen war ihm das Zusammenleben mit dem Schwager Otto tröstlich, er erblickte in diesem die natürliche Stütze für seine Frau und seine Knaben. Christian Otto war unverheiratet und galt als fröhlicher Lebemann, der seine Freiheit und sein Recht,

Welt und Leben auf seine Art zu genießen, sorglich wahrte, und von dem seine Mitbürger meinten, daß er den Kindern seiner Schwester sein Vermögen hinterlassen würde. Galt nun auch dem kranken Syndikus der Schwager nicht als Erbonkel, so hielt er es doch für eine glückliche, ihn beruhigende Fügung, daß sein Schwager nicht durch die Sorge für eine eigne Familie in der Teilnahme an den Geschicken seiner Schwester beschränkt werde. Es war traurig, daß sich der Fünfundvierzigjährige Todesgedanken überlassen mußte, und noch trauriger, daß ihm sein zwölfjähriger Sohn diese Gedanken vom Gesicht las. Otto Ludwig erzählt, daß er schon ein Jahr vor dem Tode des Vaters die stummen Qualen der Furcht und des unabweisbaren Vorgefühls habe kennen lernen. Er war um diese Zeit dem ersten Unterricht entwachsen, den ihm der Privatschreiber seines Vaters, Ludwig Ambrunn, erteilt hatte, eine Persönlichkeit, die in seinem Leben eine große Rolle spielen sollte. Ambrunn hatte das Seminar besucht, um Schullehrer zu werden, hatte auch eine kleine Stelle als solcher bekleidet, war aber dann in die Dienste des Stadtsyndikus Ludwig getreten, aus denen er später und nach der 1827 erfolgenden Neuordnung der Dinge in die Beamtenlaufbahn überging und Registrator beim herzoglichen Verwaltungsamt Eisfeld wurde. Ambrunn, sein alter Ambrosius, gehörte für Otto Ludwig lange Jahre hindurch zu den Menschen, die ihn mit seiner Jugend und Heimat fortgesetzt verbanden, und solange jener lebte, glaubte der Dichter selbst noch ein Stück Jugend zu besitzen. Ambrunn hatte ihn für die Eisfelder Stadtschule vorbereitet, in die er Ostern 1824 eingetreten war. Neben dem Elementarunterricht hatte der musikliebende Vater dem begabten Sohne schon seit Jahren Klavierunterr cht bei dem Organisten der Stadtkirche, Hopf, erteilen lassen. Jetzt wurde der vorzügliche, von

echtestem Musiksinn beseelte Konrektor der Stadtschule, Johannes Nikolaus Morgenroth aus Seidingstadt, nicht nur sein Lehrer im allgemeinen, sondern vor allem auch sein Musiklehrer. Morgenroth, ursprünglich Theolog (wie er denn während seiner Schultätigkeit zugleich als Pfarrer von Hirschendorf, einem bei Eisfeld liegenden kleinen Dorfe mit eigner Kirche, amtete), von 1829 bis zu seinem im Oktober 1833 erfolgten Tode Archidiakonus bei der Eisfelder Stadtkirche, war nicht nur ein vorzüglicher Lehrer und Prediger, sondern vor allem auch ein ganz ausgezeichneter Musiker. Er verstand es, die Herzen seiner Schüler an sich zu fesseln, sodaß noch ein Menschenalter nach seinem Tode greise Männer mit ehrfurchtsvoller Liebe seiner gedachten, er gewann auf den vorhandnen Musiksinn der kleinen Stadt einen anfeuernden und veredelnden Einfluß. Die Erinnerung an die von ihm veranlaßten und geleiteten Musikaufführungen und die von ihm angeregten Kunstbestrebungen, an „Morgenroths Zeit", erhielt sich durch Jahrzehnte frisch und lebendig. Mit Otto Ludwig zugleich wurden dessen Spielgenossen Karl Schaller (später herzoglich meiningischer Beamter, zuletzt Amtsverwalter in Kranichfeld) und Jakob Beer (später Lehrer und Kantor zu Saalfeld) Morgenroths Schüler, und der anspruchslose, in seiner Weise doch so bedeutende Mann verstand es, namentlich diesem Kleeblatt die gleiche lautre und warme Kunstbegeistrung einzuflößen, die ihn erfüllte.

Otto Ludwig besuchte die Stadtschule kaum seit einem Jahre, als die schmerzlich gefürchtete Katastrophe im Hause eintrat, und Ernst Friedrich Ludwig, Ottos Vater, „an den Folgen eines Brustgeschwürs" (Eisfelder Kirchenbuch) am 20. Januar 1825 mittags im kaum angetretnen siebenundvierzigsten Lebensjahre starb. Der den Seinen so früh Entrissene wurde am 23. Januar morgens sechs Uhr in der dunkeln Frühe eines

kalten Wintertages zur Gruft gesenkt; es ist nicht klar, ob nach der unerfreulichen Sitte vom Anfang des Jahrhunderts, nach der man den Lebenden jede sichtbare Mahnung an den Tod zu ersparen trachtete (Schillers Bestattung!), oder ob nach eigner besondrer Anordnung. Ludwigs Mutter stand im tiefsten Schmerze, zu dem sich noch die nagende Sorge gesellte, am frühen Grabe des Gatten. Noch in seinen letzten Lebenstagen soll ihr dieser ans Herz gelegt haben, keinen der Söhne seinen Lebensweg betreten zu lassen, es hätte aber bei den bittern Erinnerungen, die Sophie Ludwig an die Jahre der Feindschaft, der Unruhen und des Brandes in sich trug, dieser Beschwörung wahrscheinlich gar nicht bedurft. Die Pläne, die sie für sich und ihre Kinder (von denen der jüngere, kränkliche Reinhold seinem Vater schon im April 1827 in die Gruft folgte) fassen konnte, wurden von vornherein beschränkt und beeinflußt durch den unerfreulichen Stand der Vermögensverhältnisse. So treulich ihr Ambrunn in der Ordnung des Nachlasses und der Abwehr unberechtigter Ansprüche beistand, die auch an diesen gemacht wurden, so währte es jahrelang, bevor sie völlig klar sehen konnte, wie geringe Reste der frühern Wohlhabenheit ihr verblieben waren. Sie durfte eben nur hoffen, ihrem Otto, dem bald einzigen Kinde, den Besitz, der ihrem Gatten am teuersten gewesen war, den Garten, zu erhalten. Und weil ihr selbst dies schwer fiel, so gewann der Garten in ihren Augen eine erhöhte Bedeutung und wurde bei allen Plänen, die sie für die Zukunft Ottos entwarf, Voraussetzung und Grundlage. Die Besorgnis der Mutter um das körperliche Gedeihen ihres Kindes war durch den frühen Verlust des Mannes, das Siechtum und den Tod des jüngern Bruders Reinhold krankhaft gesteigert, sie glaubte dem nervösen, zarten, geistig zu regsamen, jähen Anwandlungen unerklärlichen Unwohl-

seins ausgesetzten Knaben kaum genug Pflege widmen zu können. Da ihm das friedliche Stilleben im Garten entschieden wohltat, und er stets nach einigen Sommerwochen im Gartenhaus blühender und kräftiger erschien, drängte sich in alle ihre Zukunftsgedanken ein Traumbild von einem glücklichen Manne, der, was er auch sonst wäre oder triebe, sein eigentliches wahrstes Leben innerhalb der Heckeneinfriedigung fände, die Ernst Ludwig aufgerichtet hatte, und die sich jetzt mit jedem Lenz dichter begrünte.

Durch den frühen Tod des Vaters sollte auch Otto Ludwig zu den Dichtern gehören, die ihr Bestes, ihres Wesens Keim und Kern, der Natur und der Liebe der Mutter verdanken. Ludwig selbst nennt sie (im Bruchstück einer leider nur begonnenen kurzen Selbstbiographie) „eine Frau voll Liebe und Güte, von leicht erregbarem Enthusiasmus für alles Schöne und Gute, die mit strahlenden Augen und geröteten Wangen mir von Sokrates, Leonidas und so weiter erzählte, wie vom Doktor Luther". Konnte die vielgeprüfte Frau, deren Leben arm geworden war, dem Sohne keine „Frohnatur" mitgeben, so weckte sie die „Lust zu fabulieren" von frühester Zeit an in ihm. Johannes Recknagel in Eisfeld, einer der Jugendgenossen Ludwigs, konnte sich noch in den sechziger Jahren „erinnern, wie die herrliche Frau, vor der wir wie die ganze Stadt die größte Hochachtung hatten, dem Otto und uns, seinen Spielkameraden, fast täglich aus den schönsten Jugendschriften vorgelesen und uns diese Erzählungen so ausgezeichnet schön erklärt hat, daß wir Jungen von sechs bis acht Jahren, und namentlich der kleine Otto, so mächtig ergriffen wurden, daß wir alle diese Märchen und Geschichten theatralisch vorstellen wollten. Das rief natürlich die possierlichsten Auftritte hervor; und wenn auch Tische, Stühle und Vorhänge dabei in große Gefahr gerieten,

so freute sich die Frau Stadtsyndikus doch herzlich mit uns, zumal wenn Talent sich dabei hervorhob und keine Ausartungen dabei vorkamen. Schon damals konnte Otto sich über gelungne Äußerungen und Taten dermaßen aufregen, daß er konvulsivische Muskelzuckungen bekam, ein Übel, das sich leider später so sehr ausbildete." Einen viel tiefergehenden und viel weiterreichenden Einfluß als durch diese erste Kinderlektüre übte Ludwigs Mutter dadurch, daß sie ihren Sohn früh mit ihrem Lieblingsdichter Shakespeare bekannt machte. Sie erzählte ihm in ihrer phantasievollen Art die Handlungen einzelner Dramen, schilderte ihm einzelne Charaktere als lebendige Menschengestalten, las ihm ergreifende Stellen vor und war höchlich beglückt, als sich der Knabe, nach mehr verlangend, in den „Kaufmann von Venedig" und den „Julius Cäsar" hineinzulesen begann. Lange vor seiner Konfirmation war er in jener poetischen Welt zu Hause, die er zeitlebens nicht wieder verlassen sollte.

Neben den Shakespearischen Dramen lernte Otto Ludwig schon in dieser Knabenzeit die Werke Goethes, Schillers, Ludwig Tiecks und E. T. A. Hoffmanns kennen, die in der Bibliothek seines Vaters vorhanden waren und nachmals den Grundstock seiner eigenen Bibliothek bildeten. Nach Schallers Bericht an Heydrich zogen ihn damals vor allem die dramatisierten Märchen und Sagen in Tiecks „Phantasus" an, sie entflammten seine Phantasie und reizten ihn, der bis dahin außer im Puppenspiel noch kein Theater gesehen hatte, zum Dichten kleiner dramatischer Stücke, die freilich wunderlich genug von ihm und seiner kleinen Gesellschaft aufgeführt wurden. „Die so erweckte Neigung für theatralische Darstellung zog sich auch durch die nächsten Jahre hindurch. Improvisierte Trauer- und Lustspiele, selbst Opernbruchstücke, z. B. Szenen

aus dem Freischütz, wurden mit drollig improvisierter Szenerie und Kostümierung eifrigst versucht. Daß alle nur Sopranstimmen hatten, Ludwig als Kaspar, Beer als Max, Schaller als Ännchen, Berbert als Agathe, das genierte nicht, es erhöhte nur den Humor. Für Szenerie und Kostümierung sorgte treulich die Mutter, Agathe und Ännchen sahen im Arrangement der Frau Syndikus gar schmuck aus, auch das unvermeidliche Schürzchen fehlte nicht. Der Spektakel der Wolfsschlucht wurde so wirksam nachgeahmt, daß die Mutter mit einem bedenklichen Blick durchs Fenster auf die Straße und die dort versammelten Zuhörer um einige Mäßigung des Feuereifers bat. Der große, starke Ladendiener des Onkels sang als Brautjungfer sein Brautlied mit feierlichem Behagen durch die Fistel. — In Sommerszeit gab es kriegerische Schlachtbilder, Festungserstürmungen, Siegeseinzüge in die Stadt, wobei einst der Feldherr Otto im Gewühl und Getümmel der Schlacht die kurzen Schöße seines grauen sogenannten ungarischen Frackes als zerfetzte Trophäen abends seiner Mutter zu verbergen wußte, sie aber unverändert am andern Morgen mit in die Schule brachte. Auch das Treiben der alten Ritterzeit mit den schaurigen Femgerichten wurde mit einem dem entsprechenden Kostüm dargestellt, die Abenddämmerung, die vom letzten Brande noch vorhandne große Ruine des alten Rathauses mit den dunkeln Kellergewölben gab dazu die rechte Stimmung und gute Szenerie."

Theatralische Belustigungen, die mit den Knabenspielen verschmelzen, bedeuten für Tausende nichts mehr als frohe Jugenderinnerungen. Wer aber will sagen, wie weit bei einer so eigen angelegten Natur wie der Otto Ludwigs die Wurzeln der spätern Entwicklung in die Knabentage zurückreichen, welche Nahrung seine früh erregte, unablässig tätige Phantasie aus diesen

Spielen sog, wer überschaut die Fäden, die sich von den kindischen Versuchen, Gelesnes und Gesehenes nachzuahmen, unsichtbar zu den ersten poetischen Lebensäußerungen hinüberspannen? Wirkte doch in der frühen Lust an allem Dramatischen selbst ein ererbtes Element mit; der Großvater väterlicherseits hatte sich in Bühnenstücken versucht, von denen Abschriften noch in Ottos Knabentagen vorhanden waren und durch seine Hände gingen. Daß sich der dramatische Trieb in seiner Seele ganz nur als Spiel äußern und von der einfachen Bildung, die dem Knaben in der Eisfelder Stadtschule zuteil wurde, zunächst weder befördert noch beeinflußt werden konnte, wird sich jeder Leser selbst sagen.

Wesentlich anders stand es — auch schon in dieser Knabenzeit — mit den kindlichen Übungen in einer andern Kunst, mit der Ausbildung in der Musik. Konrektor Morgenroth hatte den Klavierstunden bei seinen begabtern Schülern theoretischen Unterricht folgen lassen und diese in die Anfänge des Kontrapunktes und der Harmonielehre eingeführt; er hatte darauf gedrungen, daß jeder von ihnen ein Streichinstrument erlernte, und erteilte ihnen schließlich auch noch Gesangsunterricht. Die drei Unzertrennlichen: Otto Ludwig, Karl Schaller und Jakob Beer bildeten zusammen eine kleine Gesellschaft, die sich an zahlreichen Abenden in der Ludwigschen Stadt- und Gartenwohnung mit dem Vortrage leichter Trios vergnügte, wobei übrigens unserm Helden nicht die erste, sondern die zweite Geige zufiel, während Karl Schaller die erste Violine und Jakob Beer das Cello spielte. Der allgemein erweckte und vielgepflegte Musiksinn seiner Heimat spornte den Knaben bei diesen Studien schon außerordentlich an, in seinem dreizehnten oder vierzehnten Lebensjahre aber fühlte er eine förmliche Musikleidenschaft erwachen, die durch die Lehre und das Beispiel Morgen-

roths genährt und durch den Wettbewerb mit Schaller, dem die Musik ein und alles war, gesteigert wurde.

So kam es, daß der talentvolle Knabe in seiner kleinen Vaterstadt für einen halben Künstler galt, ehe er noch die letzte Klasse der Stadtschule hinter sich hatte, und ehe mit der Konfirmation die ernste, unter den obwaltenden Verhältnissen doppelt schwere Frage der Berufswahl an ihn herantrat.

War bis hierher die Mutter allein für all sein Tun und Lassen maßgebend und bestimmend gewesen, so trat jetzt der Oheim Christian Otto in den Vordergrund. Der Kauf- und Handelsherr, der glückliche Besitzer des stattlichsten und nahrhaftesten Kramladens von Eisfeld, hatte den ererbten Beruf jederzeit als eine treffliche Grundlage für sein vergnügliches Dasein betrachtet. Der „dicke Herr“, wie er im Volksmunde hieß, und wie ihn späterhin der Neffe selbst nannte, war eine echte Originalgestalt alter Zeit. Er hatte in seiner Jugend ein Stück Welt gesehen, war ein Freund jedes heitern Genusses, ein Liebhaber und, wie er wähnte, ein Kenner des schönen Geschlechts, ein enthusiastischer Verehrer theatralischer und musikalischer Werke, wenn sie seiner Unterhaltung dienten, er liebte es, Vergnügungspartien zu Kirmessen und Vogelschießen zu veranstalten, und fand zu alledem reichliche Mittel im Ertrag seines wohlangebrachten Ladens. Er hätte dem Neffen, den er liebte, gern ein Dasein wie sein eignes gegönnt und setzte seiner Schwester mit dem Vorschlag, schließlich mit der ernsten Forderung zu, ihren Otto ins Geschäft gleichsam hineinwachsen zu lassen. Die beschränkten Mittel, über die Frau Ludwig verfügte, die Furcht, die sie mit nur zu gutem Grunde von Zeit zu Zeit überschlich, daß sie den Sohn allein und nur auf den guten Willen und die Fürsorge des Oheims angewiesen zurücklassen müsse, die in der Enge

kleinstädtischer Gewöhnung und Anschauung gewichtige Erwägung, daß der Lehrling und Gehilfe ihres wohlhabenden Bruders voraussichtlich dessen Erbe sein werde, verwandelten die Wünsche des Bruders in starke Versuchungen für seine arme Schwester. Doch widerstand Frau Sophia zunächst noch entschieden, ihre Einsicht und ihr Gefühl für die Natur und die Anlagen ihres begabten Kindes, ihr eigner Ehrgeiz drängten sie zu der Forderung, daß Otto eine gelehrte Bildung erhalten müßte. Der Onkel, der mit thüringischer Lebenslust und thüringischem Kunstsinn doch auch die thüringische zähe Gewöhnung an kleine Verhältnisse, die nüchterne Sparsamkeit und rechnende Voraussicht verband, machte der Schwester den Entschluß, und als ihr Entschluß endlich gefaßt war, das Herz schwer. Vorderhand aber siegten die Wünsche der Frau Syndikus, Otto sollte Ostern 1828 das Gymnasium zu Hildburghausen beziehen. Leider konnte sich schon von dem Tage an, wo diese Entscheidung feststand, Frau Ludwig der Zweifel nicht entschlagen, ob sie das Rechte getan und gewählt hätte. Die Notwendigkeit, sich nun auf Wochen und Monate von dem geliebten einzigen Kinde trennen zu müssen, mag zur Verstärkung dieser Zweifel beigetragen haben.

Zwischen dem Tode von Otto Ludwigs Vater und der Übersiedlung des Knaben nach Hildburghausen war übrigens eine tief in alle Lebensverhältnisse und viele alte Gewohnheiten eingreifende Wandlung in der engern Heimat eingetreten. Das Herzogtum Hildburghausen hatte infolge des Aussterbens der herzoglichen Linie von Gotha-Altenburg und des am 12. November 1826 zu Hildburghausen abgeschlossenen Erbvertrages der ernestinischen Häuser nach hundertundfünfzigjährigem Bestande aufgehört zu existieren. Die herzogliche Familie siedelte nach ihrem neuen größern Lande

Sachsen-Altenburg über, das Hildburghäuser Ländchen aber mit Otto Ludwigs Vaterstadt, das Fürstentum Saalfeld und die Ämter Themar, Kranichfeld und Camburg halfen das Herzogtum Sachsen-Meiningen zu einem der stattlichsten deutschen Kleinstaaten vergrößern und abrunden. Der heranreifende Jüngling wuchs demnach als Angehöriger des „sachsen-meiningischen Volkes“, wie man in jenen Tagen sagte, empor; er sollte weder jetzt noch später Ursache finden, diese politische Veränderung zu beklagen.



Der Autodidakt

Als Otto Ludwig im Frühjahr 1828 zum Besuch des Gymnasiums nach der Nachbarstadt Hildburghausen übersiedelte, schien es sicher zu sein, daß er in übliche und wohl gebahnte Lebenspfade einlenken werde. Niemand zog seine außerordentliche Befähigung in Zweifel, mit guten Erwartungen begrüßten der Leiter und die Lehrer des Gymnasiums den fünfzehnjährigen Schüler, von dessen ungewöhnlichem Wesen und künstlerischem Naturell jedenfalls schon Kunde von Eisfeld herüber gedrungen war. Ohne Zweifel nahm man an, daß der begabte Knabe den Weg von der Tertia zur Prima in der üblichen Zeit zurücklegen und danach die Universität zu irgend einem gedeihlichen Brotstudium beziehen werde. Die Jurisprudenz blieb nach den Lebenserfahrungen des verstorbnen Vaters und den Wünschen der Mutter ausgeschlossen, sonst aber lag das ganze Gebiet der Wissenschaft offen vor ihm. Es war für seinen nächsten Lebenszweck ein Übel, daß bei ihm die künstlerische Phantasie früh angeregt und beinahe jeder künstlerische Trieb im stillen, bewußt wie unbewußt fortgebildet wurde, was die Pflichten und Aufgaben eines Schülers beeinträchtigen und erschweren mußte. Lerneifer und Bildungsverlangen waren bei ihm sicher stärker als bei der Mehrzahl seiner Mitschüler, er aber hatte sich bereits gewöhnt, diesem Eifer auf seine eigne Weise zu genügen, und fand sich nicht leicht in die methodischen Anforderungen der

Schule. Die unsichern Überlieferungen, die wir über die Hildburghäuser Schulzeit Otto Ludwigs haben, gipfeln in seinem eignen Wort, daß er „vielmehr gedichtet als getrachtet (nach dem Reiche der Wissenschaft nämlich) habe“, und in Erinnerungen an kleine Konzerte, die der musikeifrige Knabe im Kreise der Mitschüler zustande zu bringen suchte. Die Proben seiner poetischen Befähigung, die er seinem Klassenlehrer, dem Schulrat Professor Witter, mitteilte, stimmten diesen für den ungewöhnlichen Schüler günstig, auch sonst fand Ludwig fördernde Teilnahme und würde die Schwierigkeiten, die in seinem Naturell, seiner Gesundheit und seinen Knabengewöhnungen den Ansprüchen des Gymnasiums gegenüber lagen, um so gewisser überwunden haben, als er selbst den lebhaftesten Wunsch empfand, Folge und Regel in sein Lernen zu bringen. Es war natürlich, daß die größern Hilfsmittel, die Hildburghausen, das erst seit zwei Jahren aufgehört hatte, Residenz zu sein, darbot, den musikalisch begabten und gestimmten Schüler verlockten, mehr Zeit, als er eigentlich sollte, an seine Lieblingskunst zu wenden, und es stimmte zum Grundton seines seitherigen Lebens, daß er die Ferien mit Ungeduld erharrte, die ihn nach Eisfeld zur Mutter zurückführten, die Erneuerung der alten Gartenfreuden, der musikalisch-dramatischen Unterhaltungen im Kreise der Spielgenossen gestatteten. In alledem brauchte kein ernstes Hindernis für die Gymnasiastenjahre zu liegen, wie viele talentvolle Schüler hatten neben ihren Studien „Allotria“ getrieben und doch fürs Leben davongetragen, was ein gutes Gymnasium zu geben hat. Die Gefahr, daß Otto Ludwig den kaum betretenen Schulpfad wieder verlassen würde, entstammte nicht der eignen Unbeständigkeit, sondern den heimischen Verhältnissen und der hingebenden aufopfernden, aber ganz und gar irregehenden, vom Nächsten allzubefangnen, die Zukunft in falschem Lichte sehenden Sorge und

Liebe seiner Mutter. Gewiß fiel es der Witwe schwer bei ihren beschränkten Mitteln, den Sohn auf dem benachbarten Gymnasium zu erhalten, und da sie sich von Ottos ersten Lebensjahren an gewöhnt hatte, seinen Gesundheitszustand ängstlich zu überwachen, so zitterte sie vor der Möglichkeit, daß er im Verlauf der Schuljahre Entbehrungen ausgesetzt sein könne, die ihm selbst sicher wenig verschlagen haben würden. Wieder und wieder stellte sich der mütterlichen Bekümmernis als die beste Aussicht für eine sorgenlose und bequeme Zukunft des talentvollen Sohnes sein Eintritt in das kaufmännische Geschäft des Oheims Christian Otto und die dereinstige Übernahme des nahrhaften Kramladens dar. Nach allem, was uns von der Geistes- und Herzensbildung der Mutter überliefert ist, wird es schwer, ihr Verhalten in dieser Angelegenheit zu verstehen. Sie konnte sich kaum über den innern Beruf des Sohnes, der sich so früh kundgegeben hatte, täuschen. Doch auch wenn sie angenommen hätte, daß die musikalischen wie die poetischen Neigungen des Knaben keineswegs als Regungen und Zeugnisse eines hervorragenden Talents angesehen werden müßten, wenn sie des Glaubens gelebt hätte, daß für ihn künstlerische Betätigung Schmuck des Daseins bleiben, nicht Zweck werden dürfte, so sprach doch jede Anlage und Geistesregung des Knaben gegen einen bürgerlich-praktischen Beruf. Nur indem sie sich selbst über die Natur ihres Sohnes täuschte, indem sie ihr eignes Verlangen nach gewisser Zukunft und sicherm Brot ihres heißgeliebten Otto mit seinem Bedürfnis verwechselte, konnte sie ihren brennenden Wunsch, das Erbe ihres Bruders nicht in fremde unrechte Hände geraten zu lassen, in den Vordergrund aller Überlegungen stellen. Ein wortloser Kampf fand in den Seelen der drei beteiligten Menschen: des Oheims, der Mutter und des Jünglings statt, in dem zu-

nächst der jüngste, der sechzehnjährige Otto unterlag. Christian Otto, der die Mittel für die ruhige Weiterbildung des begabten Neffen hätte gewähren können, verweigerte sie, die Mutter dachte mit Bangen an die Entbehrungen, die ihren Liebling erwarteten, Otto aber las in den Blicken der Mutter einen stummen für ihn desto lautern Wunsch und kehrte im Jahre 1829 nach Eisfeld zurück. Er hatte die Kraft, zunächst zu verbergen, wie viel ihn die Erfüllung des mütterlichen Verlangens kostete, und nahm scheinbar ganz wohlgemut die grüne Schürze, die seine neue Würde als Lehrling und Ladengehilfe des Onkels bezeichnete.

Um ganz gerecht gegen Mutter und Sohn zu sein, muß man sich immer vergegenwärtigen, daß die Witwe des frühverstorbnen Stadtsyndikus, an deren Leben so viel Kummer und Enttäuschung nagte, um diese Zeit anfing zu kränkeln. Was lag ihr näher als das Bedürfnis, ihr einziges Kind beständig um sich zu haben, was ihm, als das Verlangen, die leidende Mutter zu pflegen und ihre trüben Tage nach Kräften zu erhellen? Jedenfalls blieb es ein Mißgeschick für den geistig Regsamen, daß seine Schulstudien nach so kurzer Zeit unterbrochen wurden. In die neue Lebenslage fand er sich schlecht. Aller gute Wille, sich in einen ehrbaren Krämer zu verwandeln, zeigte sich vergeblich, nach dem Zeugnis seines Eisfelder Schul- und Spielkameraden Johannes Recknagel hatte man „einen wunderlichern, ungeschicktern Kaufmannslehrling wohl nie gesehen“. Es war noch das mindeste, daß die aufschreckende Ladenklingel den angehenden Kaufmann in der Regel vom Flügel in der Nebenstube oder von einer poetischen Lektüre wegrief. Ludwigs bester Trost in der neuen Lebenslage blieb die zerlesene Shakespeareübertragung, die ihn schon auf dem Hildburghäuser Gymnasium gelegentlich mehr als billig von Bröders lateinischer Grammatik abgezogen hatte.

Die Erholungsstunden wurden ihm vom Oheim, der zufrieden war, seinen Willen durchgesetzt zu haben, und des Glaubens lebte, wem Gott ein Amt gebe, dem müsse er mit der Zeit auch den Verstand dazu verleihen, keineswegs karg bemessen. Am Klavierspiel des Neffen hatte er selbst Freude, und das eigentümliche Talent Ottos, in den Gesichtern der den Laden besuchenden Leute ein Stück Lebensgeschichte zu lesen, unterhielt ihn, wenn er es auch nicht loben konnte, daß der junge Physiognomiker und Psycholog über der leidenschaftlichen Teilnahme an Gesichtern, Eigentümlichkeiten und Schicksalen der Kunden häufig deren Gulden und Kreuzer vergaß. Da Ludwig seine alten Triokameraden Karl Schaller und Jakob Beer noch in Eisfeld vorfand, so wurden auch die musikalischen Unterhaltungen wieder aufgenommen. Karl Schaller befand sich jetzt mit Ludwig fast in gleicher Lage, auch er glaubte und fühlte sich zur Musik berufen, mußte aber aus Rücksicht auf seine Familie eine Beamtenlaufbahn ins Auge fassen und natürlich in den kleinen Verhältnissen des heimatlichen Herzogtums sehr von unten auf beginnen. Die Freunde wuchsen in dem gemeinsamen Gefühl gleicher Sehnsucht und gleicher Entsagung immer fester zusammen, Schaller wurde auch der Vertraute der nur allzubegründeten Sorge Ottos um den Zustand der geliebten Mutter.

Seit Beginn des Jahres 1830 war keine Täuschung mehr darüber möglich, daß eine Lungenschwindsucht das Leben der Frau Ludwig bedrohte. In treuer Liebe und Hingebung suchte Otto der Kranken die letzten Monate ihres Daseins zu erleichtern und ihr die tröstliche Hoffnung auf Genesung zu erhalten. Er duldete kein Dienstbotenungeschick und keine Gleichgültigkeit an ihrem Krankenbett, verrichtete alle Hilfeleistungen und alle Dienste zur Bequemlichkeit der Mutter selbst; derselbe junge Mensch, der sich beim

Ladenverkauf so wenig gewandt benahm, entfaltete nach dem Zeugnis seines einzigen in Eisfeld um 1890 noch lebenden Jugendgenossen, Christian Ambrunn, ein merkwürdiges Geschick und unermüdliche Geduld als Krankenpfleger. Der Mutter war das Zusammenleben mit dem Sohne ein Lichtstrahl und eine Erquickung, aber die bittre Sorge, um derentwillen sie ihn heimgewünscht und heimgezogen hatte, wollte nicht von ihr weichen, sie hatte weder Gewißheit, daß Otto im Kramladen ausharren, noch daß der Kramladen sein Erbteil sein werde. So rann die trübe Zeit dahin, in der sich die Stunden oft bleischwer auf die Seele des Jünglings legten, der Zustand der Mutter wurde immer hoffnungsloser, und ihr Tod am 21. November 1831 verwandelte den bittern Schmerz Ottos, nicht helfen und retten zu können, in den nicht minder bittern des unwiederbringlichen Verlustes und der trostlosen Vereinsamung. Über ein Jahrzehnt nach dem Tode seiner Mutter schrieb Ludwig an Ambrunn, „schon als Kind habe er nicht um die Verstorbenen, sondern nur um die Dagebliebenen weinen können", und in diesem Sinne vergoß er heiße Tränen beim Tode der Mutter, der er ihre Erlösung von Sorgen, Kümmernissen und schweren Leiden von Herzen gönnen mußte. Christian Otto trauerte wohl auch ehrlich um die Schwester und schenkte dem tiefern Schmerz des jungen Neffen einen gewissen Anteil, doch volles Verständnis für dessen inneres Leid vermochte er nicht zu gewinnen. Wie stets nach heftigen Gemütserschütterungen fühlte sich Ludwig auch körperlich leidend, die ererbte Nervosität seines Wesens hatte sich unter dem Weh und den schmerzlichen Aufregungen der letzten Monate wesentlich gesteigert.

Nie zuvor war der Jüngling ungeeigneter für die ihm obliegenden Geschäfte gewesen als eben jetzt. Seine Tagesarbeit bewährte keine wohltätige Kraft und

übertäubte nicht das Bewußtsein innern Elends. Um der Mutter willen hatte er die Schule verlassen und war in den Laden des Onkels eingetreten, und nun lag die Mutter im Grabe. Nicht einmal als ein Vermächtnis konnte er die ungern übernommene Pflicht ansehen, denn auf den Fortbestand der bisherigen Verhältnisse waren die Hoffnungen der Mutter gebaut gewesen, und eben diese Verhältnisse im Hause Christian Ottos begannen sich nur zu rasch nach Sophie Ludwigs Tode zu ändern. Selbst noch von ihrem Krankenlager aus hatte die vorzügliche Frau den Gang der Wirtschaft geleitet und die Ordnung des Hauses aufrecht erhalten. Jetzt zeigte sich die Notwendigkeit, eine Haushälterin zu suchen, und der dicke Herr war in der Wahl ziemlich unglücklich. Er nahm in Elisabeth Heinlein eine ungebildete, zügellos leidenschaftliche Person ins Haus, die doch schlau und berechnend genug war, den alternden hypochondrischen Junggesellen in ihre Netze zu ziehen. Ludwig hätte ein schlechter Psycholog und Herzenskündiger sein müssen, um sich über den Ausgang des hier beginnenden Spiels zu täuschen. Er fuhr noch einige Zeit hindurch fort, Schwefelfaden und Sirup zu verkaufen, aber das Opfer, das er brachte, erschien ihm stündlich schwerer und täglich unnötiger. Der Oheim mochte wohl die Stimmung des Neffen merken und ihr nicht eben in der freundlichsten Weise begegnen. Es kam zu einem Zerwürfnis, und in Ludwigs Seele reifte der Entschluß, die vor zwei Jahren unterbrochnen Schulstudien wieder aufzunehmen. Inzwischen aber gab sich der Jüngling dem Einzigen, was ihm in dieser bedrängten, leidvollen und ungewissen Lebenslage Trost und Erquickung war, der Musik, mit immer heißerm Eifer hin. Tief in die Nächte hinein saß er an seinem Klavier und beschrieb im ungeheizten Zimmer zahllose Notenblätter mit verfrühten Kompositionsversuchen.

Es stellte sich heraus, daß die Witwe des Stadtsyndikus ihrem Sohne nur wenig, doch immerhin so viel hinterlassen hatte, daß er sich einige Jahre auf dem Gymnasium erhalten konnte. Er entschloß sich noch einmal zu beginnen und faßte dafür nicht das Gymnasium zu Hildburghausen, sondern das Lyzeum des alten Herzogsstädtchens Saalfeld ins Auge. Dieses Lyzeum erlebte in jenen Jahren unter der Leitung seines Rektors Professor Reinhard und kurz vor seiner bereits 1835 erfolgenden Aufhebung eine Art Nachblüte. Otto Ludwig trat im Oktober 1832 in die alte Gelehrtenschule ein und versuchte in Saalfeld heimisch zu werden. Er hatte hier und in dem ebenfalls meiningischen Nachbarstädtchen Gräfenthal einige Verwandte väterlicherseits, und ohne an ihnen besondern Anhalt zu finden, fühlte er sich wenigstens anfänglich nicht ganz fremd. Aber das mit frischem Mut neubegonnene Schulleben scheint ihm von vornherein nichts von dem gewährt zu haben, was er erwartet und gehofft hatte. Sein Gesundheitszustand war schlecht, die in Eisfeld zuletzt erduldeten innern Schmerzen wollten sich nicht beruhigen. Dazu machte er eine Erfahrung, die zahlreichen Autodidakten vor und nach ihm nicht erspart geblieben ist. Er hatte während der Jahre, die seit seinem Abgang vom Hildburghäuser Gymnasium verflossen waren, im Schulwissen vielleicht geringe Fortschritte gemacht, aber er war geistig sehr gereift und fand es jetzt schwer, sich in die Pfade einer zumeist doch formalen Bildung wieder zurückzufinden. Er versuchte sein Heil, so gut es eben gehen wollte, und die Tagebücher späterer Jahre, die lateinischen Zitate in seinen Briefen lassen keinen Zweifel darüber, daß ihm auch die Schulzeit in Saalfeld nützlich wurde, wenngleich sie zu der tiefreichenden und besondern Bildung, die sich der Dichter in der Folge aneignete, schwerlich viel mehr beitragen konnte als — mutatis mutandis — die Lateinschule in Strat-

ford am Avon zur vielerörterten und allen starren Schulgläubigen unbegreiflichen Bildung Shakespeares.

Otto Ludwigs Leben in Saalfeld kennen wir nur aus gelegentlichen Erinnerungen und Äußerungen des Dichters in späterer Zeit. Briefe und Aufzeichnungen aus jenen Jahren scheinen nirgends erhalten zu sein, kein Mitschüler vom Saalfelder Lyzeum hat über gemeinsame Bestrebungen, Spaziergänge und Spiele berichtet. Die traurigen Schicksale, die innern Kämpfe und die verfrühten, aber doch ungewöhnlichen Versuche zu eignen Schöpfungen, die Ludwig schon hinter sich hatte, schieden ihn von seinen Genossen. Seine Grundstimmung war und blieb eine düstre, unerquickliche, er verzweifelte am Leben und an seiner Zukunft. Es mochten zum Teil körperliche Zustände sein, die ihm die Tage trübten und den Lebensmut brachen, aber auch traurige Erinnerungen und schlimme Befürchtungen hatten ihren Anteil daran. Seine Bemühungen und Erwartungen waren bisher von dem Glauben an sein poetisches Talent getragen worden. Mit einer rührenden Mischung von Pietät und Unreife hatte er darauf vertraut, daß seine erste poetische Veröffentlichung nicht nur seinen eignen Namen, sondern auch den des geliebten Vaters in die Welt hinausklingen lassen werde. In sein Exemplar der 1822 in Kulmbach gedruckten poetischen Versuche seines Vaters hatte er bereits den neuen Titel „Gedichte von Ernst Ludwig und Otto Ludwig" eingetragen, einige der Gedichte des Vaters schüchtern verbessert, hatte wenige eigne hinzugefügt und vom frühen Beginn einer poetischen Laufbahn geträumt. Diese jugendliche Zuversicht auf sein Talent kam jetzt ins Wanken. Zurzeit vermochte er weder den dunkeln Gefühlen und Stimmungen, die ihn heftig bewegten, Ausdruck zu geben, noch, wie es in seinem Lebensalter nur natürlich war, die Schatten der zahlreichen Gestalten, die durch seine Phantasie gingen, mit Leben

zu tränken. Er selbst schrieb 1851 an Friedrich Hofmann in Hildburghausen über seine Saalfelder Erlebnisse und Stimmungen: „Körperliche Schmerzen und geistige Erschöpfung bis zum Lebensüberdruß steigend. Ich verliere den Glauben an meine Begabung für Poesie, ohne Lust zu gewinnen zu andrer Beschäftigung." Da ihn nur der Vorsatz, in einer Gymnasial- und Universitätsbildung die feste Grundlage für die Entwicklung seiner dichterischen Natur, der er leben wollte, zu suchen, nach Saalfeld getrieben hatte und er jetzt an dieser Entwicklung verzagte, so erschien ihm sein längeres Verweilen in Saalfeld als überflüssig. Die Monate, die er in diesen qualvollen Zuständen in der Schule verbrachte, förderten ihn nicht, und er war jetzt geneigt, seine letzte Hoffnung auf seine musikalische Begabung zu setzen.

Man muß sich erinnern, daß um diese Zeit, 1833, die Ausbildung der Musiker von Beruf in Deutschland auf die verschiedenste Weise erfolgte, daß nicht wie heute tausend und etliche Konservatorien das Land mit methodisch dressierten Halbtalenten und Nichttalenten überschwemmten. Beinahe jeder Bericht über das Wachsen und Werden hervorragender Musiker von damals weist andre charakteristische Züge auf, und so war es dem jungen Otto Ludwig wohl erlaubt, zu träumen, daß er, wenn ein Musiker, Komponist oder Virtuos in ihm stecke, diesen auch in der Stille seines Heimatstädtchens reifen lassen könne. Für irgend eine größere Unternehmung dünkten ihm seine kargen Mittel unzureichend. Er wußte wohl, daß er in Berlin oder Leipzig, ja schon in Gotha und Weimar bessere Lehrer und größere Hilfsmittel finden würde, aber bevor er diese in Anspruch nehmen durfte, mußte er seiner selbst gewisser sein. Wahrscheinlich wirkte bei seinen gegenwärtigen Entschlüssen auch die Sehnsucht nach seinem Garten und den Eisfelder Freunden mit. So verließ Ludwig

Weihnachten 1833 das Lyzeum und Saalfeld, kehrte nach Eisfeld heim und bezog zunächst seine alte Wohnung im Hause des Oheims Christian wieder.

Er hatte inzwischen das zwanzigste Lebensjahr erreicht und war zu einem stattlichen Jüngling gereift; seine Gestalt und sein Gesicht verrieten nichts davon, daß er von Kind auf mit Krankheit gekämpft hatte. Seine Eisfelder Jugendgenossen (Karl Schaller, Johannes Recknagel, Christian Ambrunn, der Sohn Ludwig Ambrunns) berichten einstimmig, daß er zu dieser Zeit den Eindruck machte, völlig gesund zu sein. Eine hohe schlanke Gestalt, in der Ruhe wie in der Bewegung natürliche Würde und Anmut, ein ovales, regelmäßig gebildetes Gesicht mit hoher Stirn, edel geformter Nase, mit lebhaften braunen Augen (die schon jetzt etwas kurzsichtig waren und ihn zum Tragen einer Brille nötigten), das dichteste und schönste braune Haupthaar machten ihn trotz aller Schlichtheit seiner Kleidung und seines Auftretens zu einer gewinnenden Erscheinung. Seine Lebenspläne und seine Lebensführung erschienen der größern Zahl seiner Mitbürger freilich dunkel und unverständlich, aber da man im kleinsten thüringischen Nest an Originale gewöhnt war, auch Ludwig noch immer für den Erben seines wohlhabenden Onkels galt, so beruhigte man sich bei den zunächst gegebnen Verhältnissen und gewöhnte sich, in dem jungen Manne eine Persönlichkeit zu sehen, deren Gegenwart allen angenehm war, und über deren Zukunft man noch gar nicht urteilen konnte. Der Heimkehrende fand die altgewohnten Verhältnisse wesentlich verändert. Während seiner Abwesenheit hatte die junge Haushälterin den dicken Herrn am 1. Juli 1833 mit einem Sohne, der Adolf getauft wurde, beschenkt und war so ziemlich die Gebieterin des Hauses geworden. Onkel Christian freute sich trotz alledem der Rückkehr seines Neffen, verzichtete

auf den Anspruch, daß Otto im Kramladen seinen Lebensberuf finden solle, und ließ den Musensohn seine eignen Wege einschlagen.

Ludwig dachte in autodidaktischer Weise durch Studium und durch Versuche über Wesen und Wert seines musikalischen Talents ins klare zu kommen. Er verbrachte wiederum viele Tages- und Nachtstunden am Klavier, er spielte beinahe alles durch, was ihm in Klavierauszügen zugänglich war, widmete sich aber zugleich sehr ernsten theoretischen Studien, bei denen ihm sein geliebter Lehrer Morgenroth leider nicht mehr förderlich sein konnte, der, wie gesagt, im Herbst 1833, unmittelbar vor Ludwigs Heimkehr von Saalfeld, als Archidiakonus gestorben war. Aber die letzten Ratschläge, die er seinem Schüler erteilt hatte, wirkten nach, und wenn Ludwig noch im Jahre 1839 von Leipzig aus gegen Schaller äußern konnte: „Ich bin nun dahinter gekommen, daß ich im ersten Anfang, da wir zusammen im Garten wohnten, auf dem richtigen Wege war, es wird mir Mühe kosten, aus meiner Verwirrung mich wieder auf den verlassenen guten Weg zu finden", so bezeugte er damit nur, wie tüchtig und einsichtig die musikalischen Unterweisungen und Winke seines ehemaligen Konrektors gewesen waren. Die Werke des alten Fr. Wilhelm Marpurg, die „Anfangsgründe der theoretischen Musik", das „Handbuch beim Generalbaß und der Komposition" und die „Abhandlung von der Fuge", die zu dieser Zeit freilich schon für veraltet galten, leisteten doch dem Anfänger vorzügliche Dienste, und Ludwig hoffte auf ein um so gründlicheres Studium derselben, als er für das herannahende Frühjahr 1834 den Entschluß gefaßt hatte, sich ganz in seinem Garten niederzulassen und hier in Gemeinsamkeit mit Karl Schaller, der jetzt Rechnungsrevisorassistent bei der Eisfelder Amtsverwaltung war, ein Leben nach seinem Sinne zu führen.

Schon im März des genannten Jahres richteten sich Ludwig und sein getreuer Schaller in dem schönen Gartenhause ein, wohin Ludwig seinen Flügel hatte bringen lassen, und das von den Tagen des Stadtsyndikus her noch mit allen zwei unverwöhnten jungen Männern nötigen Bequemlichkeiten versehen war. Zwischen den Bäumen und den Lauben des Gartens, die sich in dem gedachten Jahre rasch begrünten, zwischen den Rasenabhängen und Blumenbeeten ging den Freunden ein Leben auf, das an Rousseaus Jugendidyll in den Gärten der Charmettes, an das Traumleben von Eichendorffs „Taugenichts“ erinnert. Als Ludwig manches Jahr später die Bekenntnisse Rousseaus las, schrieb er in sein Tagebuch, er glaube sein eignes Leben an sich vorübergleiten zu sehen, und mochte vor allem an den Frühling, Sommer und Herbst von 1834 denken. Nach Schallers Erzählung war „die Zeit vom Morgen bis Mittag der Arbeit gewidmet. Ludwig saß in der großen Oberstube des Gartenhauses am Flügel oder Arbeitstisch und komponierte an Opern, die entweder schon vorbereitet waren oder hier erst neu entstanden, während ich mit prosaischen Rechnungsrevisionen beschäftigt war, ohne uns gegenseitig zu stören. Die Mittagsruhe wurde in der Gartenlaube vor dem Hause am laufenden Brunnen oder auf den Stufen am Hauseingange im Beobachten der aus den Steinfugen schlüpfenden, von uns nach und nach gezähmten Eidechsen abgehalten. Der Nachmittag fand uns im gemeinschaftlichen Studium meist klassischer Opern im Klavierauszuge, des Marpurgschen Werkes über die Lehre vom Kontrapunkt und von der Fuge, von Partituren zur Übung im Instrumentieren, im Klavierspiel und Gesang, die spätre Nachmittags- und Abendzeit oft in einer kleinen auserlesnen Gesellschaft, in und mit der wir in der kleinen Säulenhalle am Hauseingange oder oben in unserm Wohnzimmer

musizierten. Männerchor und Streichquartette, Arien, Duette, Terzette und Chöre aus guten Opern mit Streichquartett- oder Klavierbegleitung, auch einzelne Partien aus eben komponierten Opernszenen Ludwigs wurden aufgeführt und probiert. Eine junge, mit Ludwig verwandte, von Morgenroth gebildete Sängerin mit bedeutender Sopranstimme, Sophie Fischer (die nachherige Ehegattin Schallers), erfreute an geselligen Abenden durch trefflichen Sologesang. — Mozart war als Opernkomponist unser Liebling. Die Oper im allgemeinen, wie sie damals beschaffen war, der vom guten Wege Glucks und Mozarts abirrende musikalische Geschmack, das Eindringen der neuen italienischen und französischen Musik, ihr nachteiliger Einfluß auf die deutschen Komponisten und das deutsche Publikum, die Vernachlässigung des dramatischen Elements und des Ausdrucks, überhaupt der künstlerischen Wahrheit, gab unsern Unterhaltungen vielen Stoff."

Nicht nur für Schaller, der offenbar in diesem schönen und reichen Sommer das Herz seiner Sophie gewann, sondern auch für Ludwig war die Erinnerung an den Aufenthalt im Garten vom goldensten Lichte umwoben. Er empfand damals die tiefe Wahrheit des Rousseauschen Wortes: „Das wahre Glück ist nicht zu beschreiben, man muß es fühlen, und man fühlt es um so besser, je weniger es sich beschreiben läßt, weil es nicht aus einer Anzahl von Tatsachen entspringt, sondern ein bleibender Zustand ist." Und er äußerte wohl später gegen Heydrich und Auerbach, jenes Gartenhausleben sei die glücklichste Zeit seiner Jugend gewesen. Die hoffnungsreiche Arbeit des Sommers 1834 begann mit dem Entwurf einer romantischen Oper „Der Liederkönig", in deren Chöre und Romanzen ein Hauch der träumerischen und wehmütigen Todessehnsucht hineinwehte, die den poetischen Musiker oft mitten im Gefühl der Jugend und Kraft überkam:

Wieder sitz ich an der Quelle,
Und ich lausch dem alten Klang,
Tönt mir durch den Laut der Welle
Nie des Schwanes Scheidesang?
Leise dämmerts in den Auen,
Und der Sonne goldner Blick
Aus der tiefen Flut, der blauen,
Gibt sich scheidend ihr zurück.
Stille wird es. Leis und leiser
Tönt — bald schweigt der Vögel Lied —
Und ich Sänger nur, ich greiser
Und ich müder, bin nicht müd!

Der Oper „Liederkönig" schloß sich demnächst der Entwurf einer komischen Oper in drei Aufzügen „Signor Formica" nach E. T. A. Hoffmanns gleichnamiger Novelle an. Ludwigs Gewohnheit scheint es gewesen zu sein, wenn er den Entwurf einer Oper beendet hatte, einzelne Szenen poetisch wie musikalisch auszuführen, und so wird es verständlich, daß jetzt wie später ein Opernplan den andern in den Hintergrund drängte. Ludwigs Stärke war schon zu dieser Zeit das Entwerfen, nicht das Ausführen. Seine starke, unablässig arbeitende Phantasie, vor der Bilder und Gestalten in voller Deutlichkeit standen, eilte seinem Gestaltungsvermögen rastlos voraus, und während er ernsthaft die Zukunft als Musiker vor Augen hatte, regte sich der poetische Antrieb beständig wieder. Lyrische Gedichte, die er teilweise zugleich in Musik setzte, Opernentwürfe, aber auch Entwürfe zu Tragödien ohne Musik beschäftigten ihn neben der Komposition einiger Balladen und dem Gedanken an ein Requiem, mit dem er seinen spezifisch musikalischen Beruf zu erweisen gedachte. Auch der Versuch, „Romeo und Julia" zum Stoff einer Oper zu wählen, fiel nach Schallers Bericht in diesen Sommer. Wahrscheinlich gehörten Bellinis

„Montecchi und Capuletti", die sich eben damals in Deutschland zu verbreiten anfingen, zu den Opern, die Ludwig im Hoftheater zu Koburg hörte, wohin er mit Schaller jetzt wie später Ausflüge, meist erfrischende Fußwanderungen, unternahm, um sich lebendige theatralische Anschauungen und die Eindrücke eines vollen Orchesters zu verschaffen, die er in Eisfeld nicht haben konnte.

Sonst vermißte der strebende und ringende Künstler während dieser glücklichen Zeit in seinem Heimatstädtchen und dessen Wald- und Bergumgebungen zunächst nichts. Er war vielmehr von den Eindrücken seiner nächsten Umgebung neben den frohgeselligen Verhältnissen, die sich unter dem Zauber gemeinsamer Musikübung, frischen Musikgenusses um ihn bildeten, befriedigt und entzückt. So jugendlich heiter er sich dieser Geselligkeit hingab, so verleugnete er doch schon jetzt nicht den ererbten, tief in seinem Blut liegenden, mit seinen besten Eigenschaften fest verknüpften Zug zur Einsamkeit. Denn tiefer als einer seiner Freunde lebte er sich mit der Natur ein, die ihm von Kindheit an vertraut war, und die ihm jetzt als Nährerin seiner innern Beglückungen, als stille Besänftigerin seelischer Kämpfe und Wallungen, als nie versagende Gesundheitsspenderin bei mancherlei krankhaften Anwandlungen täglich unentbehrlicher wurde. Wenn Schaller erzählt: „Jede schöne Landschaft konnte Ludwig bis zur Ekstase begeistern, besonders liebte er den lieblich gemischten Laub- und Tannenwald des sogenannten Eichholzes und die düster ernste Vorgebirgskette des Thüringer Waldes im Nordosten Eisfelds mit ihren tiefblauen Konturen und den herrlichen Fernsichten in die Thüringer Täler und Orte. Er jauchzte oft laut auf, als wir sie gemeinsam durchwanderten", so tritt uns aus Ludwigs eignen Worten entgegen, daß sein Naturbedürfnis und Naturempfinden

nicht an die Luft jugendfroher Wandertage gebunden war: „Es ist seltsam, daß die Natur für mich personifiziert ist, daß ich nicht nur in ihr lebe, sondern wie ein Mensch mit dem andern, Gedanken austauschend, nicht bloß empfangend, und Gefühle, und zwar so, daß mir einzelne Plätze förmlich zum Individuum werden, abgeschieden von den andern und sozusagen wandelnd im Bewußtsein, sodaß ich nicht allein fühle, daß sie Wirkung auf mich machen, sondern mir ist, als ob ich auch auf sie wirke und die Gestalt, wie sie mir erscheinen, die Spuren dieser Wirkung zeige."

Otto Ludwig empfand damals den geheimen Zauber solcher Naturseligkeit und jeden Reiz des träumerisch einsamen wie des künstlerisch geselligen Lebens in seinem Garten um so unbefangener, als er bei seinen Studien und Arbeiten Tag für Tag Fortschritte machte und mit schwungreicher Phantasie die Hindernisse überflog, die zwischen seinem ernsten Wollen und der Vollendung und Wirkung seiner künstlerischen Arbeiten noch lagen. Ein gütiges Geschick gewährte ihm für den Augenblick alles, was andre Kunstjünger in größern Verhältnissen vielfach vergeblich ersehnten. Er hatte an Karl Schaller den Freund, der „in jener Zeit der geschickteste Geburtshelfer und Pädagog seines Geistes, zugleich sein Publikum und Kritiker war", er lebte in zwanglosem, behaglichem Verkehr mit einigen jungen Männern seines Alters, unter denen ihm der Porzellanmaler und nachmalige Stadtkämmerer J. Burckhardt, der Vater der ausgezeichneten Glasmaler Heinrich und Christian Burckhardt in München, ferner der Bergbeamte im Blaufarbenwerk Sophienau, Merlet, ein geborener Badenser, einige Schul- und Spielgenossen, wie Johannes Recknagel, der Stadtförster Dressel, näher standen. Der „dicke Herr" ließ zur Zeit nicht nur den Neffen sein wunderliches Wesen treiben, sondern

setzte auf dieses Wesen einige frohe Hoffnungen, die ihm in seinen unerquicklichen häuslichen Zuständen wohl zu gönnen waren. Ludwig war während des Aufenthalts in seinem Garten und Gartenhause dem Schauspiel, das in dem Hause des Onkels aufgeführt wurde, ferner gerückt gewesen; als er im Spätherbst des Jahres wieder in die Stadt zog und sein Winterstübchen einrichtete, traten ihm auch die Mißverhältnisse, in die sich der Onkel begeben hatte, wieder vor die Augen und zogen ihn aus seinen Künstlerträumen in eine schlimme Wirklichkeit.

Obschon es Abrede zwischen Onkel und Neffen war, daß dieser sich seiner musikalischen und allgemeinen Ausbildung hingeben und zu keinem Ladendienst verpflichtet sein sollte, so bewirkten doch Gewohnheit und augenblickliches Bedürfnis, auch mancherlei Rückfälle in seine ursprünglichen Anschauungen, denen Onkel Christian ausgesetzt war, daß Ludwigs kaufmännische Tätigkeit in den Jahren zwischen 1835 und 1838 gelegentlich wieder aufgenommen wurde. Ludwig selbst fand nichts dabei, dem Oheim und seinem Ladendiener Beistand zu leisten, wenn es notwendig erschien, er wußte schon dafür zu sorgen, daß seinen eigentlichen Beschäftigungen nicht zu viel Abbruch geschah. Auch wäre in der Enge und bei der unbefangnen Natürlichkeit der kleinstädtischen Verhältnisse wenig dagegen einzuwenden gewesen, wenn der Kunstjünger nicht durch diese gelegentlichen Hilfsleistungen immer wieder falsche Ansprüche seiner Mitbürger erweckt hätte. Der dicke Herr aber wurde fortgesetzt von der Wohlmeinung der Lebensklugen geplagt, die ihm zu bedenken gaben, ob er seinen Neffen geradewegs zum Tagediebe erziehen wolle. Zum Mundstück dieser Art öffentlicher Meinung machte sich neben andern auch die vielberufne Haushälterin Elisabeth Heinlein, die ihre Gewalt über den schwachen und frauensüchtigen Hausherrn je länger

um so stärker zu mißbrauchen begann. Ludwig kümmerte sich wenig darum, was die ungebildete und klatschsüchtige Person über ihn dachte und sprach, aber er war ernstlich um das Glück und Lebensbehagen des Oheims besorgt, der den leidenschaftlichen Szenen, die ihm seine Hausgenossin spielte, in keiner Weise gewachsen war. Sie hatte sich in dem ihr ungewohnten reichlichen Leben im Hause Ottos dem Trunke ergeben und gefiel sich in leidenschaftlichen Zornausbrüchen gegen ihren Brotherrn. Der alternde Lebemann, der nicht mehr wagte und auch kein Recht mehr hatte, die wilde Lisbeth zu ihrer Familie heimzuschicken, flüchtete vor solchen Stürmen in das Zimmer seines Neffen oder auch wohl in dessen Garten, den Ludwig im September 1843, nach dem Tode des Onkels, in einem Briefe an Ambrunn „den Ort, wo der dicke Herr noch eine Freistatt fand vor ihr", nannte. Daß diese häuslichen Kämpfe, in denen Ludwig „zuerst die Leidenschaft in ihren verstecktesten und furchtbarsten Regungen studierte", eine Schule für den künftigen Dichter wurden, konnte der Musiker, der im Augenblick nur ihre grellen Disharmonien fühlte, nicht ahnen. Aber unter den traurigen Eindrücken dieser Erlebnisse regte sich in der Seele des Jünglings ein tiefes, warmes Mitleid für den geplagten Mann, in dem er eine ursprünglich gute, ja ungewöhnliche Natur beklagte, die durch Mangel an Ausbildung und kleinstädtisches Genußbehagen verkümmert war.

Im vielbewegten Jahre 1834 sah Ludwigs Vaterstadt die ersten Auswanderer nach Amerika ziehen, zu denen auch einige Personen aus Ludwigs engerm Lebenskreise gehörten. Eins seiner ältesten erhaltnen Gedichte (das nachmals im „Kometen", Jahrgang 1840, gedruckt wurde), das „Lied der Auswandrer":

Ade, ihr Lieben, und nun macht
Das Scheiden mir nicht schwer,

Ade, ihr freund mir und bekannt,
Such mir ein neues Vaterland
Da drüben überm Meer.

Gehts übers Meer, da fühlt man erst,
Wie fest die Heimat hält,
Da greift es hin durch Mark und Bein,
Die Hände her — laßts Weinen sein,
Es geht nicht aus der Welt!

Seid ohne Sorgen, kehrt euch nicht
An Ängsten und an Spott.
Auch über fernem Berg und Tal
Ist blauer Himmel allzumal,
Und überm Himmel Gott!

zeigt den Eindruck dieses Ereignisses auf den jungen Mann, dem bei dieser Gelegenheit der Gedanke kommen konnte, daß er für seine von allem Gewohnten abweichende Entwicklung, sein Streben einen neuen Boden jenseits des Meeres suchen müßte, während er doch fühlte, daß er unlösliche Wurzeln im Leben der Heimat habe. Zum Glück blieben es auch in spätrer Zeit vorübergehende Träume, die ihm vorgaukelten, daß er vielleicht unter dem neuen Volke ein neues Theater gründen könnte. Denn Ludwig hatte keine einzige der Eigenschaften, die in Amerika galten und Erfolg verbürgten.

Auch während der Jahre 1835 bis 1838 lebte er fortgesetzt in Eisfeld, zumeist im Hause seines Onkels, im Sommer und Herbst oft wochenlang in seinem Gartenhaus wohnend, und fuhr fort, teils seiner musikalischen und seiner allgemeinen Ausbildung obzuliegen, teils in immer erneuten schöpferischen Versuchen einen künstlerischen Weg und ein bleibendes Zeugnis seiner rastlos arbeitenden Phantasie zu suchen. Während die äußern Verhältnisse um ihn her gleich blieben, vollzog

sich in seinem innern Leben eine von Jahr zu Jahr wachsende Veränderung. Hatte sich schon der Knabe und der reifende Jüngling von den ihn umgebenden Menschen durch die Macht seiner Anlagen, die Tiefe seines geistigen Lebens, den unablässigen Drang zur Kunst unterschieden, so trug er jetzt Ideale und Forderungen an sich selbst in der Seele, für die den Kleinstädtern, mit denen er lebte (den einzigen Schaller vielleicht ausgenommen), jeder Maßstab gebrach. Dabei war er in urwüchsiger Heimatliebe, in warmer Anhänglichkeit an die gewohnte Enge (die ihm zur Weite wurde, indem er sie vertiefte) noch weit davon entfernt, sich hinwegzuwünschen, und suchte, wenn ihm das Mißverhältnis zwischen seinem Wesen und dem der andern Eisfelder zum Bewußtsein kam, in rührender Bescheidenheit die Schuld bei sich selbst. Wenn er sich mit beinahe selbstquälerischer Gewissenhaftigkeit vorhielt: „Beschlossen, den Humor einigermaßen abzulegen. Man wird durch ihn verbittert, allen Lebensverhältnissen entfremdet und dem Leben selbst, und es sind, wie ich ahne, gerade die unanscheinlichsten (unscheinbarsten), in welchen die meiste wahre Poesie liegt. Ist doch die Schriftstellerei nicht da, diese natürlichen, anspruchslosen Verhältnisse zu zerstören, sondern den Verirrten zurückzuführen, der regellos und wüst umherschweifenden Phantasie einen Pol zu geben, mit einem Wort die Verkünstelung des geistigen und Gemütsmenschen nicht zu fördern, sondern ihr entgegenzuarbeiten“ (Tagebuch, 7. Februar 1837), so konnte freilich im Ernst nicht davon die Rede sein, sich einer der Göttergaben zu entäußern, die ihm verliehen waren, aber schon der Vorsatz läßt erkennen, wie ernst es dem jungen Ludwig darum zu tun war, das menschliche Verhältnis zu seinen Heimatgenossen nicht zu trüben. Die Behauptung, daß er „apart erscheine und apart sein wolle“, traf ihn noch wie ein Vorwurf,

und er strebte redlich seinen geistigen Gewinn dem Behagen seiner Landsleute dienstbar zu machen. Schallers Wort: „Er war der bescheidenste Mensch, von tiefem Gemüt und feinem Gefühl, das sich bei irgend einer Verletzung nicht nach außen Luft machte, sondern wie eine Schnecke in ihr Haus sich nach innen zurückzog und vom Verletzenden kühl abwandte", galt für diese wie für spätre Jahre. Doch fanden in der Zeit der tastenden und ringenden Selbstbildung und der unsichern äußern Lage solche Verletzungen eben häufiger statt als in spätern Tagen.

Die Entbehrungen, die Eisfeld ihm auf musikalischem Gebiet auferlegte, wurden von Otto Ludwig und der kleinen Freundesgruppe, die er in seine künstlerischen Interessen hineingezogen hatte, lebhaft genug empfunden. „Nach Beethovens Werken, insbesondre nach seinen Symphonien, die wir damals nur vom Hörensagen oder aus auswärtigen Relationen kannten (erzählt Schaller in einem an M. Heydrich gerichteten Briefe, der seine Erinnerungen zusammenfaßte), und die wir unter den uns umgebenden kleinen Verhältnissen nicht selbst hören konnten, trugen wir eine tiefe Sehnsucht, die uns erst viel später außerhalb der Heimat gestillt werden sollte. Öfters machten wir kleine Fußreisen nach Hildburghausen zu Konzerten, nach Koburg zu dergleichen und zum Besuch von Opern, ja sogar, da in Koburg zu dieser Zeit klassische Opern nicht gegeben wurden, eine größre im Winter nach dem zehn Stunden entfernten Meiningen, um den längst vorher im Klavierauszug studierten ‚Don Juan' Mozarts, die Lieblingsoper Ludwigs, hören zu können." Der Eindruck solcher Kunstgenüsse bestärkte den Strebenden in seiner besondern Leidenschaft für die Oper. Er komponierte zu dieser Zeit wohl einzelne Lieder, Balladen, begann auch ein Requiem und eine Hymne auszuführen, aber seine Haupttätigkeit galt den früher

geplanten und neu entworfnen Opern, für deren Durchführung und Vollendung ihm die Leichtigkeit verhängnisvoll wurde, mit der ihm stets neue Handlungen und Gestalten zuströmten. Von den Plänen des Jahres 1834 beschäftigte ihn der zur Oper „Signor Formica" noch längere Zeit, im Jahre 1837 verzeichnete er die Komposition einiger neuen und die Umarbeitung mehrerer ältern Nummern dieser Oper, macht sich aber auch in den Tagebuchaufzeichnungen des gleichen Jahres das Eingeständnis, daß er des romantischen Stoffes wie seiner Musik dazu herzlich müde sei und nur durch Gründe, die mit seinem persönlichen Leben zusammenhingen, davon festgehalten werde. „Auf die Dauer ist die komische Oper nicht für mich. Er wird auch vorübergehen, dieser gar zu süße Kelch, diese obergärig ordinäre Musik." (Ludwigs Tagebuch vom 17. Januar 1837.) Wie es scheint, hatte sich Ludwig in der Komposition dieses Werkes der herrschenden französischen und italienischen Spieloper so viel angenähert, als ihm immer möglich war, um sich schließlich doch zu überzeugen, daß niemand über seinen Schatten springen kann. Schon im August 1836 hatte er die Dichtung zu einer neuen großen romantischen Oper, „Der goldne Schlüssel", nach einem orientalischen Märchen beendet, in den nächsten Jahren entwarf er drei weitre romantische Opern: „Lorelei", „Frau Diana" und „Zuma", zwei zweiaktige Opern „Amasis und Tentyra", „Spanische Nacht", eine einaktige Oper „Die Fischerin", die sämtlich kaum über die Entwürfe, jedenfalls nicht über die Anfänge hinaus gediehen.

Dem Grübler und Selbstquäler, der Ludwig auch in diesen Jugendtagen zuzeiten war, hätte der Umstand auffallen sollen, daß sich die durch jede Lektüre, jede einsame Stunde in seinem Garten neuangeregte Einbildungskraft und Gestaltungslust entschieden nicht in den Kreis der bevorzugten Musik bannen ließ. Er

sagte sich wieder und wieder, daß auf dem eingeschlagnen Wege nur der Musiker zum Ziele gelangen, und daß er in Eisfeld allenfalls nur eine seinen besondern Zwecken gemäße musikalische Ausbildung gewinnen könnte. Er wollte ausschließlich Musiker sein und vermochte es nicht. Das poetische Talent, das er sich in Saalfeld abgesprochen hatte, regte sich immer aufs neue und ließ sich nicht an die Operndichtung binden. Seine gegenwärtigen Ideale und seine vorwiegende Beschäftigung ließen den Gedanken eines großen Gedichts „Cäcilie" oder „Polyhymnia" entstehen, das „eine Theodicee der Musik" sein und werden sollte! „Entstehung der Musik, Fortbildung bis zum Silberblick Mozart-Beethoven, ihre Wirkung auf den Menschen; Tanzmusik, Kriegsmusik, Kirchenmusik, Choral, Oratorium, Symphonie, Oper, Schiffergesänge usw." Offenbar hatte sich Ludwig zur Zeit, als er sich mit diesem Plane trug, an Schillers Künstlern erbaut und begeistert; im erhaltnen Eingang des Gedichtes schilderte der poetische Musiker, wie die Natur unter Helios Tritten sich mit Formen und Farben schmückt, aber nur dem Auge wohltut.

Lautlos träg im toten Zwange
Herrschte in des Lebens Gange
Der Bewegung kalt Gesetz,
Noch nicht schlang des Rhythmus Schöne,
Nicht der goldne Fluß der Töne
Hold darum sein zaubrisch Netz.

Auch die weitere Ausführung dieses Gedichtes unterblieb, ebenso wie die des großen Romanzenzyklus „Oktavian" und des nordischen Heldenepos „Svanhildur", weil ihm seine musikalischen Pläne wichtiger und aussichtsreicher vorkamen. Aber neben den Opernplänen drängten sich Handlungen und Bilder vor sein inneres Auge, die nur in andern dramatischen Formen

belebt werden konnten. Die Geschichten der schönen Baderstochter Agnes Bernauer, des Engels von Augsburg, und die des Burgunderherzogs Karls des Kühnen, der umsonst im treuen Eckart den Warner zur Seite hat, wollten aus seiner Phantasie nicht weichen, eine mit Zaghaftigkeit wunderlich gepaarte Zuversicht, daß die wechselnden Gesichte, die er im farbigen Nebel sah, Gestalt gewinnen würden, lockte ihn immer aufs neue zur dramatischen Poesie. Zwar beweisen seine Aufzeichnungen, daß er auch für diese rein poetischen Pläne hier ein Lied, dort ein Melodrama in Aussicht nahm, doch waren das nur lose Fäden, die die beunruhigend rege poetische Bildkraft noch an seinen gegenwärtigen einmal erwählten Beruf knüpfen sollten.

Gegen den Ausgang des Jahres 1836 wurde in Eisfeld ein Liebhabertheater ins Leben gerufen, das von Haus aus wohl kaum höhere Ziele hatte als ähnliche Gründungen in andern kleinen Städten. Die Lust an theatralischen Darstellungen war hier um so frischer geblieben, als sie nur von Zeit zu Zeit durch wandernde Schauspielertruppen Befriedigung gefunden hatte. Nach den Berichten über Otto Ludwigs Knabenzeit und seine ersten theatralischen Eindrücke darf man annehmen, daß sich in den zwanziger Jahren unter diesen Wanderbühnen ein paar bessere befunden hatten. Später aber hatten sich die dargebotenen Kunstgenüsse so wenig befriedigend gezeigt, daß den kunstsinnigen und beweglichern Kreisen des Städtchens der Gedanke nahe lag, man könnte es selbst besser machen. Die Jugend Eisfelds und der Umgebung schloß sich mit Eifer zu dem Unternehmen zusammen, Lustspiele und Singspiele aufzuführen; in dem Saale des Schützenhofes, der allen allgemeinen Vergnügungen diente, schlug man ein kleines, aber hübsches und zweckmäßiges Theater auf, und unter den freiwilligen Darstellern entfalteten sich bald wirkliche Talente. Durch Ludwigs

Teilnahme und Eingreifen bekam das Ganze einen höhern Schwung und eigentümlichen Charakter, seine „Anstellung als Theaterdichter und Kapellmeister, die er um so leichter erhielt, als er sie selber zu vergeben hatte", machte ihn bald zur Seele des Ganzen. Hatte bei Gründung des Streichquartetts, des Männergesangsquartetts, den frühern Chorübungen Schaller die erste Hand angelegt, so war diesmal, wo eine dramatische Betätigung in Aussicht stand, Ludwig die bewegende Kraft, schon bei den Vorbereitungen und Proben, und empfing von der Existenz der Liebhaberbühne eine kräftige Anregung zur endlichen Ausgestaltung eines seiner zahlreichen Opernpläne. Seit dem Herbst 1836 arbeitete er an einer Oper „Die Geschwister", deren einfache Anlage und Szenerie ihm den Gedanken nahe legte, sie mit den Kräften und Mitteln, die ihm jetzt zu Gebote standen, zur Aufführung zu bringen. In der Tat führte Ludwig im Winter von 1836 zu 1837 die dreiaktige Oper oder besser das dreiaktige Liederspiel, dessen Schauplatz Tirol, und zwar das Tirol des Jahres 1810, das besiegte, nach der vergeblichen Erhebung wieder in die Hände der Franzosen gefallne Tirol war, vollständig aus. Die einfache Handlung entbehrte nicht einer gewissen dramatischen Spannung, und die eingeflochtenen Lieder, Duette und Chöre wuchsen aus der Erfindung natürlicher hervor, als im landläufigen Operntext jener Zeit üblich war. Das ganze Werk selbst fand der Dichter „ein bißchen zu pathetisch und zu altklug", meinte aber, da ihm die Vollendung und Abrundung leidlich gelinge und die Musik wirklich Wohlklang und Leben habe, für seine nächste Entwicklung die besten Erwartungen hegen zu dürfen. Die Einstudierung der „Geschwister" brachte ihn in lebendige Berührung mit einer größern Anzahl von Menschen; unter dem 7. Februar 1837 rühmt er von sich selbst: „Bin jetzt ein vergnügter Mensch voller

Hoffnung und Lust zum Werke" (Tagebuch). Bei der Zusammenstellung eines Chores und eines Orchesters kam dem Komponisten und Dirigenten die angeborne Sangeslust, die alte und allgemeine thüringische Musikliebe entgegen und zu Hilfe, binnen wenig mehr als einer Woche war namentlich ein ganz stattliches Orchester beisammen, in dem neben den Stadtmusikanten kunstbeflissene und eifrige Dilettanten saßen. Wo zwei Meilen im Umkreise ein Geiger, Cellist oder Flötist lebte, da wurde angepocht, und was für eine andre beliebige Theateraufführung der Eisfelder unerreichbar gewesen wäre, das geschah dem eignen, noch nie aufgeführten Werke des jungen künstlerischen Landsmannes zuliebe. Da waren nach Friedrich Hofmanns Erzählung, die auf Eisfelder Erinnerungen fußte: „Förster, die das Waldhorn, Doktoren, die die Trompete, Maler, die die Flöte, Lehrer, die andre Instrumente blasen, die Violine ist mächtig besetzt, das Cello handhabt der alte Pfarrer von Stelzen meisterhaft, an jedem Pulte stehen neben den Musikern von Profession Freiwillige, die für ihr Instrument ihren Mann stellen, bis zu den Pauken, die ein langer Amtschirurg bearbeitet, der allemal behauptet ‚Die Stimm ist net richtig,' wenn er falsch eingefallen ist". (Gartenlaube 1865, Nr. 19.) Schon von der ersten Leseprobe an, die er am 12. März abhielt, demselben Tage, an dem er das letzte Musikstück für sein Liederspiel niederschrieb, erfreute sich der Poet wie der Komponist am Enthusiasmus der Mitwirkenden, und nach der zweiten Musikprobe gesteht er sich: „So weit bringen wir's schwerlich, daß man, was die Ouverture bedeuten soll, recht heraushört. Indessen der Enthusiasmus der Darsteller und Musiker scheint mich diesmal freimachen zu wollen von meinem gewöhnlichen Ekel an meinen eignen Werken, wenn sie einmal fertig sind." (Tagebuch, 27. März 1837.) Die Proben gaben ihm die

hundert nachher beschäftigen sollte. Dabei besserte Ludwig aber eifrig an dem eben aufgeführten Singspiel, suchte einzelne Nummern der „Geschwister" zu runden und musikalisch zu vertiefen, in der Hoffnung, sein Werk beim Hoftheater in Koburg zu Gehör zu bringen.

Zwischen all den produktiven Arbeiten und Vorsätzen machte der Alltag sein Recht geltend und sorgte dafür, daß die Bäume nicht stracks in den Himmel wuchsen. Gerade in den Tagen, wo ihn die Einstudierung seines Werkes erfreute, erfuhr Ludwig, daß Schaller nach Wasungen versetzt werde („gehen müsse", sagte der heimatfrohe Eisfelder), wo ihm eine bessere Stellung und die Möglichkeit, seinen eignen Herd durch die Verbindung mit Sophie Fischer begründen zu können, in Aussicht stand. Das Glück des Freundes brachte ihm die eigne Entbehrung stärker zum Bewußtsein, mancherlei persönliche Erfahrungen, die er eben damals machte, erpreßten ihm den Stoßseufzer: „Da die Ursache, die mich hier festhielt, erledigt ist, will ich fort. Es wird mir jeder Tag hier zur Last."

Keine der Tagebuchaufzeichnungen Ludwigs läßt einen tiefern, vollkommen aufklärenden Einblick in die Herzenserlebnisse seiner Eisfelder Jugend tun. Wohl aber haben sich in seiner Vaterstadt unsichre Überlieferungen erhalten, daß der Dichter dieser oder jener der damaligen Eisfelder jungen Schönheiten einen wärmern Anteil gewidmet habe, und eine oder die andre der genannten Damen hat sich ein halbes Jahrhundert später auf den Besitz handschriftlicher Gedichte des Jugendgenossen berufen, die eine Huldigung einschließen. Es ist schlechthin unmöglich, Wirklichkeit und Fabel, Leben und Traum in jenen Überlieferungen zu scheiden. Zwischen 1837 und 1838 muß eine Neigung, im Wechsel von Sehnsucht, Wunsch, Hoffnung und bitterm Verzicht, die Seele des Dichters

erfüllt haben. Ihr Auf und Ab spiegelt sich in knappen, aber von leidenschaftlicher Erregung zeugenden Tagebuchblättern. Der Eintragung vom 22. April 1837: „Gestern und vorgestern Seelenfrühlingstage. Es wird immer schöner auf der Welt!“ folgt die Nachschrift: „Abends Pankratius und Servatius. Den Menschen von heute ist alles ein Spiel.“ Dem zuversichtlichen Ausruf: „Zweifeln wär' Sünde. Ist nicht Glaube das schönste Vorrecht des Menschen?“ vom Anfang Mai schließt sich als nächste, nicht auf poetische und musikalische Pläne bezügliche Offenbarung seines Seelenlebens die Betrachtung an, daß er fast ein Jahr nichts in sein Tagebuch eingetragen habe: „Und was ändert ein Jahr in einem schlechten Gedächtnis, in einem wankelmütigen Herzen! Oder welche Größe kann ein wachsender Irrtum im Zeitraum eines Jahres erreichen, wieviel Umstände sich zusammenwälzen, den Lauf des Lebensstromes hindernd, durch Zerteilung entkräftend oder gar hemmend. Der Mensch hat ungeheuer viel zu verlieren; das merkt er erst, wenn es verloren ist. O, daß eine Zeit kommen kann, wo man sich selbst nach begangenen Narrheiten sehnen kann! — Wir aber wollen suchen, uns immer mehr in uns zurückzuziehen, unsers übergebliebenen innern Eigentums haushälterischer zu wahren, als bis jetzt geschehen, bis, was hoffentlich bald geschieht, eine Pfarre in der Milchstraße vakant wird für uns, oder sei es nur ein Sternwinkelchen, drin aber ein Herz, was die Erde nicht für uns hatte. Eben hab' ich Magnesia genommen, der Magensäure wegen. Kreide, gebrannte Knochen sollen's auch tun. Bei der Seelenmagensäure tun's nur Knochen und — es klingt ein Schlittengeläute, das wohl das Geläute geben möchte zu meiner Kur. Mit diesem Schulmeisters cum Deo soll denn das neue Tagebuchsjahr angetreten sein.“ (Tagebuch, 17. Februar 1838.)

Begreiflich genug, daß sich Ludwig vom Schauplatz solcher Prüfungen hinwegsehnte. Übrigens hätte es keiner „Narrheit“ bedurft, um ihm den Gedanken nahe zu legen, es einmal „draußen“ zu probieren. Aber freilich waren die Vorsätze, Eisfeld den Rücken zu kehren, keineswegs rasch und leicht ausführbar. Auch nach dem Beweis von Kraft, den der Neffe mit dem vollendeten und aufgeführten Liederspiel gegeben hatte, zögerte der Onkel, ihn bei irgend einem Vorhaben zu unterstützen, das man in Eisfeld ein Abenteuer gescholten haben würde. Ludwig erwog damals die Möglichkeit einer Übersiedlung nach Berlin, Dresden oder München, wo er überall eine blühende Oper vorhanden wußte, und wo er auf schnellere Förderung seines Talents hoffte. Aber der Oheim wie dessen welterfahrene Eisfelder und Hildburghäuser Freunde (unter diesen stand der Bauinspektor Johann Georg Buck, „Papa Buck“, in erster Reihe) waren der Meinung, daß erst die Aufführung eines größern Werkes an einer größern Bühne gesichert sein müßte, ehe ein so gewagter Schritt unternommen werde. Der arme Kunstjünger fand nur zu reichlich den guten Rat, den das Laientum, das von Kunstdingen und künstlerischen Notwendigkeiten nicht den leisesten Begriff hat, immer äußerst freigebig zu erteilen pflegt. Er befolgte ihn nach Kräften; Textbuch und Partitur der „Geschwister“ wanderten zu verschiednen berühmt gewordnen musikalischen Landsleuten, so zu dem damaligen ersten Cellisten der Dresdner Kapelle, Justus Johann Friedrich Dotzauer, der aus Häselrieth bei Hildburghausen stammte, aber der Heimat schon seit manchem Jahrzehnt entfremdet, keine Teilnahme für das dort entstandne Werk an den Tag legte. Auch von München, Frankfurt und Leipzig kamen die Manuskriptsendungen Ludwigs zurück, oft uneröffnet, hie und da von ein paar nichtssagenden Worten begleitet.

Daß Ludwig solchen Rückschlägen zum Trotz auf dem betretnen Wege bei seinen Studien und Arbeiten ausharrte, zeigte, wie tief seine Natur, wie ernst und echt sein innerer Drang waren. Und die Gewichte, die sich an jeden freien Aufschwung hängten, wurden im Verlauf der Jahre schwerer: der Strebende hatte das fünfundzwanzigste Lebensjahr erfüllt, ohne bis jetzt eine bessere Bürgschaft für seine Zukunft zu haben als die rastlos arbeitende künstlerische Phantasie und die Gewißheit, daß seine durch Musikübung und Lektüre geförderte, in unablässigen Versuchen eignen Schaffens vertiefte Bildung täglich wachse. Je mehr er dabei auf sich allein angewiesen war, je weniger ihm seine Umgebungen, die von ihm so reichlich empfingen, zu geben vermochten, um so natürlicher war es, daß er nach allen Seiten ausschaute, wo sich eine helfende und fördernde Hand bieten wolle.

Und doch sollte ihm diese oft so quälende Lage wenig Jahre später in Leipzig unter dem Druck fremder, seiner ursprünglichen wie seiner anerzognen Natur widerstrebender Verhältnisse in einem verklärten Lichte erscheinen. In der Tat gab es auch jetzt noch eine Seite seines Lebens, die sich kein junger Künstler schöner hätte träumen können. Die köstliche Einsamkeit seines Gartens, unberührt vom Staube des Marktes und des Tages, die stille Arbeit und der schaffende Traum zwischen dem ersten und dem letzten Grün, die Beschäftigung mit seinen Bäumen und Blumen waren für Ludwig ebensoviele beständig fließende Quellen der Erfrischung und Erquickung. Die tiefe Natur des Dichters empfand mitten unter den Mißlichkeiten und Entbehrungen, die ihm auferlegt waren, den ganzen Segen seines freien, anspruchslosen Daseins auf dem ererbten väterlichen Grunde. Und die eigentümliche Wärme und Treue seines Wesens gewann trotz allem, was ihm von den Eisfelder Menschen und Zuständen

innerlich schied, ihnen immer wieder die besten Seiten, Nahrung für Gemüt und Phantasie ab. Der eigentliche Herzensfreund Karl Schaller war, nachdem er in Eisfeld Hochzeit gehalten hatte, als Rechnungsrevisionsassistent Anfang 1838 nach Wasungen übergesiedelt. Die alten „Gevattern", wie sie sich scherzweise ansprachen, unterhielten nun einen Briefwechsel, aus dessen ersten Blättern hervorleuchtet, wie sehr Ludwig den getreuen Kameraden vermißte. „Langweilig ist dir's, langweilig jetzt in Eisfeld über alle Beschreibung," rief er ihm im Oktober 1838 zu, und diese Stoßseufzer wiederholten sich, obschon Ludwig mit Burckhardt, Merlet und andern fast täglich zum Nachmittagstrunk zusammenkam, auch gelegentlich einen echt thüringischen Ausflug zum Vogelschießen nach Hildburghausen oder Schalkau um so weniger verschmähte, als der „dicke Herr" zu dergleichen immer bereit war.

Das Verhältnis zum Oheim hatte in dieser Zeit eine wesentliche Veränderung erfahren. Herzliche Freundschaft verband jetzt den alternden Herrn und den zur Männlichkeit gereiften Neffen. Immer stärker war in Otto Ludwigs Seele das Gefühl des Mitleids mit der ursprünglich vortrefflichen, aber im kleinlichen Wohlleben erschlafften Natur Onkel Christians und die Teilnahme für dessen häusliche Qualen geworden. Der dicke Herr hatte den schweren Schritt getan, um seines Sohnes Adolf willen Elisabeth Heinlein zur Frau zu nehmen. Er hatte damit den letzten Rest häuslichen Behagens geopfert, denn seit die frühere Wirtschafterin sich Madame Otto nennen lassen konnte, verschärften und verschlimmerten sich ihre unliebenswürdigen Eigenschaften, und des Neffen Aufgabe war geworden, in den unseligen Wirren des Ottoschen Hauses vermittelnd einzutreten, die leidenschaftlichen Szenen, die sich innerhalb der Familie abspielten,

einigermaßen auszugleichen, und vor allem den jungen Sohn des Onkels, „Meister Adolf", wie er in Ludwigs Briefen heißt, vor Zornausbrüchen der eignen Mutter zu bewahren und ihn etwas erziehen zu helfen. Bei der Erinnerung an diese jahrelangen traurigen Erlebnisse durfte Ludwig wohl sagen, daß seine Geschichte bis zum Beginn des Mannesalters ein „fortgesetzter Kursus in der angewandten Psychologie und Pathologie" gewesen sei. Er hatte so tieferschütternde Eindrücke empfangen, daß er sie nur mit aller Kraft und Tapferkeit der Jugend überwinden konnte. Die Zärtlichkeit, die er für das unter so unerfreulichen Umständen heranwachsende Kind hegte, hatte ihre Wurzel in der Liebe zu dem unglücklichen und nun auch von Krankheit gequälten Bruder seiner Mutter. Auch um seinetwillen, um ihm Freude zu machen, wünschte er jetzt lebhaft einen Erfolg seiner eignen künstlerischen Bestrebungen. Mit unglaublicher Geduld suchte er den empfänglichen, aber oberflächlichen Onkel in seine tiefern Anschauungen von der Kunst hineinzuziehen, und fügte sich doch wieder mit gutmütiger Nachgiebigkeit in die Lieblingsneigungen des Alten. Aus einzelnen brieflichen Äußerungen Ludwigs steigen wunderliche Genrebilder auf: der jugendliche Neffe am Flügel sitzend und unermüdlich Walzer trommelnd, während der dicke Herr mit zum Besuch gekommenen Mädchen tanzt, oder eine Fahrt nach Hildburghausen zum „Fra Diavolo", den eine Wandertruppe aufführt, und der den Oheim entzückt, während Ludwig an Schaller berichtet, daß er „eine gänzlich besoffne Oper gehört: Schauspieler, Maschinenmeister, Regisseur, Orchester und Komposition — alles war besoffen", aber der Nachklang zu dem allem war doch immer wieder die Wehmut über „die reichen Anlagen zu Ruhm und Glück, die hier so jammervoll teils unausgebildet geblieben, teils zu ihrem Gegenteil umgeschlagen sind".

halb mit dem Hinblick auf eine Aufführung im Eisfelder Liebhabertheater, halb mit dem Verlangen nach der Verkörperung durch das Hoftheater zu Meiningen hatte Ludwig 1838 eine neue Oper: „Die Köhlerin" begonnen; der erste Entwurf zur Dichtung wurde Ostern 1838 ins Tagebuch eingetragen, die Ausführung schritt während des Sommers rasch vorwärts, obschon sich auch jetzt wieder die mächtigern Gestalten der Tragödie „Agnes Bernauer" zwischen die leichtern und beweglichern Figuren der neuen Oper drängten. Diese sollte in zwei Akten und vierundzwanzig „Nummern" „effektvolle, in den dramatischen Gang eingreifende Ensembles" erhalten, und die Dichtung arbeitete diesen musikalischen Absichten trefflich vor. Es handelte sich um den uralten Vorwurf vom glücklichen Wiederfinden getrennter aber getreuer Liebenden; die Heldin Bäbi, der der sehr charakteristische Amtmann, ein musikalischer Nachkömmling der alten Ifflandschen Halunken in Amt und Würden, die Hütte über dem Kopfe versteigert, wird, des Verkehrs mit einem feindlichen Spion verdächtig, ins Gefängnis abgeführt, sieht aber am Schlusse ihren geliebten Fritz als Divisionsgeneral wieder und macht Hochzeit unter kriegerischem Ehrengetümmel.

Sicher wies der Text der Oper Leben, Bewegung, drastische Gegensätze auf und gab dem Musiker reiche Gelegenheit, in schlichter, volkstümlicher Lyrik wie in vielstimmigen Ensembleszenen seine musikalische Kunst zu entfalten. Ludwig komponierte und instrumentierte mit einer Hingebung, als ob ihn ein Vorgefühl bewegt hätte, daß just dieses Werk eine entscheidende Wendung in sein Leben bringen würde. Im Oktober muß „Die Köhlerin" bereits vollendet gewesen sein, Ludwig meldete (Eisfeld, am so und so vielten Oktober) an Schaller: „Ich denke mein Operlein wird nicht mißfallen, für Melodie ist ziemlich gesorgt, und einige

Nummern sind sogar streng kontrapunktisch, was in einer Oper viel sagen will, sodaß jeder etwas findet. Einige Numeros kennst du schon; ich hoffe, daß sie sich auf der Bühne besser ausnehmen werden als am Klavier; hab' sie wenigstens daraufhin gerade wie sie sind, gearbeitet. Sollte mein Vornehmen zu realisieren sein, so werde ichs Ihn wissen lassen." Im Spätherbst fand eine Aufführung auf dem Eisfelder „Theaterchen" statt, die er selbst nur als eine Generalprobe ansehen wollte, und nach der er sofort zu einer Neubearbeitung der Oper schritt, einige Längen kürzte und Nummern, die ihm „nicht einfach durchgreifend genug" erschienen, vollständig umkomponierte. Wiederum erscholl die Kunde von dem eigentümlichen, ohne andre als Selbstschulung aufgewachsenen Talent über Eisfeld hinaus, wiederum erzählte man sich, wie nach den „Geschwistern", das Werratal hinab Wunderdinge von dem jungen Dichter und Musiker, den die Eisfelder in ihrer Mitte hegten.

Und diesmal wenigstens verrann die erweckte Teilnahme nicht in dem Strome der selbstgefälligen und neugierigen Wechselrede. Mehr als einmal hatte Ludwig auch bei den umwohnenden Verlegern angepocht, jetzt, nach der „Köhlerin", erklärte sich die Kesselringsche Hofbuchhandlung in Hildburghausen aus freien Stücken bereit, wenn der Komponist „etwas habe, das passe", ein paar Hefte Lieder, Balladen oder dergleichen von ihm zu drucken. Als Otto Ludwig darauf seine Kompositionen der Goethischen Balladen „Die wandelnde Glocke" und „Der Totentanz" einsandte, war der willige Verleger immer noch vorsichtig genug, bei einer Autorität, wofür hier der Meiningische Hofkapellmeister Eduard Grund galt, ein Urteil einzuholen. Und obschon Grund ein entschiedner Bewundrer der Melodik und des bel canto der neuitalienischen Oper gewesen zu sein scheint, so war er doch einsichtig

und unparteiisch genug, Ludwigs dem Charakteristischen zustrebende, etwa an die ältern Kompositionen Karl Löwes und daran anklingende Balladen zu würdigen und der Kesselringschen Handlung zu erklären: „Die Kompositionen des Herrn Ludwig haben mein Interesse für den Komponisten sehr in Anspruch genommen. Sie lassen zwar in melodischer Hinsicht etwas zu wünschen übrig, denn die Erfindung der Melodie ist nicht reich genug, jedoch verraten sie ein unverkennbar großes Talent." Dieses Urteil und die Teilnahme Grunds ermutigten Ludwig, Anfang März 1839 auch seine „Köhlerin" an den Meininger Hofkapellmeister einzusenden. Schon nach wenig Tagen empfing er einen Brief, der nach seinem eignen Wort auf ihn wirkte „wie auf den Wandrer in der Wüste das Auffinden einer Oase". Grund schrieb (Meiningen, den 6. März 1839): „Mein lieber Herr Ludwig! Das, was ich von Ihrer Komposition bis jetzt flüchtig gesehen habe, hat mich schon überzeugt, daß Sie viel Kompositionstalent haben, es wäre schade, wenn es nicht die möglichste Ausbildung erhielte. Eisfeld, wo Sie nichts hören, ist kein Aufenthalt für Sie. Ich habe Sie deshalb heute dem Herzog empfohlen und habe auch insoweit meinen Zweck erreicht, daß er mir aufgetragen, Ihnen zu schreiben, daß Sie sobald als möglich selbst nach Meiningen kommen möchten, bis zum 15. April können Sie hier einige Opern hören — am 12. dieses ist die ‚Somnambula' von Bellini zum erstenmale. Kommen Sie nur auf gut Glück her — ich werde nachher mit Ihnen besprechen, was weiter zu tun ist."

So wenig verlockend Ludwig die Aussicht auf die „Somnambula" dünken mochte, und so scharf er den Gegensatz zwischen seinen eignen und den Kunstanschauungen des wackern Meininger Kapellmeisters selbst in diesem Augenblick empfand, so löste sich doch

sein ganzes Wesen in Dank und Hoffnung. „Du weißt — schrieb er an Schaller, dem er (Eisfeld, den 10. März 1839) die Freudenbotschaft meldete und eine Zusammenkunft in Meiningen vorschlug — daß Zweifel an meinem Talent ein zehrender Rostfleck an demselben war, und diese Anerkennung scheint um so weniger parteilich, da sie von einem herrührt, der einer andern Schule angehört.“ Er entschloß sich rasch, dem Rufe Grunds zu folgen. Um die Mitte März muß er in der kleinen Residenzstadt eingetroffen sein, am 18. bereits empfing ihn sein Landesherr, dem der Hofkapellmeister inzwischen weitern Bericht erstattet hatte, in Audienz.

Herzog Bernhard Erich Freund von Sachsen-Meiningen, der seit 1803 unter mütterlicher Obervormundschaft, seit Dezember 1821 selbständig sein 1826 wesentlich vergrößertes Land regierte, war unter den deutschen Kleinfürsten seiner Tage eine der hervorragendsten und ausgezeichnetsten Gestalten. In kräftiger, lebendiger Teilnahme am Wohl und Wehe der etwa 200 000 Untertanen, die seiner Hand anvertraut waren, in unermüdlicher Sorgfalt für das Gedeihen seines Herzogtums, bei hellem Blick, festem Pflicht- und Gerechtigkeitsgefühl zeigte sich der Herzog auch bestrebt, jeden alten Ruhm des ernestinischen Hauses zu wahren. Nicht in so ausgeprägter und hervorragender Weise kunstsinnig wie sein unvergeßner Vater Herzog Georg, der fürstliche Freund J. Chr. Reinharts und Jean Pauls, der Gönner Ernst Wagners, oder wie sein Sohn Georg, der gegenwärtig regierende Herzog, dessen Name mit der deutschen Kunstgeschichte, namentlich der Bühnengeschichte, rühmlich und unlöslich verknüpft ist, war Herzog Bernhard Erich Freund für Kunstschöpfungen und Kunstbestrebungen gleichwohl empfänglich und setzte einen berechtigten fürstlichen Stolz darein, die Talente seines Landes zu fördern, soviel das seine beschränkten

Mittel nur immer gestatteten. Daß bei solcher Förderung noch genug von der Art abhing, in der der wohlwollende und willenskräftige Fürst beraten wurde, braucht kaum erinnert zu werden, und daß Grund, der sich zunächst allein Otto Ludwigs angenommen hatte, die entscheidende Stimme führte, war nur in der Ordnung. Der Hofkapellmeister wußte nichts von dem innern Schwanken des ernsten Autodidakten, nichts von dem geheimen Zuge in Ludwigs Seele, der den starken Schöpferdrang des jungen Mannes immer wieder von der Musik zur Dichtung lenkte. Er meinte einem großen und vielversprechenden Kompositionstalente in Ludwigs Liedern, Balladen und Singspielen zu begegnen und schlug dem Herzog vor, dies Talent der Pflege eines anerkannten, aber jugendkräftigen Meisters, wie Felix Mendelssohn-Bartholdy, anzuvertrauen. Der warme Eifer und die Selbstlosigkeit, die der Meininger Hofkapellmeister bei dieser Gelegenheit an den Tag legte, bleiben alles Preises wert, auch wenn der schließliche Erfolg gegen seinen Rat entschied.

Am 18. März 1889 meldete Ludwig (Meiningen, in meiner Residenz „Zum Hirsch"): „Soeben komme ich vom Herzoge, der mir seinen allerdurchlauchtigsten Willen kundgetan, mich in Leipzig bei Mendelssohn-Bartholdy meine musikalischen Studien vollenden zu lassen. Ich weiß nicht, ob ich bis Sonntag bleiben kann. Wenn ihr nicht dem Italiener zu Feind seid, so kommt Mittwoch zur Norma." Schon zwei Tage später konnte er berichten, daß aus Gründen, die er mündlich darlegen wolle, die „Köhlerin" zur Zeit in Meiningen nicht aufgeführt werden könne, daß aber inzwischen entschieden worden sei, er „solle im September nach Leipzig, sintemalen Mendelssohn im Sommer gewöhnlich auf Reisen ist". In demselben Briefe meldete er sich zum Besuch im meiningischen Unterlande, d. h. bei dem Freundespaare in Wasungen

an. Das Herz war ihm zu voll, und er mußte das Glücksgefühl, das ihn durchströmte, die freudige Erwartung endlicher klarer und ungehemmter Entwicklung mit dem Freunde genießen, der so manche innere Kämpfe, Zweifel und Sorgen der zurückliegenden Jahre mit ihm geteilt hatte. Es waren frohe Lenztage, die dem Künstler jetzt in Wasungen und in Schallers bescheidner Häuslichkeit aufgingen. Der „dicke Herr“ und die alten Getreuen — Burckhardt, Ambrunn, Merlet und andre — hatten indes daheim die Kunde, daß der durchlauchtigste Landesherr am Talent des Eisfelder Dichtermusikers persönlichen Anteil nähme und ihm ein mehrjähriges Stipendium bewilligt hätte, rasch verbreitet. Die Ludwig Wohlgesinnten begrüßten die verheißungsvolle Wendung mit herzlichem Jubel, die Zweifler und Unheilverkünder nahmen die Miene an, als ob sie niemals am Erfolg des Landsmannes gezweifelt hätten, und nur die ganz Nüchternen und Ehrenfesten, die sich zugleich die Weisesten deuchten, gaben zu bedenken, daß man trotz der herzoglichen Protektion erst abwarten müßte, ob die Stelle, die der Musiker dermaleinst vielleicht erhalten würde, den Ottoschen Kramladen auch aufwöge.

Freilich war es nur ein mäßiges, im Vergleich mit sechsjährigem Arbeiten und Ringen geringfügiges Resultat, das Otto Ludwig von der Meininger Fahrt heimbrachte: die Zusicherung eines herzoglichen Stipendiums von jährlich 300 Gulden auf drei Jahre. Doch gegenüber dem seitherigen hilflosen Aufsichgestelltsein, der quälenden Unsicherheit, in der nur zu oft die Zweifel der Alltagsnaturen in Ludwigs eigne Künstlerseele übergegangen waren, bedeutete es doch nicht wenig und drängte ihm mit heilsamem Zwange den Entschluß auf, nun endlich Eisfeld und die altgewohnten Zustände zu verlassen.

Auch jetzt lösten sich Licht und Schatten in seinen

Erlebnissen in gewohnter Weise ab. An derselben Stelle seines Tagebuches, an der er einzeichnet, daß er im März in Meiningen und bei Schaller in Wasungen gewesen sei, findet sich im April 1839 der Ausruf: „Es gibt Schmerzen, die zu groß sind und zu heilig für die Klage!“ Die Nachricht, daß sich einer seiner Jugendfreunde, ein junger Maler, mit seiner Geliebten in München erschossen habe, erschütterte ihn aufs tiefste. Schon im Jahre 1831 hatte er ähnliche Schmerzen durchlebt, als sich sein Schulkamerad, der Apothekerlehrling Alexander Berbert, der Sohn des Archidiakonus von Eisfeld, aus nicht zu bewältigender Abneigung gegen seinen Stand, und weil ihm die Mittel für ein Universitätsstudium fehlten, durch Blausäure vergiftet hatte.

Doch das Leben wollte sein Recht, und Eisfeld fand, daß für Ludwig jetzt keine Zeit zur Trauer sei. Die Freunde und Mitbürger suchten ihre Freude über die eingetretene Wendung auf ihre Weise an den Tag zu legen. Am zweiten Osterfeiertage fand im Schützenhofe ein „Harmonieball“ statt, an dem Ludwig teilnahm; das mit musikalischen Freunden, Ambrunn, Kühnert, Jakob Beer verstärkte Orchester führte den „Schottischen“ aus seiner unvollendeten Oper „Lorelei“ auf, der „einen Enthusiasmus erregte, wie ich noch keinen gesehen. Von 8 bis 2 Uhr fünfmal gespielt, nach jedem Male lärmender Applaus; kaum das viertemal geendet, Geschrei da capo, und dieselben Paare, die eben getanzt, machten die Wiederholung mit. Alles — es war kein Frauenzimmer mehr übrig — schwingt sich miteinander.“ (Tagebuch, April 1839.)

Die Folge dieses Ballenthusiasmus war, daß sich Ludwig wieder einige Wochen mit dem Plane zur „Lorelei“ beschäftigte. In den Sommermonaten hingegen arbeitete er eifrig an dem früher erwähnten Requiem, zu dem er im August die Fuge Cum tuis

sanctis zum Agnus Dei schrieb und an dem im September nur noch das Dies irae zu vollenden war. Der Komponist hegte die Absicht, Gedanken über seine Auffassung eines Requiems niederzuschreiben, namentlich sich über Charakteristik und Instrumentation in bezug auf die Individualität seiner Komposition vernehmen zu lassen, und diese Selbstkritik der Partitur beizulegen. Der Gedanke mochte ihm vorschweben, sich dem künftigen Meister nach verschiednen Seiten seines musikalischen Könnens und Strebens zu zeigen. Im September schrieb er an Mendelssohn-Bartholdy, dem er eben jetzt von Meiningen her offiziell empfohlen worden war. Gleichzeitig erschienen die Goethischen Balladen „für eine Singstimme, mit Begleitung des Pianoforte komponiert und Madame Caroline Voit zum Zeichen innigster Hochachtung zugeeignet“ (Hildburghausen und Meiningen, im Kesselringschen Musikverlag), die erste künstlerische Arbeit Ludwigs, die durch den Druck der Nachwelt erhalten worden ist. Anfang Oktober verteilte und versandte er die ihm von diesem Werkchen bewilligten zwanzig Exemplare als Abschiedsgruß in Eisfeld, Hildburghausen und Meiningen.

Weder Ludwig noch seine Gönner konnten ahnen, daß der Musiker, der sich rüstete, auf Jahre hinaus ein Jünger des gefeiertsten musikalischen Meisters jener Tage zu werden, schon am Ziele des Weges stand, den er — mit mancherlei Absprüngen, doch im ganzen beharrlich — seither verfolgt hatte und nun erst recht zu beschreiten vermeinte. Seine Tätigkeit als Komponist sollte mit den Opern und Singspielen „Die Geschwister“ und „Die Köhlerin“, mit den zahlreichen Opernfragmenten, den Balladen und Liedern und den bereits erwähnten kirchlichen Kompositionen der Eisfelder Zeit abgeschlossen sein und keine wesentliche Folge für sein Leben haben. Die Beurteiler, die diesen Jugendschöpfungen und Versuchen Talent zusprachen,

hatten recht, und doch war es nicht unsers Autodidakten eigenstes, tiefstes und entwicklungsfähigstes Talent, das in diesen Kompositionen zur Verkörperung und zum Ausdruck gekommen war. Wer damals mit feinem und sicherm Gefühl für das Selbständige, ursprünglich Schöpferische in aller Kunst die musikalischen Schöpfungen und Bruchstücke und die lyrischen Gedichte, die größern rein dichterischen Pläne und Anfänge Otto Ludwigs gegeneinander geprüft hätte, er würde zwischen den vielen unreifen, mannigfachen poetischen Vorläufern nachklingenden Dichtungen, wie in den Entwürfen und Szenen des „Trauerspiels der Liebe“ und des „Trauerspiels der Treue“ einzelnen, dem tiefsten Innern eines sehnsuchtsvollen und leidenschaftlichen Herzens entquollnen Lauten, eigentümlich mächtigen und fesselnden Zügen einer starken, von keinem Vorbild abhängigen Phantasie begegnet sein. Nichts diesen verheißungsvollen Anfängen Verwandtes lebt und waltet in den viel abgeschloßnern und fertigern Kompositionen. Im Streben nach schlichter Volkstümlichkeit lehnen sich die Opernkompositionen Ludwigs teils an Mozarts „Entführung“ und „Zauberflöte“, teils und noch viel bestimmter an Joseph Weigls „Schweizerfamilie“ und verwandte Werke an. Auf sie trifft zu, was Julius Rietz an Heydrich über diese Jugendschöpfungen schrieb: „Vergleicht man sie mit den Werken gleichzeitiger Musiker, so ergibt sich das auffallende Resultat, daß sie in Form und Inhalt etwa dreißig Jahre hinter der Richtung des Geschmacks, der Ausbildung der Komposition und der Klaviertechnik jener Musikperiode zurückliegen. Sie erinnern weder an Beethoven und Schubert, die bereits abgeschieden, deren Werke aber doch damals fast allgemein bekannt waren, noch an Mendelssohn-Bartholdy und Schumann.“ (Nachlaßschriften, Bd. 1, S. 54.) Die Lieder und Balladen zeigen mehr Verwandtschaft mit den

Gesängen Reichardts, Zumsteegs, allenfalls C. M. von Webers und Karl Löwes in beider jüngern Jahren, als mit denen Franz Schuberts. Ein gewisser Zug zum Charakteristischen, Dramatischen, der namentlich die mehrerwähnten Balladen (Ludwig hatte auch Goethes „Erlkönig“ und Schillers „Taucher“ komponiert) und das Gretchenlied „Ach neige, du Schmerzensreiche“ durchdringt, die außerordentliche Frische innerhalb der knappen, fast kargen Begrenzung der Melodik verleihen diesen Jugendwerken Reiz und Anziehungskraft. Und zweifellos hätten auch hier Keime einer höchst erfreulichen und wertvollen Entwicklung gelegen, wenn Ludwig der unwiderstehlichen und nie rastenden Liebe zur Musik treu geblieben wäre, die selbständigen und ureigentümlichen Leistungen so oft voraufgeht.

Es blieb ihm zunächst verborgen, daß seinem neuen Lebensplan eine doppelte Gefahr aus seiner eignen Seele und seinem eignen Blute heraus drohe. Die erste war ein Ergebnis der geschilderten Jahre. Die poetischen und musikalischen Antriebe in ihm waren bisher friedlich nebeneinander wirksam gewesen, er hielt es gerade jetzt für undenkbar, daß die poetischen so übermächtig werden könnten, daß sie die musikalischen ins Gedränge zu bringen vermöchten. Bescheiden, wie er über seine Selbsterziehung und seine autodidaktische Bildung dachte, war er sich nicht bewußt geworden, daß ihm sein ungeregeltes, aber unablässiges und in die Tiefe strebendes Lernen im Verein mit leidvollen Lebenserfahrungen bereits eine viel reifere und reichere Weltanschauung gegeben hatte, als sie junge Musikstudenten der Regel nach mitbringen, daß eine Eigenart und Selbständigkeit in ihm genährt worden war, der er im Zusammenstoß mit einer veränderten äußern Welt und den Ansprüchen andrer inne werden sollte.

Die andre Gefahr lag in seinen körperlichen Zu-

ständen. Ludwig war nicht völlig gesund; er hatte, wie nicht zu bezweifeln ist, von Vater und Mutter eine kränkliche, nervöse Reizbarkeit geerbt. Es ist zwar sinnlos, einer „erblichen Belastung" in eine Zeit hinein nachzuspüren, der diese Vorstellung noch völlig fremd war, und auf höchst unsichre Berichte über seine ältern Krankheitsfälle hin sichere Schlüsse zu ziehen. Die Ärzte, die er in Eisfeld bei bestimmten Anlässen zu Rate zog, haben den Zusammenhang seiner Erkrankungen mit der Krankheit seines Vaters und der mehrbesprochenen Nervosität der Mutter keineswegs scharf ins Auge gefaßt. Die nachträglichen Deutungen der Beobachtungen und Erzählungen seiner Jugendgenossen verwirren durch ihre Mannigfaltigkeit und ihre Widersprüche. Aber ohne Zweifel hatte Ludwig seit der Heimkehr von Saalfeld mehr als einmal mit einer aus der Kindheit überkommnen, in guten Zeiten nur zurücktretenden, nicht verschwindenden übergroßen Erregbarkeit zu kämpfen gehabt. Sogar aus dem glücklichen Jahre 1834 erzählt Schaller: „Trotz seines anscheinend gesunden Zustandes befiel ihn während unsers Zusammenlebens im Garten öfters Unwohlsein, das mich um ihn besorgt machte. Gegen den Herbst hin hatte er öfters beim Nachhausegehen aus der Gesellschaft nachts gewisse Visionen, sodaß er z. B. mich Vorausgehenden über Schlangen und durch teppichtragende Tiroler hindurchschreiten sah und mit einem Schreckensruf zurückhielt. Er fühlte meist zur Nachtzeit Blutandrang nach dem Herzen und Kopfe, der ihn am Schlafe hinderte. Manche Nacht entstieg er seinem Bette und saß am meinigen, meinen ruhigen Schlaf mit Verwundrung beobachtend und mich weckend. Da wanderten wir oft die Nacht hindurch bis zum frühen Morgen ins Freie, und nachdem er in der frischen Luft ‚seine lieben blauen Berge' wiedergesehen hatte, war das Blut beruhigt." (Mitteilung Schallers an

Moritz Heydrich.) — Im Jahre 1836 war Ludwig wochenlang schwer erkrankt und hatte nach seinem eignen Zeugnis (Brief an Friedrich Hofmann) den „ersten Anfall der früher vorbereiteten Nervenkrankheit zu bestehen". Nervöse Zuckungen des Kopfes sollen ihm um diese Zeit den Beinamen „der Schüttler" eingetragen haben. Während der letzten Jahre in Eisfeld war er jedoch von eigentlichen Niederlagen verschont geblieben, wozu die Waldluft der heimischen Täler, die Stille seines Gartens, die Einfachheit und die unregelmäßige Regelmäßigkeit seiner Lebensweise (er legte sich erst in später Nachtstunde nieder und stand morgens selten vor neun oder zehn Uhr auf) sicher das meiste beigetragen hatten. Er dachte jetzt wohl kaum daran, daß diese Bedingungen seines körperlichen Wohlseins in der Großstadt alle mehr oder minder unerreichbar sein würden. Und auch wenn er daran gedacht hätte, wer in seiner Lage würde solchen Erwägungen viel Gewicht beigelegt haben!

Mittwoch, den 23. Oktober, verließ Ludwig seine Vaterstadt, reiste zunächst nach Hildburghausen, wo ihn „Papa Buck" mit einigen Empfehlungsbriefen für Leipzig ausrüstete, verweilte vom 24. bis 26. Oktober in Meiningen und fuhr von dort mit der Post über Gotha nach Leipzig. Am 28. Oktober 1839, nachmittags 3 Uhr langte er nach sechsunddreißigstündiger Fahrt, schwer erkältet, am Ziele der ersten größern Reise an, die er im Leben unternommen hatte.

Sonnabendmotetten zuteil geworden waren, ohne daß man die ganze, Jahrhunderte überragende Größe des Komponisten auch nur ahnte, das Menschenalter, wo in Leipziger Studentenstuben die ersten Gesänge des Klopstockischen „Messias" und Lessings Jugendlustspiel „Der junge Gelehrte" entstanden waren, wo Karoline Neuber mit ihrer vielberühmten Komödiantentruppe den Hanswurst zu Grabe getragen und das regelmäßige Drama stattlich aufgerichtet hatte, die Zeit, wo Leipzig zu dem „Klein-Paris" geworden war, das der junge Frankfurter Student Wolfgang Goethe noch vorfand, sie hatte sich nicht erneuert. Leipzig war einer der Mittelpunkte des deutschen Kulturlebens geblieben, aber nie wieder der Mittelpunkt geworden, wie in den Tagen, wo man die meißnische Mundart für das beste Deutsch hielt. Die Saat des achtzehnten Jahrhunderts war nicht überall, doch vielfach aufgegangen; im Auf und Ab der Jahrzehnte hatte die Leipziger Universität mehr oder minder berühmte, für die allgemeine Bildung und den Geschmack wichtige oder gleichgültige Lehrer gehabt, dem großen Bach waren bescheidenere, aber meist verdienstvolle und tüchtige Musiker im Kantorat der Thomasschule gefolgt; die stehend gewordne Bühne hatte glänzende und dürftige Perioden gesehen. Aber wie die Stadt selbst unablässig, auch zwischen und unmittelbar nach den weltgeschichtlichen Stürmen, an Ausdehnung, an Wohlstand, Reichtum und Gemeinsinn ihrer Bewohner gewachsen war, hatten sich auch gewisse andre Dinge unablässig entwickelt. Leipzig war seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts unbestritten der Hauptmittelpunkt des deutschen Buch- und Musikalienhandels, der Verlag und Vertrieb immer ausgedehnter und bedeutender geworden. Die Zahl der in Leipzig arbeitenden Pressen und Notenstechereien übertraf wohl schon in den dreißiger Jahren die in drei oder vier der größten deutschen Städte zusammen-

genommen vorhandne Zahl, und von dieser eigenartigen Betriebsamkeit ging unzweifelhaft eine gewisse Wirkung auf die gesamte Bevölkerung aus. Die Anfänge auch jener Buchindustrie, die für das literarische Bedürfnis der Massen weniger zu sorgen als dieses Bedürfnis vielmehr erst zu erwecken und hervorzurufen sucht, waren mit dem Brockhausischen Konversationslexikon, dem „Pfennigmagazin“ und ähnlichen Unternehmungen bereits ins Leben getreten. Sie hatten die Berechtigung aller Anfänge und halfen die Zahl der Menschen, die eine wenigstens äußere Beziehung zur Literatur hatten, unglaublich steigern. Aber auch hiervon noch abgesehen, zog das literarische Leben Leipzigs in dieser Zeit wieder die Augen weiter Kreise auf sich.

Während zum Teil bis in die dreißiger Jahre hinein die Gruppe der ältern namhaften Schriftsteller Leipzigs: Friedrich Rochlitz, Wilhelm Gerhard, Heinrich Blümner, C. A. Clodius (der jüngere), Amadeus Wendt noch der klassischen Periode der deutschen Literatur mit schwachem Nachklang angehört hatten, während in den Tagen der Romantik das literarische Leipzig so unbeteiligt geblieben war, daß August Apels „Gespensterbuch“ und „Wunderbuch“ beinahe die einzigen nennenswerten auf Leipziger Boden erwachsnen Beiträge zur deutschen romantischen Literatur wurden, hatte die jungdeutsche Bewegung, die mehr oder weniger entschiedne Wendung der Literatur zur Politik in der Lindenstadt einen natürlichen und breiten Boden gefunden. Einige der lautesten und rührigsten Wortführer der „jungdeutschen“ Literatur: Heinrich Laube, Gustav Kühne, Hermann Marggraff hatten sich in Leipzig niedergelassen und entwickelten in den von ihnen redigierten Zeitschriften (unter denen die „Zeitung für die elegante Welt“, abwechselnd unter Laubes und Kühnes Redaktion, die namhafteste war) wie in ihren

eignen erzählenden und dramatischen Arbeiten die wunderliche Mischung von poetischen und publizistischen Elementen, die man für ein Verjüngungsbad, eine Neubelebung der alt gewordnen deutschen Dichtung hielt. Die Vorläufer der politischen Poesie, Julius Mosen, Karl Beck, Ernst Ortlepp, lebten während der dreißiger Jahre sämtlich längere Zeit in Leipzig und wurden wenig später von einem jüngern Geschlechte politischer Sänger und (meist österreichischer) Zensurflüchtlinge abgelöst. Die harmlosern, aber einflußreichen Belletristen des Leipziger Parnasses, der Böhme Karl Herloßsohn, der die Zeitschrift „Der Komet", die Lausitzer Robert Heller, der die Zeitschrift „Rosen", und Ernst Willkomm, der die „Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater", der Dresdner Ferdinand Stolle, der die „Eilpost für Moden" redigierte, suchten sich selbst, so gut es angehen wollte, mit der Gärung der Zeit zu durchdringen und bescheidne, aber fleißige Erzählungskunst mit der Teilnahme an der Sache des Liberalismus zu verbinden. Zu diesen für den Tag anerkannten Roman- und Novellenschriftstellern gesellten sich zahlreiche „Literaten" zurzeit noch unbestimmten Gepräges, aber bereit, von unreifer und unergiebiger Lyrik zur Übersetzerfron oder zur rein politischen Journalistik, die mit den „Sächsischen Vaterlandsblättern", dem „Wandelstern", mit K. Biedermanns Zeitschriften eben aufzuleben begann, überzugehen. Die kräftige Demagogengestalt Robert Blums, der trotz seiner Stellung als Theatersekretär und gelegentlicher Gastrollen bei der Belletristik nur in der künftigen Revolution lebte und selbst Schillers gefeierten Dichternamen vortrefflich für deren Vorbereitung auszunutzen wußte, drängte mehr als einen der Unentschiednen in die Zeitungsschreiberlaufbahn hinüber. Mitten zwischen dem Gedränge politischer Bestrebungen und halbpolitischer „zeitgenössischer" Literatur ver-

suchte ein kleines Häuflein gesunder, aber leider wenig bedeutender lyrischer Dichter, Adolf Böttger, Julius Hammer, Theodor Apel u. a., die nicht tendenziöse Poesie, die sie meist von der formellen Seite auffaßten, zu pflegen und zu hüten. Die Zahl der in Leipzig heimischen Schriftsteller wurde unaufhörlich durch den Zuzug vorübergehender fremder Gäste und den Nachwuchs aus studentischen Kreisen verstärkt. Die literarische Bedeutung Leipzigs aber, die schon durch diese Fülle von wirklichem und scheinbarem Leben wesentlich gesteigert war, erhöhte sich durch seine Stellung als großer Verlagsort. So wurde das hervorragendste kritische Blatt jener Gärungsperiode, Ruges und Echtermeyers „Hallische Jahrbücher", zwar in Halle redigiert, aber in Leipzig verlegt, so erschien mehr als die Hälfte der damals Aufsehen erregenden Bücher bei Leipziger Firmen.

Nicht minder bewegt, eigentümlich, vielseitig und vielverheißend, dabei meist erfreulicher und zu längerer Nachwirkung bestimmt, zeigte sich um die Wende der dreißiger und vierziger Jahre das musikalische Leben Leipzigs, das dem Eisfelder Ankömmling trotz seiner poetischen Neigungen und literarischen Versuche zunächst näher liegen mußte als das Treiben der Literatur. Reicher und für musikalische Naturen anziehender, als es seit Bachs Tagen der Fall gewesen war, zeigte sich die Musikstadt an allen Enden. Zwar die Oper entsprach unter der knappen und vorsichtigen Verwaltung des städtischen Theaterpächters Ringelhardt nur mäßigen Ansprüchen, immerhin erwuchs in jenen Jahren und aus ihrer Mitte ein so natürliches und in gutem Sinne volkstümliches Talent wie das Albert Lortzings. Doch der musikalische Glanz Leipzigs strahlte nicht von der Opernbühne, sondern vom Saale des Gewandhauses aus. An der Spitze des großen Konzerts, der glücklichsten im stillen gediehenen und gereiften

Kunstanstalt der Stadt, stand seit dem Herbst 1835 der junge Meister, der rascher als einer seiner Zeitgenossen die Herzen der Leipziger musikalischen Kreise im Sturm erobert hatte, dessen schöpferisches und Dirigententalent durch eine gewinnende und für die besondern Verhältnisse, in denen er wirkte, wie geschaffne Persönlichkeit unterstützt wurde, sodaß ihm alles gelang, was er — da eine feine und weltkluge Mäßigung unter seinen Tugenden nicht fehlte — überhaupt in Angriff nahm und erstreben mochte. Natürlich hatte er im Beginne seiner Tätigkeit als Leiter der Gewandhauskonzerte durch den Einsatz seines außerordentlichen Talents, eines nicht leicht zu ermüdenden Eifers die Gunst des wahrhaft musikalischen Publikums gewonnen, aber mit einer gewissen Wahrheit konnte Mendelssohns eigne Schwester Rebekka Dirichlet in Berlin schreiben: „In Leipzig kann Felix wirklich ankündigen, er werde sich auf den Markt mit einer Nachtmütze hinstellen, die Leute bezahlen auch Entree.“ Mendelssohn hatte jene Begeisterung, jene Hingebung für sich und alles erweckt, was er schuf oder leitete, ja auch was er nur begünstigte, die schließlich kritiklos vertraut und folgt. Und da ihm die Fähigkeit wie das Glück beschieden waren, die meisten wirklich schöpferischen und vielversprechenden Talente der Zeit zu erkennen und zu würdigen, so gab er nicht nur den Aufführungen, sondern auch den Programmen der von ihm geleiteten Gewandhauskonzerte einen Aufschwung, der die Mendelssohnzeit noch heute in der Erinnerung alter Leipziger als eine goldne verklärt, der den Weltruf des Konzertinstituts eigentlich erst begründete.

Der wachsende Ruf der Konzerte wie der Ruhm und die anmutige, liebenswürdige Persönlichkeit ihres Leiters zogen Winter für Winter hervorragende Musiker nach Leipzig, von denen viele, wie der Däne Niels W. Gade, der Engländer Sterndale Bennett, zahlreiche

Deutsche, längere Zeit blieben oder häufiger wiederkehrten. Die meisten brachten eigne Ouvertüren, Symphonien oder Kantaten, die sie im Gewandhaus aufgeführt zu hören wünschten, und soweit es mit gutem Kunstgewissen geschehen konnte, auch aufgeführt erhielten. Andre, Jüngere, wünschten sich bescheidner nur des bildenden Verkehrs mit dem anerkanntesten Komponisten und Klavierspieler der Zeit zu erfreuen; gingen doch selbst solche, die schon Geltung und Namen hatten, bei Mendelssohn noch einmal in die Schule. In Mendelssohns veröffentlichten Briefen ist ein Nachglanz des bunten bewegten Treibens erhalten, das um ihn herrschte, und worin zumal den leichter und froher gearteten Naturen, den Glückskindern aller Art warm und wohl wurde. Die zahlreichen und großenteils guten, ja ausgezeichneten Konzerte waren in diesem Musikleben noch das mindeste; um die Wette mit ihnen drängten sich die musikalischen Privatunterhaltungen in Künstlerkreisen wie in den reichen kunstsinnigen Häusern der Stadt, und bei alledem lag, verglichen mit der stimmungslosen Hast und dem nervös überreizten Gehaben der Gegenwart, noch ein Hauch des Behagens, der persönlichen Freude an der Sache auf dem Ganzen. Man braucht nur die Schilderungen Mendelssohns von einem Abend mit Chopin oder Moscheles, von einem Weihnachtsessen mit Gesangsquartett „bei Keils" im Löhrschen Hause oder von der großen Soiree mit dreihundertfünfzig Personen zu lesen, die er (im April 1840) im Gewandhaussaale für Fr. Liszt gab: „mit Orchester, Chor, Bischof, Kuchen, Meeresstille, Tripelkonzert von Bach (Liszt, Hiller und ich), Chören aus Paulus, Fantaisie sur la Lucia di Lammermoor, Erlkönig, Teufel und seine Großmutter", um zu wissen, wie lebensfrisch und verhältnismäßig einfach es mitten in allem Streben, Schaffen und Aufführen wie in aller geselligen Lust von damals zuging.

So sicher und siegesgewiß Felix Mendelssohn an der Spitze des Leipziger Musikwesens stand, so beruht doch Bedeutung, Glanz und Nachruhm jener Tage wesentlich darauf, daß neben ihm und seinem engern Kreise anders geartete Naturen, andre Kunstkreise vorhanden waren. Daß die „Kantoren" Weinlig und nach ihm der gelehrte und hochverdiente Moritz Hauptmann in einer gewissen Zurückgezogenheit in den Mauern ihrer Thomasschule saßen, ihre Thomaner regierten, wesentlich die Kirchenmusik pflegten und nur gelegentlich fröhlich in das brausende, weltliche Musiktreiben tauchten, lag in ihrem Amt und ihrer Natur. Um so lebensvoller, bewegter und leidenschaftlicher ging es unter der großen Gruppe jüngerer Musiker und ihrer Freunde zu, die um das Banner der „Neuen Zeitschrift für Musik" geschart, seit der Gründung dieses Organs (1834) Geist, Phantasie und tiefere Kunstanschauung offenbart hatten, und von denen der größere Teil nicht nur kritisch, sondern auch schöpferisch tätig war. Um mehr als Hauptеslänge ragte künstlerisch schon damals, wo er nur erst die genialen, originellen Klavierkompositionen seiner ersten Periode geschaffen hatte, der träumerische, tiefpoetische Robert Schumann über die andern hervor, der mitten in harten Lebenskämpfen um die ihm zurzeit noch verweigerte Geliebte (Klara Wieck) Kräfte zu entfalten begann, die selbst seine nächsten Genossen, die „Davidsbündler", soviel ihrer damals in Leipzig noch um ihn waren, mit neidlosem Staunen erfüllten. Schumann war im Frühling 1839 nach einem gescheiterten Versuche, in Wien festen Fuß zu fassen, nach Leipzig zurückgekehrt, lebte, schuf und schwieg wieder in seinem alten Kreise, beglückt in seiner Liebe und beglückt durch das reiche Kunsttreiben um ihn her. So fest er seinen eignen Weg ging und schaffend lediglich seinem innern Drange gehorchte, so empfanden die jüngern Freunde, die um

ihn standen und strebten, unter ihnen Verhulst, Hermann Hirschbach, Julius Becker, C. F. Becker, E. Ferd. Wenzel und zahlreiche andre, die innerliche Verschiedenheit zwischen Mendelssohn und ihm viel schärfer als er selbst. Im Gegensatz und Kampf der Bestrebungen Meyerbeers und Mendelssohns hatte sich die „Neue Zeitschrift für Musik" mit schroffster Entschiedenheit auf die Seite Mendelssohns gestellt, und hier folgten alle Glieder seines Kreises der Empfindung und Anschauung ihres Führers. Aber auch darüber hinaus ließ sich Schumann an Mendelssohn nicht rühren. „Mendelssohn ist der, an den ich hinanblicke, wie zu einem hohen Gebirge. Ein wahrer Gott ist er, und du solltest ihn kennen", hatte er 1836 seiner Schwägerin Therese geschrieben. Jetzt mochte ihn ein stärkeres Selbstgefühl, klareres Erkennen dessen, was er selbst vermöge, erfüllen, immer aber verwahrte er sich dawider, eine Parteifahne gegen Mendelssohn zu erheben. So stellte mit allen seinen leicht ersichtlichen Verschiedenheiten und seinen unterirdischen geistigen Strömungen, seinen unvermeidlichen Menschlichkeiten und gelegentlichen Reibungen das Leipziger Musikleben im großen und ganzen doch eine erfreuliche Einheit dar, überwältigend für den Neuling durch die Fülle des Geleisteten und Beabsichtigten, durch den Reichtum der Bestrebungen, der Naturen, der Mittel.

Der vom Herzog von Meiningen empfohlene und mit bescheidnen Stipendien ausgerüstete neue Schüler Mendelssohns empfand gleichwohl nichts oder nur wenig von der Stimmung, mit der die weitaus größte Zahl junger Musiker in den Zauberkreis von Leipzig trat. Ohne Frage war Ludwig mit ebenso gutem und festem Willen zu lernen, mit dem Verlangen, nach jahrelangem Dursten zu schwelgen, gekommen als irgend einer. Wenn er sich trotzdem von vornherein kühler und kritischer, gleichsam unempfänglicher verhielt, so

wirkten hierzu mannigfache Umstände zusammen. Sein Koffer mit den Singspielen und den Balladenkompositionen langte von Eisfeld erst nach Wochen an, und natürlicherweise wünschte Mendelssohn die Versuche des ihm empfohlnen Talents kennen zu lernen. Die ersten Wochen verstrichen ungenützt für die Hauptsache, Ludwig gewann von seinem künftigen Lehrer zunächst nur einen äußern Eindruck. „Felix Mendelssohn-Bartholdy — berichtete er am 2. November 1839 an Schaller in Wasungen — ist ein sehr artiger Mann — vielleicht noch ein Viertel Jude — dies Viertel hat sich in seine Physiognomie, seinen schwarzen Lockenkopf und seine schnelle Sprache geflüchtet. Noch bin ich gar nicht in nähere Berührung mit ihm gekommen, weil meine Musikalien, die er sehen möchte, nicht angekommen sind.“ Schlimmer war, daß auch die Eindrücke eines immerhin größern Theaters, als Ludwig bis jetzt gesehen hatte, ja selbst der Gewandhauskonzerte, Eindrücke, die er gleich in den ersten Tagen empfing, seinen Erwartungen nicht entsprachen. Er hörte im ersten Konzert, das er besuchte, Mendelssohns „Meeresstille und glückliche Fahrt“ — die „Originalromanteske“ ergriff ihn nicht — und danach die Spohrsche „Weihe der Töne“, zu der er bemerkte: „In Hildburghausen klang sie anders, das waren Töne der Weihe!“ Leicht möglich, daß die Spohrsche Symphonie an jenem Abend eine mattere Aufführung erfuhr, aber ebenso denkbar ist es, daß sich der Einsiedler von Eisfeld zunächst durch die fremde Umgebung gedrückt und aus der empfänglichen Stimmung gerissen fühlte. Seine Schilderung des Riesensaales — als solcher erschien ihm der alte Gewandhaussaal! — der vier großen Kronleuchter, der fünfhundert glänzenden Manns- und Weibsanzüge in dem ebenerwähnten Briefe läßt auf etwas derart schließen. Und nun geschah, was für ihn das ungünstigste werden mußte:

er fiel, soweit es in Leipzig möglich war, in die Isolierung zurück, zu der ihn sein seitheriges Leben gedrängt hatte. „Denke dir, seit Montag bin ich hier ohne Buch und alles — ich habe alle Lust zum Ausgehen verloren, das Zurechtfragen ist ein abscheuliches Ding, ich verlaufe mich immer — sonst wäre ich doch einmal in eine Leihbibliothek gegangen. Ich bin in Leipzig noch mehr für mich als in Eisfeld; des Tages gehe ich — es müßten denn Geschäfte sein — nur einmal aus, lieber esse ich mittags gar nicht, abends punkt fünf Uhr geht's dann zum Biere, da wird ein ‚Töppchen' getrunken und etwas gegessen, cela est tout. Da hat er's doch besser, neben einer solchen Frau und solchem Söhnlein zu sitzen. — Ich sehne mich, das ist wahr — aber weniger irgendwohin, als nur von hier weg!" (An Karl Schaller, Leipzig, 2. November 1839.)

Stimmungen und Anwandlungen, wie sie uns aus Otto Ludwigs ersten Briefen in die Heimat entgegentreten, hat wohl jeder zu erfahren, der aus engen, aber von einem warmen und innigen Verkehr belebten kleinstädtischen Verhältnissen in das ihm fremde und gleichgültig an ihm vorüberrauschende Leben einer Großstadt tritt. Aber des Künstlers Schicksal wollte es, daß sich Mißempfindungen, die andre vorübergehend beschleichen, in ihm festsetzten und ihn zu überwältigen drohten. Er stieß gleichsam bei jedem Schritt auf Hindernisse, Steine und Fußangeln. Um das Maß widriger Geschicke überfließen zu machen, versagte schon nach dem ersten Halbjahr seines Leipziger Aufenthalts seine Gesundheit, die während der letzten Jahre in Eisfeld zu keinen Besorgnissen mehr Anlaß gegeben hatte. Die körperlichen Zustände trugen zur raschern Lösung der wunderlichen Verhältnisse bei, in die sich der Kunstjünger verstrickt sah, aber die Entscheidung selbst lag tiefer und hing mit einer geistigen Krisis zusammen, die schon vor dem Ausbruch der Krankheit begonnen hatte.

Die musikalischen Manuskripte Ludwigs waren noch im November in Leipzig eingetroffen und wurden Mendelssohn-Bartholdy vorgelegt. Ehe sie der Meister durchsehen und ein Urteil darüber abgeben konnte, riet er Ludwig zu Klavier- und Orgelstudien, zum fleißigen Anhören der Gewandhauskonzerte, der Quartettabende, der Kirchenmusiken, gelegentlich auch der Oper. Die Grundsätze, die Mendelssohn ein paar Jahre später bei der Errichtung des Leipziger Konservatoriums aussprach, daß „tüchtig Spielen und Takthalten, tüchtige Kenntnis aller tüchtigen Werke“ die Hauptsache sei, wird er auch seinen Privatschülern gegenüber nicht verleugnet haben. In Ludwigs Papieren findet sich (vom Dezember 1839) der Entwurf zu einem Briefe an den Herzog von Meiningen, worin der Stipendiat über seine von Mendelssohn geleiteten Studien Rechenschaft geben wollte. Danach hatte ihm der erfahrene Lehrer geraten, zunächst nichts weiter zu komponieren, sondern nur zu hören, Partituren zu studieren und namentlich täglich vier Stunden Klavier zu spielen; es gelte, gerade da er geistig entwickelter und reifer sei als andre Musiker in seiner Lage, vorzugsweise den musikalischen Geschmack zu bilden und zu erfahren, was in allen Fächern schon geleistet sei, Ludwig scheine wenig zu kennen und keine Übersicht über den Reichtum der musikalischen Literatur zu haben. Wie weit der Jünger den Willen und die Mittel hatte, die Ratschläge des Meisters zu befolgen, ist nicht völlig klar; an Freund Schaller schrieb er, daß das Stipendium des Herzogs zum einfachen Leben, nicht aber zum Besuch der teuern Konzerte (ein Konzertbillett kostete sechzehn Groschen!) und Theatervorstellungen hinreiche, daß er außerdem seine Gesundheit zu bedenken habe und wirklich in jedem Konzert, das er höre, unwohl werde. In sein Tagebuch zeichnete er am 3. Januar 1840 ein, daß ihm „Konzerte und Theater verschlossen

seien", nahm sich aber zugleich vor, das Theater „doch möglichst zu frequentieren — der Kenntnis der dramatischen Mittel wegen". Mendelssohn hatte ihm offenbar auch empfohlen, seinen Herzog um eine Erhöhung des Stipendiums zu fleißigem Konzertbesuch zu bitten, wogegen sich Ludwigs Stolz sträubte.

Auch im Fortgang der Wochen und Monate wollte kein wärmeres und innigeres Verhältnis zu Mendelssohn gedeihen, die ganze Beziehung gewann nichts von dem vertraulichen Verkehr des Schülers mit dem Meister. Ludwig glich in seiner persönlichen Erscheinung, seiner Haltung, seinen Gewohnheiten, aber auch in seiner geistigen Bildung, seiner Männlichkeit, seiner verborgnen und doch aus seinen Augen sprechenden seelischen Tiefe so wenig den jungen Musikern, an die Mendelssohn gewöhnt war, daß der feine, weltkluge Mann an dem wunderlichen Jünger irre wurde und auf falsche Fährten geriet, indem er ihn als viel fertiger, unbestimmbarer und selbstbewußter schätzte, als Ludwig zu dieser Zeit war. Die dramatischen Kompositionen Ludwigs, die er inzwischen einer nähern Einsicht unterzogen hatte, sprachen den Meister wenig an. Er sah, daß in Einzelgesängen, Chören und Ensemblesätzen ein Zug zum volkstümlich Charakteristischen, bis ins kleinste hinein Charakteristischen, vorwaltete, der nach seiner Meinung vom Übel, ja eine „Geschmacklosigkeit" war. Er äußerte, daß es wohl möglich sei, daß Ludwig mit derartigen Sachen Glück mache, aber er dürfe ihm nicht raten, auf diesem Wege weiter zu gehen. Ludwig müsse, wenn er durchaus komponieren wolle, zunächst versuchen, sich in andern, rein musikalischen Formen auszusprechen. Der Schüler schlug diesen Rat nicht geradezu in den Wind, er begann neben und zwischen allem, was ihn damals erfüllte und beschäftigte, an einer Sonate für Klavier zu arbeiten, von der es ungewiß ist, ob ihre Anfänge

Mendelssohn noch vorgelegt wurden. Am 1. Oktober 1840 schrieb Ludwig noch an Schaller, daß er ihm die „Symphonie“ zusenden werde, sobald er sie glücklich zustande gebracht habe.

Ludwig versuchte, sich die Abneigung, die er unleugbar gegen einen fortgesetzten und nähern Verkehr mit Mendelssohn empfand, auf die verschiedenste Weise zu erklären, und es entsprach sicher den innersten Empfindungen seiner vornehm spröden Natur, wenn er äußerte: „Ich halt es für kleinlich, fast schmutzig, fremde Persönlichkeiten durch geflissentliches Anschmiegen nützen zu wollen für meine eigne, es dünkt mich unwürdig, ihre Würdigung mit meinem Nutzen zu beflecken, sie zu streichen, wie die Magd das Kuheuter, damit man etwas herauspresse für sich. Ich achte Mendelssohn zu sehr und zu wahr, als daß ich in ein Nutzenverhältnis mit ihm treten könnte, was er erwartet, weil leider in dieser Welt einer ein Verhältnis, in dem er Nutzen geben kann, nur gesucht glaubt, um dieses Nutzens willen.“ (An Schaller, Leipzig, 3. März 1840.) Dabei verhehlte er sich nicht, daß er niemals „modern und elegant“ werden würde, gestand sich aber kaum ein, daß ihn die anmutige und elegante, in einer gesellschaftlichen Atmosphäre aufgewachsne und von solcher Atmosphäre fortgesetzt umhauchte Persönlichkeit des Künstlers, dessen Vorliebe für feine Formen, dessen beständiger Verkehr in Lebenskreisen, die dem einsiedlerisch gewöhnten Eisfelder unnatürlich, unwahr und im eigentlichen Sinne des Worts leblos erschienen, scheu machten. Trotz seiner wahren Achtung vor Mendelssohns edelm Streben und großer Begabung sagte er sich, daß dem Meister „das Naive, Natürliche, Nächste“ fernliege. In seinem Tagebuch wiederholt er mehr als einmal, daß er sich die Pfeife nicht abgewöhnen wolle (er muß wohl in Leipzig, wo „selbst die Tagelöhner Zigarren rauchten“, einen Augenblick an Aufgeben dieser Ge-

wohnheit gedacht haben), daß er nicht die leiseste Neigung verspüre, in das hohle, leere Gesellschaftstreiben, in die Lüge der Salons unterzutauchen, lauter Äußerungen, die eine bewußte und unbewußte Beziehung zu dem Gegensatz hatten, in dem sich Ludwig zu Mendelssohn, zu dem ganzen musikalischen Leipzig, ja zu der Stadt und ihren Bewohnern schon befand. Die Besuche bei dem Meister wurden immer seltener. Als Mendelssohn am 11. April die Noten, die er Ludwig in den ersten Monaten geliehen hatte, abholen ließ, konnte sich dieser, der sich schon sehr unwohl fühlte, nicht mehr selbst zu einem Besuche aufraffen, sondern schrieb ein paar entschuldigende Zeilen und erklärte sein längeres Wegbleiben mit seinem körperlichen Zustande.

Noch weniger als zu Mendelssohn fühlte sich der siebenundzwanzigjährige, schwer mit sich selbst und der Welt ringende Kunstjünger zu den Musikern des Schumannischen Kreises hingezogen. Der Zufall hatte ihn in den ersten Tagen in eine Gastwirtschaft (von Pöhler) auf dem Thomaskirchhof geführt, nach der sein täglicher Ausgang gerichtet blieb, und wo er auch zunächst einige zufällige Bekanntschaften machte. Nur hundert Schritte von dieser seiner „Stammkneipe“ fand sich am Eingang der Fleischergasse Poppes Wirtschaft „Zum Kaffeebaum“, wo sich beinahe allabendlich Robert Schumann und seine Freunde versammelten. Aber Ludwig, obschon er sich nach der Lesung einzelner Nummern der „Neuen Zeitschrift für Musik“ wiederholt vornahm, Schumann seinen Besuch zu machen, stand in allen seinen musikalischen Anschauungen und Gewöhnungen — denn auch Gewöhnungen spielen bei solchen Verhältnissen eine Rolle — der musikalischen Produktionslust und Produktionsweise Schumanns und aller ihm verwandten Naturen zu fern, um sich mit ihr rasch befreunden zu können. Er versuchte sich in einige der eben damals erscheinenden Schöpfungen

Schumanns einzuleben, aber es wollte ihm nicht gelingen. Die „Novelletten“ (op. 21) dünkten ihm — höchst ungerecht — ein „Produkt der Musikindustrie, die auf neue, seltsame Wendungen denke, wie die Coiffeurs oder Friseurs auf neuen originellen Lockenschmuck“. Im Juni schrieb er in sein Tagebuch, daß er sich mit den Kompositionen der „romantischen Schule“, namentlich Schumanns, „nicht recht befreunden könne“, fügte aber hinzu: „Doch jeder lebe seines Glaubens.“ Auch hier erschien ihm „die Musik vornehm geworden, darf also nicht mehr vom Herzen reden; ists doch in der vornehmen Welt eine Schande, wenn mans nur merken läßt, daß man ein Herz hat!“ Ein Vorwurf, dessen Unanwendbarkeit auf Schumann die eben im reichsten Strahl emporquellende Liebeslyrik des musikalischen Meisters bald genug erweisen sollte. Zwischen der noch gärenden, aber poetisch reichen und poetisch echten Innerlichkeit Otto Ludwigs und der Robert Schumanns hätten sich auf alle Fälle Berührungs- und Verständigungspunkte ergeben, wenn eine persönliche Bekanntschaft angeknüpft worden wäre.

Die Opern und Singspiele, die Ludwig in Eisfeld vollendet und entworfen hatte, würden ohne Frage auch eine Annäherung an den Komponisten der Opern „Die beiden Schützen“ und „Zar und Zimmermann“ erleichtert haben. Ludwig unterließ es jedoch, Lortzings persönliche Bekanntschaft zu suchen, teils aus gewohnheitsmäßiger, von ihm selbst in den Tagebüchern mehrfach beklagter Menschenscheu, teils weil ihn der vorwiegend theatralische Umgangskreis Lortzings noch weniger anzog als die Genossen- und Gefolgschaft der „Neuen Zeitschrift für Musik“ im „Kaffeebaum“.

So blieb der Eisfelder, der mit so entschiednen Hoffnungen eines völligen Umschwungs seiner Existenz nach Leipzig gekommen war, auch nach Monaten auf ganz vereinzelte Anknüpfungen meist aus Pöhlers

Wirtschaft beschränkt. Einigen Wert legte er selbst nur der Bekanntschaft mit dem blinden Lyriker Theodor Apel, dem Sohne August Apels, bei. Ludwig hatte sich im März entschlossen, dem Dichter, der der Angehörige einer angesehenen altpatrizischen Familie und Besitzer des nicht weit von Leipzig liegenden Ritterguts Ermlitz war, seinen Besuch zu machen, und bemerkte im Tagebuch: „Gestern bei Dr. Apel gewesen. Ein sehr lieber Mann, durch den ich in manches schöne Verhältnis gelangen kann." Es scheint, daß Theodor Apel zu den „Literaten" gehörte, denen Ludwig nach einem Briefe an Schaller (Leipzig, 2. Mai 1840) einige seiner kleinen Gedichte mitteilte, die „sehr gut aufgenommen" wurden. Die Anknüpfung literarischer Verbindungen aber hing mit Vorgängen in dem Seelen- und Phantasieleben Otto Ludwigs zusammen, die in den Winter von 1839 zu 1840 fielen.

In dem stockenden Verkehr zwischen Mendelssohn und Ludwig waltete von Anfang an ein Element des Geheimnisses und der Zurückhaltung mit. Der Meister mußte nach allem, was ihm von Meiningen her berichtet war, annehmen, daß er einen ausschließlichen Musiker vor sich habe, und wenn ihm auch schwerlich unbekannt blieb, daß sich Ludwig die Texte zu seinen Opern selbst gedichtet hatte, so legte doch Mendelssohn hierauf wahrscheinlich nicht mehr Gewicht als auf seine eignen gelegentlichen poetischen und literarischen Versuche. Soweit der schweigsame Thüringer etwas von seinen Lebensplänen verriet, wünschte er in seiner Heimat eine musikalische Stellung zu finden, zeigte sich auch nicht abgeneigt, sobald er sich selbst einigermaßen vervollkommnet habe, Klavierunterricht zu geben. Wie hätte Mendelssohn ahnen können, daß gerade in diesem Winter, der ganz und gar musikalischen Studien, musikalischen Eindrücken gehören sollte, bei Otto Ludwig die poetische Ader, die gestaltenschaffende Phantasie

übermächtig walteten und der Musik auch schon zu einer Zeit gefährlich wurden, wo dieser sich noch ausschließlich als Musikstudent fühlte. Die Tagebuchaufzeichnungen Ludwigs, vom September bis zum Anfang Dezember 1839 unterbrochen, sprechen auch im Dezember und Januar (1840), wo er noch viel Klavier spielte und selbst einige Fortschritte zu machen meinte (Mitte Januar heißt es: „Diese Woche tüchtig Klavier gespielt, um Stunden geben zu können. Jeden Tag könnt ich zwei geben, von 1—3 Uhr, die Stunde à 4 Groschen wären schon Quartier und Lebensmittel gedeckt"), von poetischen Vorstellungen und Plänen aller Art. Die Gestalten der Tragödie „Agnes Bernauer", die ihn bis zu seinem Lebensende nicht verlassen haben, einer „Ghismonda" (nach Boccaccios Novelle), des treuen „Eckart", ja die ersten Schatten eines Marino Faliero suchten ihn in dem bescheidnen Stübchen des Leipziger Thomasgäßchens heim. Je stärker in seiner gegenwärtigen Lage die äußern Aufforderungen zu rein musikalischem Leben und Schaffen waren, um so stärker wurde die innere Lust des Einsamen am dichterischen Träumen und Bilden. Es war eine unwiderstehliche, wenn auch von Ludwig selbst erst halbverstandne Offenbarung der eigentlichen Natur seiner Phantasie und seines künstlerischen Triebes, die in diesem Winter über ihn kam und ihm den Ausruf entlockte: „Die Poesie ist der Musik voraus, sie ist schon wieder auf dem Heimweg zur Natur, von der die Musik sich noch entfernt!" (An Karl Schaller, Leipzig, 2. Mai 1840.)

Im Februar begann Ludwig neben andern krankhaften Erscheinungen Anschwellungen seiner Hände, eine bedenkliche Versteifung der Finger wahrzunehmen, die ihn zwangen, alle Klavierübungen vorderhand einzustellen. Am 1. März ließ er das gemietete Klavier aus seiner Wohnung wegschaffen, um nicht die kostspielige Miete für das Instrument umsonst zu zahlen.

Was einen andern Musiker entschieden unglücklich gemacht haben würde, ließ ihn zunächst um so kühler, als er eben jetzt in einer Fülle poetischer Gedanken und Entwürfe den reichsten Ersatz für die versagten musikalischen Eindrücke vor sich sah. Er freute sich, der krankhaften Besorgnis ledig zu werden, die er einigemal bei nächtigem Feuerlärm wegen des fremden Gutes empfunden hatte, und versenkte sich immer tiefer in seine Phantasien und Studien, unbekümmert um den Widerspruch, in dem sie zu seinem augenblicklichen Beruf und nächsten Zweck standen. In dem schon erwähnten Briefe vom 3. März 1840 an Schaller schreibt er: „Die Zeit (November bis März), die zwischen diesen Briefen liegt, war eine Zeit geistiger Erhebung, ich hatte keine Ansprache, brauchte sie aber auch nicht. Arbeiten, Pläne, besonders poetische, füllten sie aus. Jeden Abend wünschte ich den kommenden Tag gleicher Art, mit einem Wort, ich führte ein so zufriednes Stilleben, als ich nie geführt habe.“ Neben den dramatischen Entwürfen gingen epische her, zu den Tragödienstoffen, die er in besondern Planheften bereits auszugestalten begann, gesellte sich ein Mysterium, das die Legende vom heiligen Christophorus behandeln und in eigentümlicher Weise erweitern und vertiefen sollte, der Plan zu einem großen nationalen Heldengedicht, das unmittelbar Ottos des Großen Sieg über die Ungarn darzustellen, mittelbar aber alle Lebensfülle des deutschen Mittelalters in Glauben und Tatkraft, Sagen und Sitten, auch prophetische Ausblicke auf die Zukunft in sich aufzunehmen bestimmt war. Bescheidnere Aufgaben setzte er sich mit der Ausarbeitung einiger noch in Eisfeld entworfnen Novellen, von denen zunächst wenigstens eine, „Das Hausgesinde“, ausgeführt wurde, mit dem Entwurf zu einigen neuen, mit der Vollendung eines Heftes volkstümlicher Lieder und mit der Skizze eines satirischen Gespräches mit

der deutschen Muse in Hans Sachsens Manier, in dem die Muse ihrer Schicksale von urältesten Zeiten bis auf die elende Gegenwart gedenkt, wo sie ein Jakobinerkäppel auf dem Haupte und ein englisches Plaid um den Leib hat, auch schon abgetragen, da es noch von Walter Scott herrührt. „Ihre runzligen rauhen Hände stammen vom Viehmelken mit Voß; sie ist fieberkrank gewesen in der Byronsucht, in Griechenland und Afrika schwarz gebrannt, voll Schutt und Sand. Unter Schlegel ist sie nobel geworden und vornehm. Einiger erinnert sie sich mit Lust, des Mittelalters, Wolframs, Hartmanns, Hans Sachsens, Luthers, Tiecks, Schillers, der sie nur ein bißchen zu sehr mit Moral geplagt, da sie von Goethe verführt, die Zwitterei in die Herzen pflanzen mußte. (!) — Der Dichter will ihr helfen. Ach, guter Freund, du siehst mir auch zu traurig aus, als ob ich dir helfen müßte. Ich danke dir für den guten Willen, aber ich werde wohl dran glauben müssen, wenn mir niemand anders hilft. Sie lächelt, erhebt sich auf einmal und bekommt Flügel. Ich: was werden die Deutschen sagen, wenn du fehlst? Sie haben mich schon nicht mehr und merkens gar nicht; jetzt haben sie die Frau Gemeinheit und denken, ich seis." (Tagebuch, Februar 1840.) Man sieht, wie es in seinem Geiste durcheinanderwogte, wie hoch sich sein Wollen über alles, was er zurzeit vermochte, erhob.

Mitten in dieses „himmlische Leben, das er gern um jede Entbehrung kaufen würde, falls er es nicht hätte, und es dafür zu haben wäre", mitten in diese poetischen Träume, auf denen er gleichsam unbewußt und unmerklich zur Literatur hinüberzugleiten begann, traten die Vorboten einer schweren Krankheit. Er hatte unruhige und völlig schlaflose Nächte, es „lag ihm auf der Brust", er litt an Unterleibsbeschwerden (kein Wunder bei der eingeschloßnen, beinahe ganz auf das Zimmer beschränkten Lebensweise, die er seit

Monaten geführt hatte) und fühlte sich unfähig zu jeder Arbeit. Anfang April mußte er sich eingestehen: „Ich meine nie so fertig id est abgespannt gewesen zu sein als heute. Dazu eine absonderliche Angst, manchmal auch eben solche Hoffnung, aber beides wie in einem Dusel zusammengerührt. Und in solchem Zustande soll man auf die Zukunft denken, soll verständig vorwärts schreiten. O, daß ich ein Bauer wäre, ich wüßte, was ich tun muß für heute und täts ohne Sorgen für morgen, denn mit dem Morgen käme auch, was an ihm zu tun. Beschränkung! Beschränkung! So mags dem Schiffer auf hoher See sein, wenn Wolken die Sterne bedecken, der Kompaß verloren, kein Zeichen vorhanden, nach dem er sich orientiere. — — — Muß ich — ist meine Kraft so geschmolzen — jede Stunde lyrischen Schwunges mit einem Tage der Abspannung bezahlen?" (Tagebuch, 8. April 1840.) Auch der ungewöhnlich schöne Frühling des Jahres 1840, der ihn aus der Stadt in die grünen Umgebungen lockte, brachte ihm keine Heilung. Am 16. April bemerkte er in seinem Tagebuch: „Wieder wunderheiter draußen! Solchen wahrhaft grünen Donnerstag hab ich in vielen Jahren nicht gesehen", kam aber von dem Nachmittagsspaziergang nach Stötteritz „ganz marode" nach Haus und fühlte sich in den nächsten Tagen so steif und matt, daß ihn Todesgedanken beschlichen. „Es wäre zwar jetzt nichts an mir verloren, meinen Leuten würd es durch die Trennung, an die sie sich einmal gewöhnt, nur halb aufliegen. Mir wärs aber kaum recht. Es wäre doch vielleicht noch was aus mir geworden." (Tagebuch, 17. April 1840.) Am Ostersonntage, am 19. April, seufzt er: „Der Herr ist erstanden! — Mir aber gehts miserabel. Ein unverschämt dicker Backen macht mir meine Osterandacht unmöglich, die ich bei schönem Wetter (und so wie es heut ist, erinnere ich mich nicht,

daß es je am ersten Osterfeiertag gewesen) in meinem Garten hielt, und die mich allemal auf lange Zeit erhob. Eine Nacht voll Fieberbilder und Angst, und nun wahrscheinlich ein Tag voll Dusel und Langerweile." (Tagebuch, 19. April 1840.) Aus diesen krankhaften Gedanken und Zuständen raffte er sich gegen Ende April gewaltsam empor — er hatte eine neue Wohnung zu suchen und war nach mehreren Tagen mühseligen Umhergehens und Treppensteigens endlich so glücklich, ein bescheidnes Zimmer in einer verhältnismäßig stillen und von grünen Gärten umgebnen Straße einer Vorstadt, in der Eisenbahnstraße in der Nähe des Tauchaer Tores, zu finden. Er wohnte hier Nummer 1479 bei einem kleinen Steuerbeamten, Herrn Fritzsche, und dessen freundlicher Frau (sie entpuppte sich später als eine Schwestertochter Seumes), die beide für ihren Mieter eine menschlich warme Teilnahme faßten, deren der Musiker und Dichter in den nächsten Wochen nur zu sehr bedurfte.

Denn Ludwig hatte kaum am 1. Mai diese neue Wohnung bezogen und den Unterschied zwischen seinen seitherigen Wirtsleuten und den neuen recht empfunden („diese sind so liebe Leute, daß ich noch nicht weiß, wie ich daran bin, es ist mir immer, als wäre ich in meine Heimat zurückgekehrt, die mir schon manches Jahr gefehlt", Tagebuch, 30. April 1840), so wurde er ernstlich bettlägerig. Gleichsam prophetisch für die Spätzeit seines Lebens hatte auch die Krankheit, die ihn wochenlang niederstreckte und quälte, etwas Rätselvolles. Zu unerträglicher Steifheit aller Gelenke und heftigem Schmerz in der linken verhärteten Wade gesellten sich kalter Angstschweiß, Herzklopfen, Atemlosigkeit, Neigung zum Erbrechen, im Verlaufe fürchterlicher Nächte Brustkrämpfe und Erstickungsanfälle, die sich bis Mitte Mai steigerten. Der Arzt, ein Dr. Hammer, stand ratlos. „Kam gleich auf falsche Vermutung — Ansteckung.

Also das einzige, wovon ich gewiß weiß, daß es nicht der Fall ist, sintemalen ich nie in die Möglichkeit einer solchen gekommen!" (Tagebuch, 11. Mai 1840.) Ein paar Tage später: „An diesem Tage den größten Schmerz und die größte Angst in meinem Leben ausgestanden. Von 8 Uhr ohngefähr früh — Brustkrampf — die Nacht durch en suite. Gefürchtet, ersticken zu müssen, Senfpflaster. Kann noch nicht recht atmen, doch ists kein Vergleich. Was wird nun noch über mich kommen. Arzt meint, ich sei sehr schwächlich. O, wie graut mich auf den Winter." (Tagebuch, 16. Mai 1840.) Und erst am 1. Juni durfte der Kranke wieder eine Stunde außer Bett sein. „Mußte in geheizter Stube stecken, während ich sonst dachte, der Frühling könne nicht existieren, ohne daß ich ihn kontrolliere." Am 3. Juni schlich er an einer Krücke (von der es im Tagebuch vom 4. Juni 1840 heißt: sie „mache Epoche in seinem Leben. Ich fürchte mich ordentlich, in die Ecke zu sehen, in der sie lehnt. Ihr Anblick hat mir was Maschinengespenstiges") in den kleinen Hausgarten seines Wirtes und „war geblendet von dem grünen Glanze der Erde und dem blauen des Himmels, dazu so allein und hilflos, auch geistig, daß mir wehmütig und überaus sehnsüchtig zumute ward. Die Herrlichkeit der Sommerwelt bedrängte und drückte mich ordentlich." (Brief an Schaller, Leipzig, Mitte Juli.) Während der schlimmsten Krankheitstage hatte er nicht nur mit körperlichen, sondern vor allem mit seelischen Schmerzen gerungen. Mit der dunkeln Furcht, allein, in der Fremde zu sterben, paarte sich die natürlichste Besorgnis über die Aussichtslosigkeit seiner gegenwärtigen Lage. „Nur nicht in der Fremde sterben!" (Tagebuch, 20. Mai 1840.) — „Wie schön draußen!! Wie traurig im Bette. Mut, Vertrauen, Kraft — die letzten Reste nehmen Abschied." (Tagebuch, 28. Mai 1840.) „Von nun an soll meine

Gesundheit das erste und ausschließende Recht auf mich haben — das andre mag werden, wie es will. Berühmt zu werden, bin ich zu alt und zu schwach! Ich will ein Patriarch werden, sehen, daß ich ein Kind erziehe zu dem, was ich hätte werden können. — Ich bin so wenig gewöhnt, mehr Hoffnungen zu hegen, daß mich der Gedanke, ich könnte wieder gesund werden, ordentlich erschreckt hat." (Tagebuch, 2. Juni 1840.) — „Bin in einem höchst seltsamen Zustande! Wie im Halbtraum! Viele Sehnsucht, mehr Sorge, wenig Hoffnung; am meisten Resignation aus Mattigkeit. Das ist die Mischung!" (Tagebuch, 8. Juni 1840.) Diese und ähnliche Ausrufe aus jenen traurigen Sommerwochen kennzeichnen hinlänglich die tiefe Hoffnungslosigkeit des weltfremden jungen Mannes. Und doch, so wie er nur wieder aufatmen kann, da ists ihm, als könnte er noch hoffen, ists ihm, als würde er „noch gesund und sorgenlos und freudig" (Tagebuch, 30. Mai 1840), und nur eine Woche später heißt es: „Die Produzierlust gaukelt wie ein Traum um mich; ich denke an Pläne und kann mir doch nicht denken, wie und daß ich etwas zu produzieren vermöge." (Tagebuch, 6. Juni 1840.)

Schon während seiner Krankheit und noch mehr während der allmählichen Genesung regte sich bei Ludwig ein gewisses Verlangen, zu seinen Musikstudien zurückzukehren. In demselben Augenblicke, wo die humoristische Novelle „Das Hausgesinde" in Herloßsohns „Kometen" (April 1840) veröffentlicht wurde, traten die literarischen Pläne in den Hintergrund. War es vor allem sein starkes Pflichtgefühl, das ihm ins Gedächtnis rief, daß das Stipendium des Herzogs von Meiningen ihm eben nur zur Ausbildung in der Musik gewährt worden sei, entstammte der neue musikalische Eifer dem sehnsüchtigen Wunsche, als Kantor in Eisfeld oder als Lehrer auf dem Lande eine gesicherte

Existenz zu finden, verließen ihn die poetischen Gestalten, die ihn während des verflossnen Winters unabläſſig umdrängt hatten, suchte er für die weichern Stimmungen, die ihn in diesen Sommermonaten beschlichen, musikalischen Ausdruck? Schon während der schlimmsten Tage seiner Krankheit hatte er wieder den Plan zu einer Oper „Blaubart" entworfen und schrieb zu den Grundzügen des Textes: „Wenn man nun wirklich eine neue Form der Oper versuchte, eine eng dramatische, rouladen- und tiradenfremd, nicht aufhaltend am unrechten Orte, sodaß am Ende der Zuschauer nicht wüßte, was ihn eigentlich ergriffe, daß er nicht wüßte, ob er ein Drama oder eine Oper gesehen. Nur dann retardierend, wenn es der Text ist. Aber freilich mit der Aussprache der Sänger!" Diese Annäherung an die spätern Theorien Richard Wagners (der wenig Jahre vor Ludwigs Eintreffen in seiner Vaterstadt Leipzig den umgekehrten Weg zurückgelegt und sich aus dem Dichter in der Musiker verwandelt hatte) sollte bei Ludwig keine künstlerischen Folgen haben, sie zeigt aber, wie der Gedanke einer entschiednen Umgestaltung und Reform der Oper in der Luft lag. Als Ludwig im Juni seinen Fuß wieder über den Hausgarten des Herrn Fritzsche hinaussetzen und zunächst am Stocke weitere Gehversuche machen konnte, betrieb er die Miete eines Klaviers, im Einklang mit dem Vorsatz, den er während der Krankheit (am 28. Mai) ins Tagebuch verzeichnet: „Diesen Sommer will ich hauptsächlich aufs Studium der musikalischen Formen verwenden, in Sonaten, kurz in allen diesen Formen mich versuchen. Damit kann das Klavierspiel Hand in Hand gehen." Am 13. Juni bereits kam das Klavier in seiner Wohnung an, er fand zwar das Spielen bei dem noch fortdauernden Schwächezustande anfangs ermüdend, kam aber doch wieder „in das rechte Klavierfeuer" und hielt sich wochenlang Wort,

täglich mehrere Stunden zu üben. Gleichzeitig schaffte er sich das große „Lehrbuch der musikalischen Komposition" von Marx an und studierte es ebenso eifrig wie eingehend. Der erste erneute Kompositionsversuch am 18. Juni fiel zwar nicht glücklich aus („War nichts, kein Gedanke kommt mir mehr. Werde die Agnes Bernauer wieder vornehmen"), aber er übte jetzt einen gewissen Zwang gegen sich aus. Er komponierte einige Lieder, arbeitete an einem Kyrie, „fühlte einigen Kompositionstrieb", dachte daran, eine Messe zu versuchen, und verzeichnete sich Goethes Elfenhochzeit (Oberons und Titanias goldne Hochzeit) als Programm zu einer Konzertouverture.

So brauchte er sich, als er am 26. Juli im Waldschlößchen zu Gohlis Mendelssohn wieder begegnete, minder bedrückt zu fühlen, als wenn er inzwischen der Musik schon völlig Valet gesagt hätte. Er war noch immer „ein halber Tragikus, ein halber Musikus". Man sieht aus allen Aufzeichnungen dieser Zeit (sein Tagebuch bricht leider mit dem Beginn des August mit dem charakteristischen Ausruf ab: „Dichterruhm? Meine Wünsche sind bescheiden. Mir ist's genug, wenn ich weiß, daß der Lampenputzer, der den letzten Stern ausputzt, zu dieser Arbeit eines meiner Lieder singt"), daß sich die poetischen Neigungen wieder mächtig regten, und daß er umgekehrt beim Klavierspielen immer wieder „eine Art Mattigkeit in den Fingern, die nichts recht auf dem Klavier gelingen läßt", verspürte. Doch klammerte er sich noch ganz entschlossen an den Vorsatz, Musiker zu bleiben, obschon ihm vor einem zweiten Winter in Leipzig graute. Schon vor seiner Krankheit hatte ihn das freilich durch seine Welt- und Menschenscheu verschuldete Gefühl der trostlosesten Einsamkeit geradezu überwältigt. Wenn er sich sagen mußte: „Ich weiß kaum mehr, ob ich noch eine Stimme habe" (Tagebuch, 6. April 1840); „Wenn ich

doch nur manchmal ein Kind zur Gesellschaft hätte; bei der Gelegenheit könnte ich doch hören, ob ich noch sprechen kann. Oder wäre es nur ein Hund oder eine Katze oder eine Blume. Na, Gott besser's!" (Tagebuch, 18. April 1840), in seiner Krankheit ausrief: „Ach, nur ein bekanntes Gesicht, eine bekannte Stimme oder eine Stunde, in der ich arbeiten könnte. So matt, oft schmerzgepreßt und todesängstevoll aufblickend, und alles ist fremd!" (Tagebuch, 24. Mai 1840), oder gar: „Jetzt kommt mir's auf einmal an wie Lachen. Worüber wohl? Ach, hätte ich doch jemand, nur ein bekanntes Kind, mit dem ich scherzen könnte. Käme ein Bekanntes, ich wollte ja mit ihm weinen, wenn's nicht anders wäre. Ich vertrockne von seiten des Gemüts. Ich, der ich jeden Augenblick etwas haben mußte, was mich tief interessierte, der, ohne es zu sagen, mit jedem fühlte und oft nicht schwächer als der Eigentümer der Freude oder des Schmerzes selber, der sogar in einem wundersamen Vernehmen mit Berg und Pflanze stand, weil der Liebesreichtum nicht zu dämmen war, der die Menschen am liebsten hatte, die ihm am wehesten taten — nun so einsam; wenn ich bald sterbe, ist's an keiner andern Krankheit, als an der; die Ärzte mögen sie nennen, wie sie wollen" (Tagebuch, 25. Mai 1840), so war es natürlich, daß er sich nach seiner Genesung an die schlichte Familie seiner Wirtsleute, die ihn treulich gepflegt, auch menschlich anschloß. Mit den Kindern der Fritzscheschen Eheleute wurde er so vertraut, daß er sie auf Spaziergängen mit sich nahm, sich Anfang August sogar bereden ließ, dem Leipziger „Fischerstechen" auf der Funkenburg beizuwohnen und unter sechs- bis zehntausend Menschen, die den Teich umstanden, tapfer mit auszuhalten. Der Gedanke, die Wohnung bei diesen wackern Leuten aufzugeben, war ihm überaus peinlich, gleichwohl schien das erforderlich, wenn er

einen zweiten Winter in Leipzig zubringen wollte, da die Eisenbahnstraße für seine Gesundheitsverhältnisse vom Gewandhaus und Theater zu weit ablag. Und so leitete denn ein Brief an Karl Schaller vom 1. Oktober 1840, kein Jahr nach seiner ersten Ankunft, das Verlassen Leipzigs und die Rückkehr in die Heimat ein: „Diesen Winter sprechen wir uns vielleicht. Mendelssohn-Bartholdy hat mir geraten, Partituren zu studieren, und sich gewundert, daß ich das nicht in Meiningen tue, wo ich es so gut könne als hier. Hier fehlt mir das Leben in der Musik, ich meine so recht mitten drinne, ebenso wie in Eisfeld. Mit den hiesigen großstädtischen Musikern kann man gar nicht so bekannt werden, als zu einem gemeinsamen tätigen Leben in der Kunst gehört. In Meiningen würde ich auch an dem Privatmusiktreiben der Musiker teilnehmen können, z. B. Sonaten mit Begleitung eines Instruments selbst mit ausführen, was doch weit nützlicher, als das bloße Hören, was hier noch dazu unsinniges Geld kostet, sodaß ich mir viel davon versagen muß. Zweitens würde ich auf diese Art eigne Sachen hören können, was hier mit Versuchen nicht angeht und doch die Hauptsache ist. Nach einem Aufenthalte in Meiningen würde ein Winter in Leipzig mich mehr fördern, als ohne jenen sechs!"

Niemand, der dem geschilderten innern Leben Ludwigs mit Anteil gefolgt ist, wird bezweifeln, daß noch ganz andre Beweggründe, als die Sorge um seine Zukunft als Musiker, ihn drängten, Leipzig zu verlassen, und daß der erste Schritt aus Leipzig hinaus und in die vor einem Jahre verlaßnen Heimatverhältnisse zurück auch der entscheidende Schritt zu neuen Lebensplänen und Lebenszielen werden mußte, so entschieden der Dichter auch jetzt noch den Gedanken festzuhalten schien, der ihn nach der Musikstadt an der Pleiße geführt hatte.

In Otto Ludwigs seitherigen Erlebnissen und Gewöhnungen lag es begründet, daß ihm (längst ehe er den Zwiespalt zwischen seiner Natur, seinen individuellen musikalischen Neigungen und den ihm von Mendelssohn wie von der Gesamtentwicklung der Musik nunmehr angesonnenen Bestrebungen klar erkannt hatte) in Leipzig nicht warm noch wohl werden konnte. Die Gegensätze zwischen dem Dasein, das er geführt und sich unabhängig von dem Eisfelder Tagestreiben geschaffen hatte, und dem, was er jetzt vom Dasein der bewegten Mittelstadt sah, die für ihn ohne Zweifel eine Großstadt bedeutete, waren zu grell und schroff, und es hätte seiner dürftigen Vereinsamung, seiner Krankheit gar nicht beburft, um ihn mit Mißmut und Widerwillen gegen Leipzig zu erfüllen. Fürs erste hätte der Abstand der flachen Umgebungen Leipzigs, deren zwischen Wald und Wasser verborgne spärliche Reize sich nur dem Suchenden und dem Willigen offenbaren, gegen die Berge und herrlichen Waldgründe des Thüringer Waldes schon hingereicht, ihm den neuen Wohnort zu verleiden. Dazu gesellte sich ein gründliches Mißfallen an Leipziger Art und Sitte. In Ludwigs Briefen an Schaller, an den Oheim Christian Otto in Eisfeld wie in den Tagebuchaufzeichnungen wird dieses Mißfallen in unendlichen Variationen bezeugt. „Wenn einer aus einem kleinen Nest nach Leipzig ‚rein macht‘, so heißt's: ‚Nun wird dir alles aufgehen‘ — ja in Rauch —, ‚nun kommst du an die Quelle alles literarischen Tuns und Treibens‘ — und bist in Leipzig selbst weiter davon als je — ‚da wirst du Leute sehn‘ — ja gähnen! — Noch nicht gar zu lange bin ich von einer Bierschenke in der Nähe gekommen, von deren Gästen ich nicht begreife, wie sie die Langeweile nur eine Stunde beisammen läßt. Ich glaube, deshalb werden hier so viel Bücher gemacht, weil die Leute so langweilig sind.“ (An Karl

Schaller, Leipzig, 2. November 1839.) Die sächsische Höflichkeit und die selbstgewisse kleinliche Klugheit seiner neuen Mitbürger belustigten ihn bald, bald entrüsteten sie ihn; die Fähigkeit, sich in der einen Stunde für etwas Wesentliches, Großes, Wertvolles und in der nächsten für das Nichtigste und Kleinste gleichmäßig zu enthusiasmieren, setzte ihn in unbehagliches Erstaunen. Mit dem Scharfsinn der Abneigung nahm er wahr, daß die örtlichen Vorgänge jederzeit zu Ereignissen aufgebauscht wurden und in der Selbstbespieglung der Pleißathener eine ganz andre Gestalt erhielten, als sie in schlichter Wirklichkeit gehabt hatten. Namentlich widerwärtig deuchte ihn der gedruckte Glorienschein, mit dem die Presse, vorläufig wie nachträglich, alle Vorkommnisse umgab. Im Sommer 1840 wurde Ludwig, soviel es sein damaliger Gesundheitszustand zuließ, Augen- und Ohrenzeuge des Gutenbergfestes, der vierhundertjährigen Jubelfeier der Buchdruckerkunst. „Das so ausposaunte Buchdruckerfest ist, näher mit angesehen, eine gelinde Kinderei gewesen. Was du von Leipzig oder von Leipzigern hörst, das mußt du betrachten wie ihre Buchhändleranzeigen. Noch jetzt wehen Fahnen von den Dächern der Buchdruckereien. Aber wenn die Leipziger ein Volksfest feiern, ist's, als ob ein Tauber ins Konzert geht. Sie haben den Sinn nicht, den man haben muß, um sich zu freuen. Es sind lauter uralte Leute." (An Karl Schaller, Leipzig, Mitte Juli 1840.) Auf dem Festplatze machte er die Beobachtung, daß die wirklich Fröhlichen wie Schauspieler waren, von Unzähligen umstanden („die sich höher dünkten und deshalb nur Zuschauer, ja nicht Mitteilnehmer sein zu dürfen glaubten"), räumlich beengt und bewitzelt wurden, bis ihnen aller Spaß verging. (Tagebuch, 27. Juni 1840.) Der Mangel an Frische und unmittelbarer Natur bedrückte ihn in jedem Sinne und machte ihn oft blind

und ungerecht gegen Erscheinungen, die nur in etwas von dem abwichen, was er seit vielen Jahren mit Wohlgefallen geschaut hatte. „Ein hübsches, namentlich Frauengesicht ist so selten hier, daß ich kaum zwei gezählt habe", meldete er an Schaller, und ihm wie dem „dicken Herrn" berichtete er: „Die Leipziger Damen sehen alle so übernächtlich aus, nicht wie Geschöpfe der Natur, sondern wie Kunstfabrikate. Die Mädchen bis zehn Jahre sind zum Teil sehr hübsch. Die Weiber in Eisfeld und Leipzig sind wie eine Wiese und ein Herbarium." Und die Nutzanwendung lautete: „In der großen Welt ist auch kein Familienglück denkbar; das meiste schon angesteckt von der glänzenden Krankheit des Wertherismus, der Schamlosigkeit des jungen Deutschlands, der Unnatur der französischen Romantik. Du bist ein Glückskind. Ich weiß es, eine solche Frau, wie du hast und ich sie haben möchte, wächst auch in Eisfeld nicht mehr, aber doch bei weitem eher, als in der größern Welt." (An Karl Schaller, Leipzig, 3. März 1840.) Und wenn ihm nun auch zur rechten Zeit wieder einfiel, daß seine Lage ihm den Heiratstraum fern genug rücke („Wenn ich nur ebenso des Passivums von amo fähig wäre, als des Aktivum. Indessen — was tät ich damit? Das ist für andre Leute." Tagebuch, 24. Juni 1840), so war sein Sinn für lebendige Frische und natürliche Reize durch die „unzähligen Variationen eines nichtigen Themas in den Gesichtern" beleidigt, den „geistigen Nachlaß in den schlaff hängenden Gesichtsmuskeln und die Lebensmüdigkeit in den glanzlosen Augen" meinte er überall wahrzunehmen und kombinierte sie mit andern Eindrücken seines Leipziger Lebens, die ihm schier ebenso unheimlich erschienen. Otto Ludwigs Kritik der Leipziger Frauenwelt hätte schon an der Stelle, die ihm die nächstliegende sein sollte, in Mendelssohns Hause, eine siegreiche Widerlegung er-

fahren können. Cecilie Mendelssohn, die freilich keine geborne Leipzigerin, sondern eine Frankfurterin war, gehörte zu den schönsten und liebreizendsten Frauen ihrer Tage, und in den Leipziger Überlieferungen jener Jahre klingen andre Namen nicht weniger hell als der ihre. In Wahrheit kam Otto Ludwig mit dem Lebenskreise, in dem wirkliche Anmut und Lebensfrische, auch viel mehr Natur und Natürlichkeit vorhanden war, als er ahnte, so gut wie gar nicht in Berührung. Und sein Auge war für die unerfreulichen Wirkungen eines ungesunden Stadtlebens und Stadttreibens, für allerhand Wunderlichkeiten und Schiefheiten, für Trivialitäten und Unarten des Leipziger Verkehrs geschärft, in dem man sich gehen ließ, ohne darum anspruchslos zu sein; sein Ohr konnte sich an die Hast und die verwaschne Schlaffheit des Leipziger Dialekts schlechterdings nicht gewöhnen.

Doch das alles würde Otto Ludwig nicht so tief berührt und verstimmt haben, wenn ihm das Leipziger Kunstleben in besserm Lichte erschienen wäre. Was er im ersten Leipziger Briefe an Schaller (November 1839) geschrieben hatte: „Wer die Kunst in Wahrheit liebt, findet hier beides, ein Rosen- und ein Folterbett" — das war seine Überzeugung geblieben, auch nachdem er den ersten Winter in Leipzig hinter sich hatte. An Onkel Christian Otto bekannte er (Leipzig, 14. März 1840): „Ihr Leute in Eisfeld und Hildburghausen habt gar keinen Begriff von der Richtung der Musik und Poesie der letzten Jahre. Wer mit den Grundsätzen zur Produktion und Beurteilung beider nach Leipzig kommt, wie mir geschehen, dem geht es wie einem Landjunkerlein, das nach alter Mode gekleidet nach Paris kommt. Er wundert sich über die Leute, die Leute sich über ihn. Ich muß mein bißchen Ästhetik rein auf den Kopf stellen. Der Unwille, ja Widerwille, mit dem ich daran gehe, die neuen Kleider anzuziehn, entsteht nicht,

weil das Alte mir besser gefiel, weil es eben alt und das brütende Element war, sondern weil ich mich nicht dazu bringen kann, das Bessere um das Neuere zu tauschen. Den neuern, ultraromantischen, oder wie man ihn nennen will, Standpunkt der Musik, und den, aus dem man sie, um sie sich zu vermitteln, ansehen muß, zu finden, ist so lange vergebens, als man sich nicht begreiflich machen kann, daß sie aus sich selbst heraus in eine Sphäre getreten ist, die ihr nur ein künstliches Dasein erlaubt, daß sie in einem gemieteten Hause lebt, nämlich aus einer Kunst für das Gemüt eine des Verstandes geworden ist. Mir ist namentlich im Anfang beim Anhören von Musiken der neuen und neusten Schule immer die an Grauen streifende Scheu gegenwärtig gewesen, die mich als Kind in der Nähe eines versteckten mechanischen Triebwerks angewandelt; um ein Bild daher zu nehmen: ich kletterte unter den Glocken des Kirchturmes über die Stangen hin, die das Werk und den Hammer vermitteln, ängstlich vermeidend, auf sie zu treten, und doch von aller Grauluſt, diesem Schwindel an den Gemütsabgründen gepackt, es zu tun; denn ich wußte, trat ich auf eine dieser Stangen, so gellte ein Glockenschlag in mein Ohr, und während ich schwankte zwischen Drang und Abwehr, hob sich die Stange wie von selbst, und der Glockenschlag, der ersehnte und gefürchtete, scheuchte meine Nerven in sich selbst zurück. Dieses Drängen und Rückhalten und wieder Drängen und Rückhalten, und auf einmal dieser Klageton, wie aus der Brust eines Dämons! Und ich meinte und meine noch, die Musik solle heilen, nicht zerreißen, solle versöhnen, nicht verletzen. Dazu der Winter, mein Erbfeind, kalte Füße; ich kann euch versichern, daß diese Art Musik mich manchmal zu zerstören drohte. Ich sehe, eine Kassandra in Troddelsocken, nach Eisfeld und den andern kleinern Städten, wo noch unverdorbne, unverdrehte Seelen wohnen."

Bei alledem verrieten dieselben Briefe, in denen der Kunstjünger seinem Widerstreben Ausdruck gab, daß Ludwig mit entschiednem Verständnis in Mendelssohn und Hector Berlioz die Führer zweier musikalischen Richtungen erkannte, deren jeder er eigentümliche Entwicklungsfähigkeit zusprechen mußte. Er blieb freilich dabei, daß Berlioz Musik „die politische Rebellion von 1789, die jetzt in der Musik nachrebelliert, Metzelei, Verhöhnung des Heiligsten, das sich in die innersten Winkel der Seele zurückflüchtet, Königsmord in Tönen" sei, er empfand aufs schmerzlichste den Unterschied zwischen der Musik, die er liebte, und der, die ihm geradezu physische Schmerzen bereitete. „Was mich ergötzt und entzückt hätte, die Haydnschen, Mozartschen, Beethovenschen Werke, dienten in der Zusammenstellung mit jenen nur dazu, mich vollends zu zerreißen. Sie waren die Sonnenblicke im Frühjahr, die alle Knospen der Seele nur deshalb herauslockten, daß sie der Frost vernichtete", aber er empfand eine geheime Gewalt in diesen musikalischen Bestrebungen, der er sich nicht zu vertrauen gedachte, weil er in sich die Macht und Kraft nicht fühlte, sie schaffend zu überwinden, zu besiegen. Ganz abgesehen von der Wirkung der Kirchen („in eine Kirche durfte ich mich vorigen Winter aller Sehnsucht nach einer Kirchenmusik ungeachtet nicht versteigen") und Konzertsäle auf seinen körperlichen Zustand („mit dem Eintritt in den Konzertsaal bekam ich kalte Füße, ich hörte die Musik, aber ganz anders wie die andern, mit Brausen und Pfeifen gemischt, wobei mein Gehirn glühte und ganz wirr ward von Fieberphantasien, sodaß ich beim Schlusse allemal froh war und später gar nicht mehr das Herz hatte, die Konzerte zu besuchen. — Ich versuchte es später mit den Gewandhaus-Quartetten, ich mußte auch diese lassen"), ging in seinem Geiste nicht sowohl eine Revolution als eine Offenbarung der eigensten Natur

seines Talents unter schweren Kämpfen vor sich. Wir sahen, daß er schon in den ersten Monaten seines Leipziger Lebens die musikalischen wie die gesellschaftlichen Eindrücke, die seiner Natur nicht gemäß waren, die ihn beunruhigten und drückten, durch eifriges Versenken in seine poetischen Pläne zu vergessen trachtete. Und so oft er einen neuen Anlauf zu musikalischer Arbeit nahm, regte sich gleichzeitig die Lust, eine größere dramatische oder epische Schöpfung nicht bloß zu planen, sondern auch auszuführen. Mit der Literatur des Tages, mit der jungdeutschen Tendenzpoesie und Tendenzkritik war er noch weniger einverstanden als mit der neuromantischen Musik. — „Im allgemeinen — schrieb er (Leipzig, 3. März 1840) an Schaller — hat mich nun der Ton, der jetzt in der Schriftstellerwelt herrscht, verletzt, dieses von aller Pietät verlaßne Wesen! Jeder Gelbschnabel will dem Poeten vorschreiben, wie er dichten soll, und hat er den Mut, er selbst zu sein, so entgeht er den schlechtesten Persönlichkeiten nicht. Wer mag da seine Kräfte, sein Leben, sein Glück, seine Gesundheit riskieren! Tue dir selbst genug, dies ist das wahre innere Gesetz, dem wir möglichst nachkommen sollen. Und hat man es nach Kräften getan, nicht Gesundheit, nicht irdisches Wohl zu hoch geachtet, sie auf dem Altar zu opfern, so kommen Menschen, die selbst nichts produzieren als Kritik in einer zuckerwasserverschwemmten, charakterlosen Prosa, die ich nur einen Ohren- und Sinnenkitzel ohne tiefern Sinn, ja ohne praktischen Wert nennen kann, denn man bringts nicht so weit, nur herauszulesen, was sie wohl mögen gewollt haben — und gießen ihr Gift darüber hin. Und das Publikum hat einen Geschmack daran gefunden, sich auf diesen Oberflächen zu wiegen in der Meinung, es denke, und wer weiß wie tief, die produktiven Autoren über die Achsel anzusehen und sich zu freuen, wenn sie recht

gemein heruntergerissen werden. Das ist das junge Deutschland. Lies ihre Schriften; es ist unmöglich, sich einen Begriff von dieser Tigergrube zu machen." Er empfand einen noch schärfern Gegensatz zu dieser Literatur und Literaturauffassung als zu Mendelssohn, R. Schumann oder selbst Berlioz. Aber der Unterschied war von Haus aus der, daß er der ihm fremden literarischen Richtung mit bewußter Gegnerschaft und der Zuversicht Auge in Auge trat, ihr gewachsen zu sein, das Bessere, Gesündere und Lebensfähigere in sich zu tragen, daß sein Blick und Instinkt für die Unter- und Gegenströmungen, die der Herrschaft des „jungen Deutschlands" ein baldiges Ende bereiteten, merkwürdig scharf war. Und wenn er als Musiker ausrief: „Seit Beethoven ist die Musik gemütskrank geworden, ein ewiges Herumgerissenwerden vom Himmel zur Hölle, von Hölle zu Himmel; keine Ruhe, kein gastliches Plätzchen, aus jedem Blumenstrauche steckt die schöne, furchtbar schöne Schlange Wahnsinn die spielende Zunge", so erkannte er auf poetischem Gebiete schon jetzt, „Philosophie setzt Grenzsteine, Poesie schafft sie hinweg", so setzte er „auf das Drama große Hoffnung; von allen Seiten beginnt man es zu fördern und in seine alten Rechte einzusetzen", so wußte er mitten in all seiner Unfertigkeit, „den echten Dichter schafft die Ganzheit und Fülle seiner Stimmung", und empfand in guten Stunden, daß er diese Ganzheit und Fülle in sich trage.

Was ihn gleichwohl nicht zur klaren Entscheidung über den demnächst einzuschlagenden Weg kommen ließ, war das Hinzutreten eines tiefen und leidenschaftlichen Heimwehs zu allen innern Kämpfen. Man darf sagen, daß dies Heimweh das stärkste, das überherrschende Gefühl war, daß alle Mißempfindungen, die ihn sonst bedrängten, alle herben und nur halbbegründeten Urteile über Zustände und Menschen Leipzigs aus der leiden-

schaftlichen Heimatsehnsucht hervorgingen, mit ihr unlöslich verknüpft waren. Vom ersten bis zum letzten Tage dieses ersten Leipziger Aufenthalts durchzog das heißeste Verlangen nach den in der Heimat zurückgelaßnen wirklichen und vermeinten Gütern, nach seinen alten Bekanntschaften und Beziehungen, die Briefe und Tagebuchblätter Ludwigs. Was er als seinen eigentlichsten innersten Wunsch hegte und schon seit vielen Jahren als solchen mit sich herumtrug: „ein stilles Leben in der Natur und einen Jungen. Der Wunsch, eine Frau zu haben, ist bis jetzt nur periodenweise dabeigewesen" (Tagebuch, 8. April 1840), das schien ihm jetzt ferner als je gerückt. Sein Eisfelder Gartenidyll stand in den leuchtendsten Farben vor seinen Augen: „Sehnsucht nach meinem Garten. Daß ich doch in meinem Garten leben sollte immerfort! Schöne Bücher und mein Flügel dazu." (Tagebuch, 18. April 1840.) „Sehnsucht nach meinem Garten, als griff mirs mit zwei Fäusten in die Brust." (Tagebuch, 12. Mai 1840.) „Nur nicht in der Fremde sterben! Werd ich denn je wieder meinen Garten sehen? Ich fühls, nicht eher werd ich mich wieder ruhig und behaglich fühlen. Jedes Blättchen drin ist mir wie ein Bruder. Ich habe mich so hineingelebt, daß er ein Teil von mir ist. Ich höre ihn rauschen, meine ganze Kindheit, das einzig Schöne in meinem Leben, und was sonst mein Gemüt betroffen, alles bezieht sich auf ihn. Er ist meine ganze Seelengeschichte. Nur in ihm lebe ich ein ganzes Leben. Überall außer ihm bin ich fremd und ungern." (Tagebuch, 20. Mai 1840.) „O Garten, Garten! unter den ärmlichsten Bedingungen ein Einsiedler in dir!" (Tagebuch, 30. Mai 1840) — das kehrte in hundert Bildern und Ausrufen unabläßig wieder. Heute als rührende Sorge um den „lieben dicken Herrn", den Onkel, den er so gern in bessern Händen gewußt hätte. „Zwischen allem, was ich

denke und fühle, zieht sich eine so wunderbare Sehnsucht nach meinem dicken Herrn, wie ich noch keine gefühlt. Wir sollten eine Rheinreise zusammen machen können. — — Könnt ich ihm doch eine Freude machen! In meinen jetzigen Zuständen seh' ich nicht ein, wie." (Tagebuch, 30. Mai 1840.) Morgen als Erinnerung, wie behaglich, ja reich sein Leben in Eisfeld gegenüber der entbehrungsvollen Dürftigkeit dieses Daseins in der Fremde gewesen sei. „Herrliches Wetter. Ein wahrer Sonntag. Vergleiche ich den Sonntagvormittag in meinem Garten; wenn ich nach Hause kam, der duftende Braten benebst dem Schnittlauchkloß auf dem Tische. Nachmittags unter guten Bekannten, ein Scherzwort verdrängt das andre. Und hier!" — — (Tagebuch, 31. Mai 1840.) Einmal als Überzeugung, daß ihm nur ein kurzes Leben beschieden sein werde, und wieder als Furcht, daß er, einem Schattenbilde von Wirkung und Ruhm nachjagend, sich um das schlichte volle Leben bringen werde, dessen mit liebevollem Vergessen so vieler Erfahrungen er in Eisfeld gewiß zu sein glaubt. Das Lesen auf seinem Krankenbett trägt ihn in sein Thüringer Jugendparadies zurück, beim Briefwechsel Goethes mit einem Kinde schreibt er: „Über Goethes Mutter mit ihrem gemütlichen Stolz auf ihren Wolfgang ist mir eine Sehnsucht nach meiner herrlichen Mutter gekommen. Es wird alles Alte wach. Wie wenn ein Zauberer die Gräber in meinem Herzen alle beschworen hätte." (Tagebuch, 30. Mai 1840.) In diesen Stimmungen tauchen dann in seinen Briefen die sehnsüchtigen Wünsche auf, „in Ruhe ein eingeschränktes bürgerliches Glück zu genießen — Schulmeister zu werden, womöglich in Eisfeld selbst. Meines Gartens wegen, in dem ich die meiner Gesundheit allein aufhelfende Bewegung finde, und weil ich Zeit genug überbehalte, mein Steckenpferd im stillen für mich zu reiten,

Morgenrots Zeit fällt mir ein; was ist nicht in seinem Geiste (ungefähr!) zu leisten." (An Karl Schaller, Leipzig, 3. März 1840.) Da malte er sich in seinem Tagebuche ein ganzes Idyll aus:

„Im Wachen und Träumen verfolgt mich beständig das Ideal eines Schulmeisterlebens auf dem Dorfe, womöglich in schönem Klima, in der Nähe einer kleinen Residenz, wo Musik und Theater blüht, und eine gute Leihbibliothek, etwa bei Meiningen oder Koburg. Im Sommer Botanik getrieben, wozu mir eine ungeheure Lust erwacht ist, gepelzt, gepflanzt, eine Kuh gehalten. Ich würde gesund! Ein patriarchalisches Leben geführt! Das aber nicht eher, als bis ich gute Aussichten habe. Besiegt zu resignieren ist eine Schande aber als Sieger resignieren, freiwillig herabsteigen. — Sodaß ich nicht eher zu dichten oder zu komponieren brauchte, als wenn mich der Geist dazu triebe." — „Kantor in Eisfeld möchte ich sein, mit meinen alten Bekannten leben, Schweine schlachten und verzehren die paar Jahre, die ich noch zu leben habe. Die Kälte in meinen Füßen und Beinen nimmt mit jedem Tage zu und ist nicht zu besiegen. Ich glaube, eine gleichmäßige, ruhige Tätigkeit wie die, von der ich gesagt, und mein Garten würden mich wieder flott machen. — Ich werde gewaltsam alt. Ich sehne mich jetzt nach Leuten, die mir sonst zu den Gleichgültigen gehörten. — Tabak noch mein einziges Pläsier. Klavier kann ich nicht spielen, da meine Hände nicht gescheit werden, wie bei uns zu Hause es heißt. Ich wollte, Schaller würde Amtsverwalter in Eisfeld und ich Kantor; nebenbei durch Schriftstellerei wäre schon so viel zu verdienen, daß man sich einer sorgenlosen Existenz freuen könnte." (Tagebuch, Februar 1840.) Da jauchzte er auf, wenn er nach langer Pause Briefe aus der Heimat erhielt: „Briefe von zu Hause! Wie ich des dicken Herrn Hand auf der Adresse sah! Die

Freude hat mich ganz aus der Fasson gebracht! Ambrunns Brief ist recht launig; das Ende aber brachte mir graue Gedanken, jenes garstige Vieh, das ich nicht ausrotten kann. — Des dicken Herrn Brief ganz das Abbild einer seiner schönen Stunden! O daß er doch noch recht gesund und fröhlich, recht alt werden sollte!" (Tagebuch, 11. Juni 1840.)

So bedurfte es für den sehnsüchtig heimwärts blickenden, ungeduldig die Leipziger Verhältnisse tragenden nur noch eines äußern Anstoßes, um sich zu erinnern, daß ihm Mendelssohn in der ersten Zeit (und jedenfalls in der Verlegenheit, was er mit dem wunderlichen, so reifen und selbständigen Schüler beginnen solle) angeraten hatte, nach Meiningen zu gehen. Den äußern Anstoß gab die Furcht vor einem zweiten Winter in Leipzig, die prophetische Gewißheit eines Rückfalls in seine schwere Krankheit, die Otto Ludwig zu verspüren glaubte. Vom 20. Oktober 1840 datiert Otto Ludwigs letzte Aufzeichnung in Leipzig, sie bezog sich ausschließlich auf seine Reisevorbereitungen. Die Briefe aus Meiningen, die er noch erwartete, müssen in den nächsten Tagen angelangt sein. Im Herbstnebel, wie er gekommen war, eilte er der Heimat wieder zu, so schnell, als die gewöhnliche Post jener Tage eben zu eilen vermochte.

Heimkehr

Als Otto Ludwig Ende Oktober 1840 Leipzig verließ und die Postfahrt nach Meiningen zurücklegte, war die Sehnsucht nach seiner Heimat in ihm übermächtig geworden, und der Vorsatz, sich in Meiningen zum Studium von Partituren und zu lebendiger Teilnahme am Privatmusiktreiben der dortigen Kapellmitglieder niederzulassen, kaum mehr als eine Phantasiebrücke für die beschloßne Rückkehr nach Eisfeld. Im letzten Leipziger Briefe, den er Anfang Oktober an Schaller nach Wasungen schrieb, machte sich die ihn beherrschende Stimmung gewaltsam Luft: „Leb Er einstweilen wohl, grüße mir seine gute Frau und seinen Herrn Jungen zum allerschönsten; sei Er froh, daß Er fern von den Anfeindungen, Anmaßungen, Intriguen der Kunstwelt sein gemütliches Leben führen kann!" wobei man sich der Frage nicht entschlägt, was er, der Einsiedler, der scheu Verschlossene, der sich selbst dem Meister nicht eröffnen mochte, um dessentwillen er nach Leipzig gekommen war, von Anfeindungen und Intriguen erfahren haben konnte. Dem Zwiespalt, in dem er sich mit den Leipziger musikalischen Verhältnissen, mit dem in der Musik herrschenden Geiste fühlte, hatte sich der stärkste Zweifel an seinem musikalischen Beruf überhaupt gesellt. Ununterbrochner als jemals zuvor hatte sich die Lust am poetischen Schaffen, der Drang nach rein dichterischen Gebilden in ihm geregt; anstatt ins volle Leben der Musik zu

tauchen, hatte er sich zuletzt beinahe zwingen müssen, wenigstens „ein halber Musikus“ zu bleiben, und gegenüber jeder Wolke, die über den Himmel seiner musikalischen Anschauungen und Bestrebungen zog, war ein poetisches Hoffnungsgestirn aufgeblitzt. Auch die Träume vom Kantorat in Eisfeld, von einem Schulmeisterleben auf dem Lande hatten doch immer den Unter- und Hintergrund einer poetischen, vorzugsweise dramatischen Wirksamkeit gehabt; Ludwig wollte in allzufrüher Resignation auf den Ruhm, nicht aber auf die Ausübung der Kunst verzichten, und „die Kunst“ war ihm jetzt nicht mehr die Musik, sondern die Poesie. Als er am 29. August 1840 der Motette in der Leipziger Thomaskirche beigewohnt hatte und von Johann Sebastian Bachs „Jesus meine Freude“ beglückt worden war („Thomaner singen einzig. Schöne Stimmen, besonders Diskant- und Baßsolo. Auch nicht um einen Gedanken abgezogen, trotz der Länge des Stückes. Komposition wunderbar“), war ihm gleichwohl und auf demselben Tagebuchblatt, dem er sein Entzücken vertraute, das Geständnis entschlüpft: „Doch genügt mir das Vage der Musik nicht mehr! Gestalten muß ich haben!“ und hatte bezeugt, daß die innere Krise bei ihm bereits entschieden war. „Soviel ich bis jetzt aus mir klug geworden, ist es das poetische Element in der Musik, das mich zu dieser gezogen hat, und ich werde wohl nur in den musikalischen Gattungen, die auf jenes gegründet, etwas zu leisten vermögen. Der plastische Trieb, dem ich komponierend genügen wollte, hat, wie es nicht anders sein kann, mich in mannigfache Irrtümer gebracht. Und dieser plastische Trieb scheint das Entschiedenste in meiner Natur zu sein. Ich sehe es, in der Poesie muß ich meinen eignen Weg gehen; drum nur manchmal ein Freundesangesicht zur Erquickung.“ Beim Einpacken seiner Habseligkeiten, die er in keinen Tag entbehrliche und einige

Wochen hindurch wohl zu missende geschieden hatte, waren seine Trauerspielpläne (Agnes Bernauer, Ghismonda und der Eckart) wiederholt dem unentbehrlichsten Teil hinzugerechnet worden. Wie er vor Jahren, an seinem poetischen Talent verzweifelnd, von Saalfeld nach Eisfeld zurückgeeilt war, um in den gewohnten heimatlichen Umgebungen Ruhe und Klarheit über sich selbst zu gewinnen, so trieb es ihn jetzt, beinahe möchte man sagen willen- und widerstandslos, in die kleine Vaterstadt zurück, deren Häuser und Gärten, deren Zustände und Menschen er sich in seiner Leipziger Vereinsamung und kränklichen Verkümmerung so wundersam vergoldet hatte.

Eine frohe Begegnung und Rast war Otto Ludwig auf dieser Rückreise in Wasungen gegönnt. Karl und Sophie Schaller verbargen wohl ihr Erstaunen über den unerwarteten Abbruch der musikalischen Laufbahn nicht, aber sie nahmen den alten Freund mit gastlicher Herzlichkeit auf und ließen sich von ihm über Leipzig und die Kunstwelt, der er so wenig Gutes nachzusagen hatte, unterrichten. Über seine Zukunft war Ludwig schweigsam, er schien noch immer die Niederlassung in Meiningen zu beabsichtigen, legte aber kein Gewicht auf diesen Plan und bewegte sich hauptsächlich in Heimaterinnerungen. Er war im Hause der Freunde der Alte und wollte es in jedem Betracht sein, „glaubte sogar, sich wegen der Vatermörder und Manschetten, die er nun trug, bei mir entschuldigen zu müssen". (Mitteilung Schallers an Moritz Heydrich.) Er ging von Wasungen nach Meiningen, scheint hier aber nur wenig Tage verweilt zu haben. Die erste Unterredung, die er mit Hofkapellmeister Grund hatte, belehrte ihn, daß er den Zweck, um deswillen er gekommen war, hier schwerlich erreichen werde. Freilich würde ihn niemand gehindert haben, „Partituren zu studieren", so viel er wollte, aber um so mißlicher sah

es mit jeder andern musikalischen Förderung und Hoffnung aus. Da war es natürlich, daß ihm beifiel, über Partituren könnte er in Eisfeld so gut sitzen wie in der kleinen Residenz, aber auch natürlich, daß er sich erinnerte, welche „krankhafte Musikscheu" ihn monatelang in Leipzig erfüllt hatte, „sodaß ihm eine angestrichne Geige Angst machte", und daß ihm die Wochen vor der Seele standen, in denen ihm „jedes Plätzchen in Eisfeld als ein Paradies erschienen war, aus dem er vertrieben sei". Es drängte ihn, die zehn Stunden bis Eisfeld hinter sich zu lassen und so an dem Ziele anzulangen, dem er insgeheim schon von Leipzig her zugestrebt hatte. Im November war er wieder „zu Hause".

Otto Ludwig bezog zunächst seine alte Wohnung im Hause des Onkels Christian, den er bedenklich kränker als im vorigen Jahre fand, und der seiner Frau und seinen Verwandten gegenüber noch hilfloser geworden erschien, als ihn der Neffe im Herbst 1839 verlassen hatte. Hier wie überall machte der Heimgekehrte die Erfahrung, daß eine längere Trennung von schlimmen und drückenden Verhältnissen diese beim Wiederfinden schlimmer und drückender erscheinen läßt, auch wenn sie die gleichen geblieben sind. Je heißer und tiefer er sich nach der Heimat gesehnt hatte, um so schwerer fiel ihm der Empfang auf die Seele, den er jetzt notwendigerweise fand. Was wußten die braven Bürger von Eisfeld, was wußten selbst Ludwigs nähere Bekannte von den schweren innern Kämpfen, die das Jahr des ersten Leipziger Aufenthalts durchzogen und beinahe erfüllt hatten? Was kümmerte sie die Wahrheit, die Echtheit, die Größe seiner künstlerischen Zukunft und die Frage, ob er zur Dichtung wie zur Musik durch natürliche Anlagen berufen, zur Dichtung aber auserwählt sei? Was galt ihnen die Summe der Erfahrungen und kostbaren Selbsterkenntnisse, die der

Künstler gewonnen hatte? Sie sahen nur, daß er, wie sie meinten, vor der Zeit, erfolglos und aussichtslos heimkam, wohl gar das kaum gewährte herzogliche Stipendium schon wieder verloren oder wenigstens aufs Spiel gesetzt habe; sie tauschten ehrliche und unehrliche Bekümmernisse um Ludwigs Zukunft aus, sie zuckten, wenn er es nicht sah, die Achseln und suchten ihn über seine Leipziger Erlebnisse und seine fernern Pläne auszuhorchen. Man kann sich eine sehr deutliche Vorstellung davon machen, was und wie Otto Ludwig in diesem Herbst und Winter in Eisfeld besprochen und beurteilt wurde, seit Jahrzehnten war kein gleich ergiebiger Stoff für kleinstädtische Weisheit und Wohlredenheit zu Markte gebracht worden. Zu seinem Glück war unser Dichter der Mann, der in seiner geschloßnen, festen und schweigsamen Weise unbefugter Neugier wie unerbetner Kritik einen unüberwindlichen passiven Widerstand entgegensetzte. Aber er konnte doch nicht umhin, sein vorausgegangnes schmerzliches Verlangen nach Eisfeld an diesem wundersamen Empfang zu messen.

Für den Augenblick sah er sich wieder Zuständen gegenüber, die er jahrelang getragen hatte, ohne je mit ihnen zu verwachsen, und die ihn nun schon das kurze Leben in der Fremde unerträglich finden ließ. Wieder mußte er dem leidenden Oheim in seinen häuslichen Zerwürfnissen und gegen die Zornesausbrüche der unholden, wilden, halb wahnsinnigen Frau beistehen. Er hatte schon in den verfloßnen Jahren die Erfahrung gemacht, daß ihm eine besondre Kraft zu eigen sei, die Tobsuchtsanfälle dieser Tante zu besiegen; der feste Blick seiner klaren Augen schüchterte sie so ein, daß sie ruhig wurde, davonschlich und in Ludwigs Gegenwart sich eine Zeit lang betrug, wie andre Frauen auch. Leider gab es jetzt Ausbrüche, bei denen Elisabeth Otto zum Messer griff, das ihr dann Otto Ludwig

so sicher aus der Hand schlug, als wäre es ein Strickzeug. Unter solchen Umständen war es natürlich, daß ihm im Hause des Onkels nicht mehr wohl werden konnte, so treue Hingabe er dem bedrängten todsiechen Manne widmete. Noch viele Jahre später offenbarte ein Brief Ludwigs (Dresden, 20. Februar 1862) an Christian Ambrunn in Eisfeld, den Sohn seines alten Ambrosius, mit welchen Gefühlen er damals am Krankenbett und Sorgenstuhl seines Onkels saß: „Wenn ich gern arbeiten möchte, den Kopf und das Herz voll von Gestalten und Plänen, die nur der Ausarbeitung bedürfen, und vor Schmerzen oder vor der Mattigkeit, die deren langem Anhalten folgt, nicht kann, dann ist mir's oft eine fühlbare Erleichterung, welche die Phantasie mir gibt. Wie mein seliger Onkel so schmerzlich am Unterleib litt, brachte ich stundenlang vor dem Einschlafen damit zu, seine Schmerzen mir zu wünschen, wenn dies ihn befreien könnte, mir, der ich jung und voll Mut sie leichter tragen könnte. Es gereicht meinem Verstand eben nicht zur Ehre, daß ich, seit ich selbst von solchen Schmerzen geplagt bin, mir gern und bisweilen bis zur Täuschung lebhaft vorstelle, es seien dies dieselben Schmerzen, die mein Onkel hätte leiden müssen, wenn ich sie nicht auf mich gelenkt.“ Während Ludwig mit so treuen Gesinnungen den Onkel pflegte, litt er selbst an einer heftigen Augenentzündung, die ihn alsbald nach seiner Heimkehr befallen hatte, und die bis in den April hinein währte. Er konnte wochenlang weder lesen noch schreiben, und der Hausarzt des Onkels, der lebensfrohe nnd geschickte Hildburghäuser Dr. Ferdinand Genßler, verurteilte ihn zu einer Diät von Wassersuppe und Buttersemmeln, die der Unverwöhnte geduldig über sich ergehen ließ. Ärgerlicher war es ihm, daß infolge der häuslichen Zustände ein Besuch Schallers und seiner Frau, der in Wasungen verabredet und von Ludwig mit freundschaftlicher Sorg-

falt vorbereitet worden war, nur halben Genuß brachte. Am 24. Januar 1841 hatte Ludwig an Schaller geschrieben: „Ich hoffe, daß es Sein Ernst ist mit dem Besuch um Ostern, man wird Sorge tragen, Ihn und Frau gehörig unterzubringen; an Lichtern soll es gleichfalls nicht fehlen, damit Jünglein ‚ünzen‘ kann nach Herzenslust. Meinen Flügel laß ich jetzt reparieren, damit Er sein berufnes schönes Favoritstücklein ohne Hindernis möge ausführen können.“ Am Jahresschluß 1841 aber gestand er dem Freunde seufzend: „Mein Onkel, den ich nicht genug bedauern kann — seiner Frau wegen und schönen Verwandtschaft — was mir bei deiner Anwesenheit vorige Ostern dermaßen im Kragen lag, daß ich ganz aus meiner Haut herausgewachsen war —, läßt dich und Sophie schönstens grüßen.“

Doch alle diese Mißstände und der Eisfelder Klatsch dazu, der um den Heimgekehrten geschäftig war, hinderten nicht, daß Ludwig seine weitern Lebens- und Zukunftspläne reiflich erwog und zum festen Entschluß gedieh, auf die musikalische Laufbahn zu verzichten und dafür die literarische einzuschlagen. Freilich wies sich bald genug aus, daß das jahrelange Leben in musikalischen und dichterischen Doppelbestrebungen, bei denen die Musik immer das eigentliche Ziel gewesen war, nicht ohne Nachwirkungen blieb. Die entschiedensten Vorsätze zur Sammlung seiner schaffenden Triebe auf Ausübung, seiner Selbstbildung auf Erkenntnis der Poesie hatten mit eingewurzelten Gewöhnungen der Phantasie zu kämpfen. Nicht nur in den nahezu zwei Jahren, die Otto Ludwig jetzt wieder in Eisfeld zubrachte, sondern noch während des zweiten Leipziger Aufenthalts, ja wohl auch später regte sich gelegentlich die Lust am Komponieren, die der Dichter mehr und mehr zum bloßen Phantasieren am Klavier dämpfte; noch am 28. Dezember 1845 erzählte er Eduard Devrient

lung aus Beiträgen großenteils thüringischer Dichter, die regelmäßig auch einige Gaben des Herausgebers brachte. Ihm wie dem „Institut" eng verbunden war der phantasievollere und höherstrebende Ludwig Köhler aus Meiningen (1819—1862), der sich mit Gedichten und einem Burschenschafterroman „Akademische Welt" vor allen Dingen als zeitgemäß-freisinniger Dichter legitimiert hatte, an den mühevollen Arbeiten für das große Meyersche Konversationslexikon ebenfalls jahrzehntelang teilnahm, dazwischen aber doch historische Romane mit Revolutionshintergrund („Thomas Münzer und seine Genossen", „Johannes Huß und seine Zeit", „Jürgen Wullenweber") verfaßte und sich schließlich selbst mit einem großen Drama „Die Ditmarsen" versuchte. Seinen Dichtungen und Erzählungen gebrach es nur zu sehr an künstlerischer Reife und poetischer Vertiefung, sie ragten über die Linie kecker und greller Skizzen kaum hinaus, und doch war etwas in ihnen, was Köhler wohl berechtigt hätte, an dem Thüringer Dichterbund teilzunehmen, der in den vierziger Jahren gestiftet wurde. Ältere und jüngere Talente schlossen sich zur Pflege allgemeiner und landsmannschaftlich thüringischer Poesie zusammen. Dem Bunde gehörten der Gothaer Archivsekretär und Vorstand der Kunstsammlungen Adolf Bube (1802 bis 1873) an, der Verfasser zahlreicher Balladen und zum Teil feiner Naturbilder, der poetische Bearbeiter der „Thüringischen Volkssagen", eines der vielen nachahmenden Talente, die jeder größern Entwicklung entbehren und auf der Höhe ihrer Laufbahn kaum mehr vermögen als im Beginn; ferner der volkstümliche Erzähler Georg Heinrich Schwerdt (1810—1888), der Pfarrer von Neukirchen bei Eisenach; endlich und vor allen Ludwig Bechstein und Ludwig Storch, damals die gepriesensten und weithin bekanntesten Thüringer Poetennamen. Ludwig Bechstein (1801—1860),

zu Weimar geboren, aber meiningischen Ursprungs, ein Neffe des Naturforschers Johann Matthias Bechstein, des Begründers der jetzt aufgehobnen, seinerzeit berühmten Forstakademie zu Dreißigacker, war als Stipendiat Herzog Bernhard Erich Freunds aus der Apotheke zu Salzungen erlöst worden, hatte in Leipzig und München Philosophie und Geschichte studiert, war Kabinettsbibliothekar seines Landesherrn, Bibliothekar der öffentlichen Bibliothek zu Meiningen geworden. Er war ursprünglich eine wahrhaft dichterische Natur, und seine frühsten Gedichte, poetischen und prosaischen Erzählungen waren „aus innerer Quelle geflossen, einfach, leicht, nicht ohne Gemüt, aber die Leichtigkeit, mit welcher er die Form handhabte, verleitete ihn zu einer raschen Produktion, deren Menge mit dem kleinen Talent nicht in richtigem Verhältnis blieb" (Goedeke). Bechstein hatte es an Regsamkeit so wenig als am Bestreben fehlen lassen, sich durch neue Eindrücke und Bildungselemente neue Stoffe zu sichern, doch da er unablässig nur nach Erweiterung, nicht nach Vertiefung seines Anschauungskreises trachtete, so wurde ein von Haus aus vorhandner Zug zur Trockenheit und nüchternen Äußerlichkeit allmählich herrschend. Von seinen Gedichten hatten „Gevatter Tod" und „Die Haimonskinder", von seinen Romanen die „Fahrten eines Musikanten" mit ihrem Seitenstück „Klarinette", sowie der historische Roman „Grumbach" die meiste Anerkennung gefunden, als Sagenforscher und Märchensammler bereitete er eben jetzt jenes „Deutsche Märchenbuch" vor, das auch im buchhändlerischen Sinne großes Glück machen sollte, und hatte seinen spätern Veröffentlichungen mittelalterlicher Dichtungen in diesem Jahre (1841) eine Skizze über den Minnesänger Otto von Botenlauben als „Vorläufer" vorangehen lassen. Als herzoglicher Hofrat und Bibliothekar, als Vorsitzender des Hennebergischen altertumsforschenden

Vereins, als rechte Hand des Herzogs in literarischen Dingen war er für Ludwig, der seinem fürstlichen Gönner die Änderung seines Lebensplans zu eröffnen und zu motivieren hatte, ebenso von Bedeutung wie als anerkanntester und verbindungsreichster Schriftsteller seines kleinen Vaterlandes. Phantasievoller, warmblütiger, kräftiger, dafür um ein gutes Teil unklarer und ungezügelter als Bechstein zeigte sich dessen Altersgenosse Ludwig Storch aus Ruhla (1803—1881), der in den volkstümlichen Blättern der ernestinischen Herzogtümer, bei Sänger- und Schützenfesten „die Thüringer Edeltanne" hieß, dessen Naturanlage, Jugend- und Bildungsgeschichte mancherlei Ähnlichkeit mit denen Otto Ludwigs aufwies. Die ethische Strenge und den nie rastenden Trieb und Zug unsers Dichters zur künstlerischen Vollendung abgerechnet, hatte Ludwig Storch mit Otto Ludwig das tiefe thüringische Heimatsgefühl, die Frühreife des Talents, die Unregelmäßigkeit des Bildungsganges, das Herabgedrücktwerden in einen unwillkommnen praktischen Beruf und das Emporschnellen der unverwüstlichen 'poetischen Natur gemeinsam. Aber Ludwig Storch war durch fremde und eigne Schuld früh dem Zwange verfallen, für den Erwerb schreiben zu müssen, und hatte sein frisches Darstellungstalent in rasch aufeinanderfolgenden historischen und frei erfundnen Romanen und Novellen verzettelt. Wenn einzelne seiner Erstlingswerke wie das thüringische Lebensbild „Vörwerts Häns" mit seinen lebendigen Schilderungen thüringischer Volkslust und der historische Roman „Der Freiknecht" (den Charlotte Birch-Pfeiffer alsbald als „Hinko, der Freiknecht" dramatisiert hatte) über die Literatur für Leihbibliotheken hinausragten, so gedieh der unglückliche Belletrist doch zu keiner in sich abgeschlossenen und bleibenden Schöpfung.

Hier war überall wenig, was Otto Ludwig zur

Nacheifrung, zum Gleichstreben reizen konnte. Unfertig und unberühmt wie er noch war, überragte er im Hauptpunkt schon jetzt die sämtlichen poetischen Landsleute gewaltig. Er trug von Natur und beinahe noch ohne Reflexion die höchste Anschauung von der Kunst und der Lebensaufgabe eines Dichters, die volle Fähigkeit der Hingebung an diese Aufgabe, die unbewußte Forderung seelischer Vertiefung und Ausgestaltung jedes Bildes seiner regen Phantasie in der Seele. Er hatte nichts mit der Begnügsamkeit leichter und mittlerer Talente gemein. Auch wenn er nur für die Unterhaltung zu arbeiten dachte, stellte er Ansprüche an Lebenswahrheit, Stimmungsfülle und Eigenart seiner Versuche, die ihn davor schützten, Erfindungen und Gestalten in flüchtiger Skizzierlust rasch zu verbrauchen. Er hatte sich nicht von der Musik zur Dichtung gewandt, um sich die Lebensarbeit zu erleichtern, sondern betrat den neuen Weg mit dem gleichen Ernst wie den seither verfolgten Pfad.

Spärlich genug fließen unsre Nachrichten über Ludwigs Heimatsommer von 1841. Die Einsicht, daß er in den Verhältnissen, in die ihn die geheime Gewalt des Gemüts viel mehr als die äußern Umstände zurückgetrieben hatte, nicht verbleiben könne, nicht neue Wurzeln schlagen dürfe, muß gewachsen sein. Umsonst versuchte er seine Einbildungskraft auf dem nächsten Heimatboden festzuhalten. In dieser Zeit nahm er einen Plan zu einer Erzählung wieder auf, die an lauter Jugendeindrücke anknüpfen sollte, und deren Entwurf erkennen läßt, welche frischen Quellen ihm da strömten und rauschten, wo andre kaum Rinnsale erblickten. Ludwigs Niederschrift lautet: „Limbacher Novelle. Schilderung der Waldnatur, des südlichen Charakters namentlich der Waldmädchen. Roheit. Verbildung. Der superhumane Rittergutsbesitzer. Neugier und Gastfreundlichkeit. Malergespräche über ihre Kunst. Buch-

halter Lotz. Rektor. Sagen von den Veneziern. Musik. Einige Porträts; Bettine, das Gesicht, das fast kretinartig ist und sich durch Musik allemal zur wunderbaren geistigen Physiognomie bildet, die ein ungeheures inneres Talent hat und kein äußeres. Die Waldgrazie, ein wundersames Bild von Fülle und Kraft und Gesundheit, aber voll der süßesten Weiblichkeit, die den jungen Deutschen kuriert. In der Nähe das Schloß des Graf Pfaffel. Verschwörung mit den Fabrikanten. Sie machen sich lächerlich. Der Lügensack mit seinen Bekanntschaften, ein himmellanger, possierlicher Kerl. Der alte Schulz, sein Zigeunergevatter und Hofmaler. Erst glaubt man, er sei der von Zigeunern geraubte Sohn des Kommissionsrates. Er ist ein andrer usw. Der Pfarrer von Steinheid. Hypothese über die Gräfin Pfaffel die Hauptintrigue. Kolonie, die von der Obrigkeit aufgehoben, doch noch existiert. Der einsiedelnde Schuster. Böhmische Glasmacher, vielleicht mit Bezug auf die Pfaffel. — Noch mehr Beispiele, Pfaffel, Einsiedler. Auswandrer mit ihrem Lied, daß die armen Waldteufel nicht fort mögen. Auswandrer: die Heinleins, Robinsonaden. Buchhalter in die böhmisch-Pfaffelsche Geschichte verwickelt usw." Hier blitzten nahezu alle Bilder des Thüringer Waldlebens auf, wollten alle wechselvollen und farbigen Jugendeindrücke Gestalt gewinnen, hier begegneten sich weit zurückliegende Erinnerungen mit Erlebnissen des Tages. Der Bruder von Christian Ottos Frau, ein Eisfelder Schuhmacher, der mit den ersten Auswandrern 1834 nach Amerika gegangen war, war kürzlich zurückgekehrt und mochte Abenteuerliches über seine Erlebnisse im Urwald berichten. Mit dem „Grafen Pfaffel" aber spielten Gestalt und Geschick jenes rätselvollen Mannes und seiner Gattin oder Lebensgenossin in Otto Ludwigs Erzählungsplan herein, den viele Jahre später Ludwig Bechstein zum Helden seines Romans

„Der Dunkelgraf“ erkor. „Die Geheimnisvollen von Eishausen“, die langjährigen Bewohner des an der Straße nach Hildburghausen liegenden Domänengutes Eishausen, deren angeblicher Name Vavel de Versay vom Volksmunde in Graf Pfaffel, „der Pfaffel“ schlechtweg umgewandelt wurde, und deren Lebensgeheimnis durch Jahre und Jahrzehnte, namentlich aber zwischen dem Tode der mit dem unbekannten Manne lebenden Dame im Jahre 1837 und dem endlichen Tode des „Grafen“ (1845) in aller Munde war und auf tausendfache Weise zu deuten versucht wurde, hatten offenbar auch auf den Dichter, der seit seinen Knabentagen von den Unbekannten im Schlosse von Eishausen unzähligemal gehört hatte, tiefern Eindruck gemacht.

Wenn Otto Ludwig in diesem Sommer vorzugsweise in seinem Gartenhause lebte und poetisch tätig war, so schloß er doch im stillen mit dem Traum ab, seine geplanten Werke hier zu vollenden und von hier aus in die Welt zu schicken. Sollte, wie er zu denken begann, die dramatische Poesie mit oder vor der erzählenden seine Lebensaufgabe werden, so war er als dramatischer Dichter in Eisfeld so wenig am Platze wie als Opernkomponist. Was er Silvester 1841 an Schaller bekannte, wird wohl schon für den Sommer gegolten haben. „Ich bin dir nun ganz allein. Es ist niemand mehr hier, dessen Gegenwart mir soviel Vergnügen gewährte als seine Entfernung. Ausgenommen Ambrunn und Burckhart, mit denen ich zuweilen das Stündlein zwischen 5 und 6 Uhr verbringe.“ Diese Zusammenkünfte fanden in der kleinen Gaststube seines schon erwähnten Schul- und Spielgenossen, des Bierbrauers Johannes Recknagel statt, dessen Bier Ludwig den Vorzug vor jedem andern gab. Der Platz, wo der Dichter zu sitzen pflegte, wird wißbegierigen Literaturfreunden noch heute gezeigt — leider aber trug um die Zeit, wo Ludwig auf dem Platze ver-

weilte, die Teilnahme der Eisfelder, wenige ausgenommen, durchaus nicht das Gepräge der Bewunderung oder wenigstens hoffnungsreicher Zuversicht. Die landläufig Klugen hatten „es ja immer gesagt", die ganz Pfiffigen und „Siebengescheiten" folgerten aus der Tatsache, daß Ludwig gelegentlich wie in alter Zeit dem Oheim im Geschäft beistand, daß der Hochstrebende wohl schließlich zu Kreuz kriechen werde. Man war im allgemeinen geneigt, sich mit Sprichwörtern wie „Bleibe im Lande und nähre dich redlich" und „Hochmut kommt vor den Fall" über die Eigenart von Ludwigs Leben und Wesen zu trösten und half so, ohne es zu beabsichtigen, dem Dichter einige der starken Fäden durchschneiden, die ihn an diesen Weltwinkel banden. Fand Ludwig „an dieser Gesellschaft keine Freude mehr", und suchte er sich in der Gesellschaft „der Herren Shakespeare, Goethe, Lessing, Schlegel, Tieck, Beethoven usw." zu entschädigen, so konnte er sich der Einsicht nicht länger verschließen, daß er deren Gesellschaft just nicht in Eisfeld zu genießen brauche.

Im Oktober 1841 mietete er, als er nicht länger im Garten verweilen konnte, ein eignes Arbeitszimmer beim „Koburger Bäcker" Reinhold Eckardt an der untern Pforte. Er fand, obschon er, um den Onkel nicht zu kränken, sein Schlafzimmer wie den Mittagstisch im Hause Christian Ottos beibehielt, daß die schwüle Atmosphäre dieses Hauses, über dessen Verfall und allmählichen Niedergang sich auch seine Liebe und liebevolle Gewöhnung nicht mehr täuschen konnte, seinen Arbeitsplänen höchst ungünstig sei, und schuf sich darum einen Zufluchtsort, der ihm einen Bruchteil seines Gartenfriedens gewährte. Er ließ die notwendigsten Zimmergerätschaften und seinen Flügel in dieses „Arbeitsstüblein" schaffen und verbrachte hier regelmäßig die spätern Vormittags- wie die Abend- und die ersten, manchesmal auch die spätern Nachtstunden.

Denn er hatte seine alten Lebensgewohnheiten wieder aufgenommen und bekannte in dem schon erwähnten Silvesterbrief an Schaller: „Fast zwei Jahre lang suchte ich ein ordentlicher Mensch zu werden, i. e. durch beizeiten Niederlegen und früh Aufstehen für meine Gesundheit zu sorgen, und ebensolange war ich nicht imstande, etwas zu arbeiten vor Lebensüberdruß und Hypochondrie. Seit ich wieder früh — vielmehr spät — 9 oder 10 Uhr aufstehe, nachts 1 oder 2 auch 3 mich niederlege, bin ich wieder ein ganz andrer Kerl geworden. Die Arbeit gerät und fleckt mir, wie du bald sehen sollst, und Essen und Trinken schmeckt mir besser als je.“ Über Ludwigs Leben und Treiben in diesem Winter berichtete ein 1889 noch lebender und geistig frischer Augenzeuge: der Kantor Friedrich Kramer in Crock bei Eisfeld, der mehrere Monate hindurch Ludwigs Zimmergenosse und in gewisser Art sein Schüler war. Der spätere Kantor, der Sohn eines Eisfelder Tuchwebers, hatte nach seiner Konfirmation zunächst Unterkunft als Schreiber im Eisfelder Landgericht gefunden, wünschte sehnlichst Lehrer zu werden, stieß aber dabei auf den Widerstand seines Vaters, der ihn nötigen wollte, das väterliche Gewerbe zu ergreifen, da bei der Schreiberei überall nichts herauskomme. Otto Ludwig, der am Weihnachtsabend 1841 den weinenden Jüngling aufsuchte, ihm tröstlich zusprach, ihn nach Kräften zu unterstützen, auch seine Wünsche bei Kramers Vater zu befürworten verhieß, gab ihm zunächst als Kopisten Beschäftigung (die Reinschrift der Novelle „Die Emanzipation der Dienstboten“, die in der Kabinettsbibliothek des verstorbnen Herzogs Bernhard von Sachsen-Meiningen bewahrt wird, ist augenscheinlich von Kramers Hand) und nahm sich des gedrückten jungen Landsmannes geradezu brüderlich an. Er unterrichtete ihn in den Anfängen des Generalbasses und im deutschen Stil, sprach die Balladen

Schillers mit ihm durch und genügte überhaupt in diesem Verkehr dem in ihm vorhandnen pädagogischen Triebe. Vierzig Jahre hindurch bewahrte Friedrich Kramer in rührender Dankbarkeit die kleinste Erinnerung an diese Tage. Er schilderte seine Eindrücke folgendermaßen:

„Otto Ludwig war damals noch nicht 29 Jahre alt, von stattlichem Wuchs, gesunder Gesichtsfarbe, feinen Zügen und edler Haltung. Seine hohe Stirn, sein braunes, mildfeuriges Auge, seine gewinnende Freundlichkeit und treuherzig originelle Sprache berührten angenehm und gewinnend. — In jenem Arbeitszimmer gewahrte man einen Tisch, einige gepolsterte Stühle, ein altes Sofa, einen Spiegel und einen Flügel. Dies Zimmer mußte in den Wintermonaten mindestens auf 18° R. durchwärmt sein. Sobald er sein Arbeitszimmer betrat, zog er seine weit hinaufreichenden Troddelsocken und seinen unansehnlichen Schlafrock an. Waren dann die ersten Wölkchen seiner langen Tabakspfeife entstiegen, so schritt er neubelebt und unter häufigem Schütteln mit dem Kopfe stundenlang sinnend im Zimmer auf und ab. Wollte er schreiben, so strich er die über die Schläfe herabfallenden reichen Haare zurück, knüpfte sich einen Bindfaden um Stirn und Hinterkopf, legte sich Papier zurecht und schrieb ohne Unterbrechung ganze Bogenseiten voll. Oft genug freilich rückte er sich am Nachmittag den Stuhl mit den Worten an den Tisch: ‚Jetzt hab ich's, mein Geschreibsel von heute morgen gefällt mir net. Ich muß die Feile anlegen' und strich schonungslos das Niedergeschriebne aus und das Verbesserte darüber hin. Vor der Abenddämmerung verzehrte er sein Abendessen, wobei er sich gern mit mir unterhielt; in der Regel besprach er vor Dunkelwerden noch eine Generalbaßaufgabe. Aus dem Ottoschen Hause oder der Recknagelschen Gaststube brachte er, wenn er am

Spätnachmittage im Arbeitszimmer wieder erschien, unter dem Arm zwei Krüge voll Bier mit, die er in den Abendstunden redlich mit mir teilte. Abends von 8—11 Uhr trieb er Englisch oder vertiefte sich in die Werke Shakespeares und Goethes. Dann konnte er stundenlang lautlos sitzen, ohne zu bemerken, daß der Ofen kalt geworden war und seiner Tabakspfeife kein Wölkchen mehr entstieg. Manchmal hielt er ein Vormitternachtsschläfchen, um nach Mitternacht seine Beschäftigungen wieder aufzunehmen. Durch Beobachtungen ließ er sich auch von diesen abziehen. Als ich auf dem Sofa einmal schlief, belauschte er meinen Atem, bei meinem Erwachen sagte er: ‚Sie haben in der reinen Quinte geatmet.‘ Ein andresmal verfolgte er nach Mitternacht sinnend die Richtung des Fluges, die konzentrischen Kreise und den Tod eines Hausheimchens, worüber sofort ein Gedicht entstand. — Am Silvesterabend 1841 wünschten wir uns gegenseitig Prost Neujahr! Otto Ludwig veranlaßte mich, meinem Vater in einem Briefe meine Herzenswünsche darzulegen, um diesen versöhnlich für mein Vorhaben, mich dem Lehrfach zu widmen, zu stimmen. Noch vor Ostern 1842 ward ich zur Aspirantenprüfung an das herzogliche Seminar in Hildburghausen eingerufen, wozu mir Otto Ludwig bereitwilligst und mit den besten Segenswünschen sein Ränzel borgte. Zwischen Ostern und Pfingsten trennten wir uns — auf Nimmerwiedersehen. Ich kam nach Hildburghausen, und Otto Ludwig reiste wieder nach Leipzig.“

Manche Einzelheiten des schlichten Berichtes des Kantors von Crock werden bis auf das „Bier von Recknagel“ durch Ludwigs Briefe an Karl Schaller bestätigt, dem er am 20. Januar 1842 auch melden konnte, daß er inzwischen in Meiningen gewesen sei und dort seine Angelegenheiten glücklich betrieben habe. Die Fortgewähr des herzoglichen Stipendiums auch

an den Schriftsteller war vom Urteil über eine literarische Leistung abhängig gemacht worden. Dieses Urteil gab Ludwig Bechstein, dem sich Otto Ludwig schon früher vorgestellt hatte, in einem undatierten Gutachten über die mehrerwähnte Novelle „Die Emanzipation der Dienstboten“ (gedruckt in der „Zeitung für die elegante Welt“, Juli 1843) ab, in dem es heißt: „In der Novelle von Otto Ludwig nimmt gleich der frappante Titel und der spannende Dialog der ersten Seiten für den Verfasser ein. — Durch das ganze Buch herrscht Glätte des Stils, Fülle und Reichtum des Gedankens und eine edle Sprache, die nie um den richtigen Ausdruck verlegen ist und oft ergreifend wirkt. Die Fabel ist einfach, ganz anders, als man dem Titel nach erwarten sollte; es herrscht Reflexion überwiegend über die Handlung vor, aber die Reflexion ist immer geistreich usw. Jedenfalls wurde Herrn Otto Ludwig eine nicht gewöhnliche Begabung zuteil, die Anerkennung und Ermunterung verdient, wenn er auf dem Wege moderner Novellistik fortschreiten will.“ Die Folge dieses wohlmeinenden Berichts war die Entscheidung Herzog Bernhards, daß Otto Ludwig der Fortbezug und die Nachzahlung seines Stipendiums bis Ostern 1843 zu bewilligen sei. In der Begrenzung auf diesen Zeitraum aber lag für Ludwig eine entscheidende Mahnung, sich von dem, was ihn in Eisfeld noch hielt, baldigst loszureißen. Die Rücksicht auf den Onkel Christian Otto würde ihn noch zu längerm Aushalten bestimmt haben. „Ich wäre geblieben, wenn nicht mein Onkel selbst auf mein Gehen gedrungen hätte. ‚Mir‘, sagte er, ‚wird dies Geschick bald ein Ende machen; ich bin alt; aber warum sollst du, der es nicht ändern kann, geistig und körperlich mit zugrunde gehen?‘“ (Briefentwurf Ludwigs vom Dezember 1863 an Professor Dr. August Henneberger in Meiningen.) Nach allem, was noch lebende Zeugen

jener Tage berichten, und nach dem wenigen, was der Dichter selbst später gegen die Seinigen darüber geäußert hat, erleichterte ihm die Stimmung und das Verhalten seiner Mitbürger die zweite Trennung von Eisfeld wesentlich. In einem Briefe aus Leipzig (21. September 1842) ließ Ludwig zurückblickend ein grelles Streiflicht auf die Geschichte seines letzten Aufenthalts in der Vaterstadt fallen. Schaller wurde im Hochsommer 1842 als „Domaineneinnahmsassistent" nach Eisfeld zurückversetzt, und Otto Ludwig rief: „Daß du nun in Eisfeld bist, darauf hatte ich mich sehr gefreut, und nun ist mir's nicht recht, da ich, unter uns gesagt, in Eisfeld mich totärgern müßte und nimmermehr weder in die Stimmung zu schaffen noch deiner mich zu erfreuen dort gelangen kann."

Vergleicht man dieses Geständnis aus einem gepreßten Herzen mit der leidenschaftlichen Heimatsehnsucht Otto Ludwigs im Jahre 1840, so errät man, daß er um schwere und unerquickliche Erfahrungen bereichert zum zweitenmal nach Leipzig ging. Gleichwohl ahnte er schwerlich, als er sich bald nach Pfingsten 1842 zum Aufbruch rüstete, daß er nicht nur dem „dicken Herrn", sondern auch seinem geliebten Garten, Eisfeld und dem heimatlichen Thüringen überhaupt für immer Lebewohl sagte.

Die deutsche Literatur im Jahrzehnt von 1840 bis 1850

Als Otto Ludwig während des letzten Aufenthalts in seinem Heimatstädtchen den Entschluß faßte, sich unter die „Schriftgelehrten“ zu begeben und mit entschiednem Verzicht auf fernere musikalische Studien, Pläne und Arbeiten seine dichterische Kraft zu sammeln und zu betätigen, konnte er nicht voraussehen, daß ihm beschieden sei, noch manches Jahr, beinahe ein volles Jahrzehnt hindurch, ein Dramatiker und Erzähler im stillen zu bleiben, von dessen unermüdlichen Anläufen und poetischen Taten nur ein paar kleinere Proben das Licht der Welt erblicken sollten. Es war sein Schicksal, daß er, wenn noch kein Auserwählter, doch ein wahrhaft Berufner, eine wichtige Entwicklung der deutschen Literatur schöpferisch teilnehmend zu durchleben hatte, ohne unter den Trägern dieser Entwicklung genannt zu werden.

Die um 1830 begonnene Wendung zur Herrschaft der Tendenz über die Literatur war ein Jahrzehnt später auf ihrem Höhepunkt angelangt. Vorkämpfer und Wortführer der herrschenden Anschauung dehnten das Napoleonische Wort zu Goethe: „Die Politik ist das Schicksal!“ zur Behauptung aus, daß die Politik die Natur und das Leben sei, und forderten eine Durchdringung aller literarischen Produktion mit den politischen Gedanken der Zeit und den politischen Leidenschaften des Tages. Wie immer wähnten auch

sie, daß, weil ihre gellen Losungen am lautesten erschallten, jede andre Stimme verklungen und verstummt sei, und daß die Literatur der Zukunft an Stelle des Weltenbildes nur noch Augenblicksbilder zu geben habe. Mit der zuversichtlichen Ausschließlichkeit, die in aller Kunst viel öfter einer neuen Mode als neuem Geiste zu eigen ist, hatte das junge Deutschland den Anspruch erhoben: der lebendige und aufs Leben wirkende Teil des deutschen Schrifttums zu sein. Der Drang zur Umbildung der vielfach verrotteten vaterländischen Zustände, das Verlangen, das deutsche Gesellschaftsleben von häßlichen Auswüchsen zu befreien, durch die Literatur die Wiedergeburt edlerer, schönerer und wahrerer Anschauungen zu fördern, war in den halb poetischen, halb publizistischen Tendenzwerken der dreißiger Jahre mit so viel unkünstlerischer Bravour und Unnatur, so viel wortrasselnder Weltbürgerei, reflektierter Scheingenialität und komödiantischer Eitelkeit vermischt gewesen, daß schon darum bleibende Wirkungen von dieser halb und ganz revolutionären Schriftstellergruppe nicht ausgehen konnten. Auch war mit dem Beginn der vierziger Jahre innerhalb der tendenziösen und als allein zeitgemäß gefeierten Literatur ein bemerkenswerter Umschwung erfolgt, der in den mannigfachsten Erscheinungen zutage trat und die Tendenzliteratur dieses Jahrzehnts wesentlich von der des voraufgegangnen unterschied. Die Hauptvertreter der jungdeutschen Bewegung hatten sich überzeugt, daß die Auflösung aller dichterischen Formen in einen schillernden, flunkernden, zwischen willkürlichen eignen Einfällen, polemischen Ausfällen, halbpoetischen Floskeln, verworrenen Gedanken und buntfarbigen Schilderungen seltsam schwankenden Stil trotz aller politischen Opposition und journalistischen Reklame kein Publikum habe. Heinrich Heine war in der Hauptsache zur Lyrik zurückgekehrt, Karl Gutzkow und Heinrich Laube rangen

danach, die Lorbeeren des Dramatikers und Erzählers mit den Eichenzweigen des Agitators und Publizisten zu einer Krone zu verflechten. Eben um diese Zeit begannen ihre Dramen, mannigfache Nachahmung und Nachfolge wirkend, die deutsche Bühne zu beherrschen und mit Laubes „Karlsschülern", Gutzkows „Zopf und Schwert", „Das Urbild des Tartuffe" und „Uriel Acosta" der Tendenzdramatik ihre größten Erfolge zu sichern. Auch Theodor Mundt, Gustav Kühne, Hermann Marggraff, Alexander Jung, die nur in der Prosa noch „literarische Keime" vorhanden glaubten, versuchten sich jetzt allesamt in der Prosa des Romans, und ihre Zuversicht, daß man in ein „Zeitalter der Reisebücher, Wanderbücher, Bewegungsbücher" eingetreten sei, das keiner Kunst bedürfe, war um so stärker ins Wanken gekommen, als sich die politische Lyrik, deren Blütezeit in dieses Jahrzehnt fiel, der Tendenz und sogar einer schärfern, zielbewußtern Tendenz rühmte als die jungdeutsche publizistische Belletristik, daneben aber auf den Adel künstlerischer Form nicht zu verzichten dachte. Rasch nacheinander errangen Georg Herwegh, Robert Prutz und Franz Dingelstedt mit ihren grundverschiednen, aber von den liberalen Strömungen des Tages durchrauschten Gedichten den enthusiastischen Beifall der weit und breit liberal gestimmten Zeitgenossen. Lyriker, deren ursprüngliche Natur zu ganz anderm Ausdruck als der leidenschaftlichen Rhetorik der politischen Poesie gedrängt hatte, der frohe und volkstümlich schlichte Liederdichter Hoffmann von Fallersleben, der farbentrunkne Schildrer exotischen Lebens, Ferdinand Freiligrath, wurden in die Wirbel dieser politischen Lyrik hineingezogen und halfen sie ihrerseits bereichern. Eine Generation jüngerer Dichter — Rudolf Gottschall, Max Waldau, Alfred Meißner, Moritz Hartmann — begann, nicht zum Glück ihrer spätern Entwicklung, unter den starken, schier unwider-

flehlichen Einwirkungen der von Tendenz berauschten, Tendenz heischenden Zeitstimmung ihre poetische Laufbahn. Ursprüngliche Talente von echter und bereits bewährter dichterischer Innerlichkeit und zu Großem drängender Gestaltungskraft: Julius Mosen, der Lyriker, der Dichter des „Ritter Wahn“ und der „Bilder im Moose“, Nikolaus Lenau, der melancholische Liederdichter und epische Schilderer, der den Widerspruch zwischen der subjektiven Sehnsucht nach tiefinnigem Gefühlsleben, ungebrochner Naturgewalt und Naturseligkeit und zwischen der geheimen Anziehungskraft, der Begehrlichkeit und unruhigen Bewegung der gärenden Zeit nie siegreich zu überwinden vermochte, der kräftige Friedrich von Sallet, der Tiroler Hermann von Gilm, wurden vom Magnetberge der politischen und religiösen Tagestendenzen so weit angezogen, daß sie zur Bestärkung des Glaubens und der Lehre beitrugen, daß Welterfassung und Weltdarstellung der modernen Dichter ohne die Hinzutat tendenziöser Elemente nicht mehr gedacht werden könne. Rechnete man vollends, was üblich war, bei Dichtern, die von der Tendenz nur vorübergehend angehaucht, doch keineswegs durchdrungen und erfüllt waren, immer gleich den ganzen Mann der Tendenzpoesie hinzu, wie es dem Wiener Lustspieldichter Eduard von Bauernfeld auf Grund einiger Stücke aus den vierziger Jahren, Gustav Freytag nach den Schauspielen „Die Valentine“ und „Der Gelehrte“, dem prächtigen schlesischen Lieder- und Balladensänger Moritz Graf Strachwitz nach seinen wenigen Zeitgedichten, Gottfried Keller nach seinen poetischen Anfängen geschah, so erhielt das sich ergebende Gesamtbild der deutschen Gegenwartsdichtung den Schein und Reiz ausgiebiger Mannigfaltigkeit, so schien es wenigstens für den Augenblick und für den Teil des Publikums, der ausschließlich von den Sensationen und Erfolgen angezogen wird, keinem Zweifel unter-

worfen, daß die Gesamtentwicklung der neuern deutschen Dichtung mit der Entwicklung der Tendenzliteratur zusammenfalle.

In spätrer Zeit, wo man den wahren Gang und Zug dieser Entwicklung klarer und sichrer überschaute und den Dichtern wieder ihr altes Recht auf die Ganzheit von Welt und Leben zusprach, ist wohl versucht worden, die Tendenzliteratur der dreißiger und vierziger Jahre als den notwendigen Übergang zu bezeichnen, ohne den die deutsche Poesie niemals von der Romantik zum künstlerischen Realismus gelangt wäre. Ihr mäßiger Anteil an diesem Übergange mag den jungdeutschen Schriftstellern und politischen Lyrikern unverkümmert bleiben, aber die Annahme, daß es der Kritiken Börnes und der Ästhetischen Feldzüge Ludolf Wienbargs bedurft habe, um jenen Übergang zu finden, ist hinfällig. Vielmehr ging neben der Entfaltung und mannigfach auflösenden, ja zerstörenden Wirkung der tendenziösen Literatur eine durchaus organische und unaufhaltsame Weiterentwicklung lebendiger Dichtung her, die fortfuhr, lebendige Gestalten zu schaffen, Schicksale und Herzen zu ergründen und der künstlerische Ausdruck echter poetischer Naturen zu bleiben. Sie läßt sich als die allmähliche, nicht gewaltsame, aber lebensvolle Wandlung der Romantik in den poetischen Realismus bezeichnen, vom Beginn der zwanziger Jahre in wachsender Ausbreitung und stets freierer Entfaltung durch zwei Generationen poetischer Talente hindurch verfolgen. Sie setzt bei der beginnenden Geltung und Wirkung der dramatischen Dichtungen und der Erzählungen Heinrich von Kleists ein, sie geht zu einem guten Teil von der letzten Periode Ludwig Tiecks aus, und das Verhältnis der Novellen dieses Dichters zu seinen romantischen Jugenddichtungen, der Gegensatz der Weltkenntnis und Welteinsicht, der Charaktermannigfaltigkeit, der festen,

sichern Gestaltung jener zu der spielenden Willkür und Phantastik dieser, wurde gleichsam typisch für das Leben und Schaffen einer ganzen Folge von Dichtern, die, der Romantik entsteigend, in den Realismus hineinwuchsen.

Nicht überall erschien diese eigentümliche und bedeutsame Umbildung so klar, so goldrein, so aus der Fülle poetischer Urelemente heraus, so unmerklich und naturnotwendig, als bei dem herrlichen Eduard Mörike, der wie auf goldnen Wolken aus dem Traumland Orplid in die schwäbische Heimat zurückzugleiten schien und der idyllischen Beschränkung seiner Erfindungen wunderbar reiches und echtes Leben abgewann. Unter sichtbaren Kämpfen und mit gelegentlichen Rückfällen in ihre von der Romantik beherrschten Anfänge legten Karl Immermann und Wilibald Alexis den Weg von der Romantik zur realistischen Dichtung zurück und wurden zu Pfadzeigern für die jüngern Dichter. Immermanns „Münchhausen“ stand am Eingang desselben Jahrzehnts, in dem die politische Poesie nach Alleinherrschaft rang; zwischen 1840 und 1846 traten die drei historischen Romane von Wilibald Alexis „Der Roland von Berlin“, „Der falsche Waldemar“ und „Die Hosen des Herrn von Bredow“ hervor, denen gegenüber die romantisch angehauchten Jugendversuche und die spätern gelegentlichen Ablenkungen dieses merkwürdig vielseitigen und beweglichen Talents sehr wenig bedeuten wollten. Von der Pseudoromantik seiner theatralischen Überlieferungen und Erinnerungen her gewann Karl von Holtei, der in seinen „Vierzig Jahren“ Abrechnung mit seinen eignen Bestrebungen und Irrtümern hielt, den Boden frischer schlesischer Dialektdichtung und wurde in seinem „Trauerspiel in Berlin“ einer der Vorläufer energischer Wirklichkeitsdarstellung. Die dünnen Fäden, die sein persönliches Dasein mit mittelalterlicher Anschauung und Romantik

verbanden, hatte der ehemalige Prager Kreuzherr Karl Anton Postl schon in den zwanziger Jahren durchschnitten und war, nachdem er ein Jahrzehnt lang in das jugendstrotzende, farbenvolle Leben Amerikas untergetaucht war, als Charles Sealsfield der hinreißende und gewaltig gestaltende Darsteller dieses fremden Lebens geworden, der zu Anfang der vierziger Jahre den schon in den dreißiger Jahren hinausgesandten Romanen „Der Legitime und die Republikaner" und „Der Virey", den „Lebensbildern aus beiden Hemisphären" noch „Das Kajütenbuch" und den Roman „Süden und Norden" folgen ließ. Die größte deutsche Dichterin dieser Periode, Annette von Droste-Hülshoff, legte in ihren poetischen Bildern und Erzählungen trotz ihrer feudalen Abstammung und ihrer katholischen Glaubensinnigkeit entschlossen den Weg zur kraftvollen realistischen Schilderung, vor allem der westfälischen Heimat, und zu einer so warmen und milden wie hochdenkenden und tiefernsten Menschlichkeit zurück und wurde Vorbild für charakteristische Unmittelbarkeit farbenfroher poetischer Bildkraft.

Daß um die Wende der dreißiger und vierziger Jahre der größte unter den lebenden und zurzeit bekannten deutschen Dichtern, der Wiener Franz Grillparzer, die letzten Stufen seiner Entwicklung betrat und sowohl in der historischen Tragödie „Ein Bruderzwist in Habsburg" als im Drama „Libussa", sowohl in seiner Weltanschauung als in der Steigerung zur charakteristisch realistischen Darstellung am Ziel seines Wegs von der Romantik zum poetischen Realismus stand, ließ sich damals an den von Grillparzer der Öffentlichkeit versagten Schöpfungen nicht erkennen, wäre aber bei richtiger Würdigung der längst vorhandnen Tragödien „Ottokars Glück und Ende", „Ein treuer Diener seines Herrn", „Des Meeres und der Liebe Wellen" und des Lustspiels „Weh dem, der lügt" wohl

zu erkennen gewesen, wenn der Tagesstimmung und Tageskritik irgend etwas an einer Erkenntnis künstlerischer Persönlichkeiten gelegen hätte. Ihr gefiel es, den größten deutsch-österreichischen Dichter als Schicksalspoeten auf die „Ahnfrau", als schwächlichen Nachtreter der Klassiker auf seine „Sappho" hin anzufechten und als „überwunden" einzuschätzen.

Mit und seit dem Jahre 1840 trat nun aber in natürlicher Folge der eben geschilderten, mit keiner Tendenz zu überwindenden Weiterbildung der lebendigen deutschen Literatur eine Gruppe von jüngern Dichtern hervor, die sich, teils im Anschluß und unter Einwirkung jener ältern Talente, die im Jahrzehnt des jungen Deutschlands unbeirrt an den höchsten Aufgaben und dem künstlerischem Vollgehalt der Dichtung festgehalten hatten, teils völlig selbständig, über die Tendenzpoesie erhoben. Ein gemeinsames Erwachen des Widerstandes gegen die Enge und modische Flüchtigkeit der „zeitgemäßen" Literaturauffassung, ein starker Antrieb, sich in einer oder der andern Richtung der Tendenz zu entwinden, war in Talenten mächtig, die „weder landschaftlich noch programmäßig verbunden" sich dem unwiderstehlichen Zug des vollen Lebens und der Rückkehr zur Kunst überließen. „Gelang es jedem der zu diesem Widerstande befähigten und erweckten, ganz unabhängig voneinander schaffenden Poeten, auch nur einen Bruchteil des deutschen Volkes mit der Empfindung zu durchdringen, daß die Tiefe der unwandelbaren Natur wie die Breite des gesamten Lebens nach wie vor der Nährboden schöpferischer Dichtung bleibe, so wurden alle falschen Verkündigungen der flachen kritischen Tagespropheten von selbst widerlegt." (Ad. Stern, Die deutsche Nationalliteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart, 5. Auflage, S. 75.) Jeremias Gotthelf, der trotz der Tendenzen eines gut konservativen, gut gläubigen Volksschriftstellers das Genie

und die Gestaltungskraft eines echten Epikers in so wahrer und großartiger Einfachheit bewährte („so ursprünglich, daß sie an das gebärende und maßgebende Altertum der Poesie erinnert", wie sein Schweizer Landsmann Gottfried Keller bezeugte), sein erfolgreicher Nachfolger Berthold Auerbach, dessen Schwarzwälder Dorfgeschichten der Dorferzählung aus schier allen deutschen Landschaften eine breite Bahn eröffneten, Adalbert Stifter, der mit seinen ruheseligen Landschaftsbildern und Idyllen der deutschen Dichtung die Freude am Kleinen und an der Beschränkung des Gemütslebens auf die friedlichen, verstandesgemäßen, im Einklang mit den erquicklichen Naturvorgängen stehenden Stimmungen zurückgewann, Emanuel Geibel, dessen Lyrik aus der Nachempfindung alles lyrisch Seelenvollen und formell Schönen zu selbständiger Unmittelbarkeit und Innigkeit reifte, und der den reinen Gefühlslauten ihr Recht neben und über den Heroldsrufen des patriotisch-politischen Sängers wahrte, in den Spuren Geibels jüngere Lyriker wie Gottfried Kinkel u. a. wirkten von verschiednen Ausgangspunkten her zu diesem Resultat zusammen. Mächtiger, ursprünglicher, phantasiereicher und gedankentiefer, aber freilich auch herber und strenger als alle genannten, wuchs zwischen 1840 und 1845 der große Dithmarsche Friedrich Hebbel gleich mit seinen drei Erstlingstragödien „Judith", „Genoveva" und „Maria Magdalena" wie mit der ersten Sammlung seiner „Gedichte" über alle tendenzlose, wie vollends über die tendenziöse Poesie dieses Jahrzehnts weit empor und erwies überwältigend, daß das Menschenleben selbst, mit seinen ursprünglichsten Bedingungen, Leidenschaften, Gegensätzen und Konflikten, unveränderlich der Nährboden der stärksten und echtesten Poesie bleibe.

Keinem Zweifel unterliegt es, daß die geistige Bewegung, die man als die zukunftsverheißendste, stärkste

und fruchtbarste der Periode ansehen muß — der neuerwachende Drang zur Kunst, zur Weltdarstellung, von der die Zeitdarstellung nur ein Bruchstück ist, die Wandlung der phantastischen und träumerischen Elemente der deutschen Romantik in die lebenskräftigen, Natur und Wirklichkeit poetisch erfassenden und verklärenden Elemente des Realismus, das Ringen nach wahren Gestalten, wahren Leidenschaften, wahren Problemen —, auch in dem einsam lebenden, zurzeit so gut wie unbeachtet schaffenden Thüringer Dichter lebte und wirkte. Otto Ludwigs Jugenddichtungen spiegeln die ganze Entwicklung der deutschen Literatur aus den Jahrzehnten zwischen 1830 und 1850 wider und bedeuten für das Jahrzehnt zwischen 1840 und 1850 einen kräftigen Anteil an dem verheißenden Aufschwung, der eben damals begann. Die eigentümliche persönliche Isolierung Ludwigs, seine Scheu, die gewöhnlichen Pfade des literarischen Emporkommens zu betreten, die Gleichgültigkeit der tendenziös gerichteten zeitgenössischen Welt gegen Talente seiner Art hat das Resultat gehabt, daß die Schöpfungen dieser Periode zum größern Teil erst lange nach seinem Tode veröffentlicht wurden.

Die Kometennovelle von 1839 „Das Hausgesinde", unfertig und ziemlich äußerlich wie sie ist, in ihrem Motiv selbst an Kotzebues „Rehbock" streifend, verrät gleichwohl eine gewisse Hinneigung zur Novellistik Tiecks, mit ihrer entschiednen Betonung des Zufalls, des unvorhergesehenen Wendepunkts, der auch am Schluß der Ludwigschen Novelle dem gräflichen Weltmann ermöglicht, den Schein aufrecht zu erhalten. Die nächstfolgende Novelle „Die Emanzipation der Domestiken" sollte nach Ludwigs eignem Zeugnis (Tagebuch, 26. April 1840) eine Satire auf die Tendenzdichtung und ihre Wirkungen werden; der Haushofmeister Xaver Lindenblatt, dem die Lektüre jungdeutscher Novellen zu Kopf gestiegen ist, erhebt sich

mit „dem rechten Verstand“ gegen die einfältig altherkömmliche Gewohnheit des Gehorchens und wiegelt die Dienerschaft eines gräflichen Hauses „selbst denkend“ zur eigenmächtigen Mißachtung der Befehle ihrer gleichwohl angebeteten Gräfin auf. Diese Emanzipation vom gedankenlosen Gehorsam führen das Glück zweier Liebenden, das Wiederfinden alter Freunde, die Entlarvung und Verhaftung einer Räuberbande herbei, deren gefürchtetes Haupt sich als Oberpolizeidirektor ins Schloß geschlichen hat. Natürlich kann diese Erfindung nur ironisch und die Charakteristik der empörten Dienerschaft nur karikiert durchgeführt werden, und Handlung, Beschreibung, Stil verraten die Einwirkung der satirischen Novellen Tiecks auf den jugendlichen Ludwig. Am stärksten zeigt sich die Verwandtschaft mit dem romantischen Meister, der den Weg vom bloßen Spiel der Phantasie und vom Wunder ins Leben suchte und dabei vor seltsamen und gewagten Problemen keineswegs zurückschrak, in der Novelle „Maria“, zu der dem Dichter eine von Wetzstein als wahre Begebenheit überlieferte Geschichte von einem reichen jungen Vogtländer Leinwandhändler, der, eine Scheintote mißbrauchend, die Begrabengeglaubte nach Jahren als Mutter seines Kindes wiederfindet, den ersten Anstoß gab. Daß dieses Motiv durch eine Reihe von Dichtungen aller Literaturen hindurchgeht, bald mit tiefsinnigem Ernst, bald mit lüsternem Scherz behandelt worden ist, hebt die Wahrheit nicht auf, daß Ludwig in dieser ernsten und künstlerisch reifen Novelle durchaus unter starken Eindrücken der Wirklichkeit und eines wachsenden Zuges zur charakteristischen Wiedergabe eigner Erlebnisse, Erfahrungen und Beobachtungen stand. Sogar Äußerlichkeiten seiner Eisfelder Umgebung und die Freude, mit der ihn im Sommer 1843 die anmutige landschaftliche Umgebung Dresdens erfüllte, sind nicht zu verkennen. Knüpfte die Novelle

noch an die von der Romantik bevorzugten Traumstimmungen und geheimnisvollen Ahnungen an, war auch in ihr dem Zufall eine entscheidende Mitwirkung eingeräumt, so ist der Weg zur Poesie voller Lebensunmittelbarkeit doch bereits betreten. Daß neben Tieck auch E. T. A. Hoffmann, mit dem sich der Musiker und Poet von Eisfeld so mannigfach verwandt gefühlt hatte, in diesem Jahrzehnt bei Otto Ludwig stark nachwirkte, belegt zunächst „Die wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen", die 1842 bis 1843 als geistvoller und origineller Niederschlag der Leipziger Erlebnisse entstand und aus der Mischung märchenhafter, phantastischer Elemente mit humoristischen und karikierten Bildern der Wirklichkeit hervorging, wie sie E. T. A. Hoffmann in mehr als einem seiner Phantasiestücke angewandt hatte. Daß Hoffmanns „Goldner Topf" geradezu als Vorbild gedient habe, läßt sich nur dann annehmen, wenn man die Fülle des Erlebten und Erschauten, die geniale Satire in den Gestalten der Madame Müller, des Buchhändlers Jammerdegen, der drei Literaten, des Schusters Fintlein und des Fleischers Flötenspiel, die Verknüpfung des indischen Märchens mit der platten Alltagswelt der Leipziger Buchindustrie und des Leipziger Philisteriums, die Folge lebendiger Züge und lokaler Überlieferungen in dem kecken Capriccio übersieht. Nicht nur seine eigne Stammkneipe bei Waldrich, sondern auch die Erinnerung an den längern Aufenthalt König Gustavs des Vierten von Schweden in der „Goldenen Säge" zu Leipzig spielt in die Darstellung hinein. Und die schließliche Erklärung der phantastischen Teile der wahrhaftigen Geschichte als Traum des Helden und der drei Literaten, ist wenigstens ein Beweis, daß Ludwig auch schon zu dieser Zeit die Willkür des Dichters nicht als das höchste Gesetz der Kunst ansah. Der künftige Realist regt schon überall die noch gebundnen Schwingen. — Noch unmittelbarer als in

der wahrhaftigen Geschichte von den drei Wünschen schloß sich Ludwig noch zu Ausgang der in Rede stehenden Periode, Ende der vierziger Jahre, mit dem Schauspiel „Das Fräulein von Scuderi" an E. T. A. Hoffmann an. Stoff, Motiv und gewisse Züge der Charakteristik wurden einer der vorzüglichsten Novellen von Hoffmanns „Serapionsbrüdern" entlehnt. Das Bizarre der Erfindung zog Ludwig nicht minder an als das Unheimliche, Dämonische in der Gestalt des mörderischen Goldschmieds Cardillac. Aber auch in diesem Drama ist es ganz ersichtlich, daß der Dichter über seinen romantischen Pfadzeiger weit hinausstrebt. Nicht nur sind nach Hermann Lückes Wort „in der Art der Charakterschilderung bereits Vorzüge vorhanden, die der romantischen Schule völlig fremd geblieben sind" (doch wohl mit Ausnahme Heinrichs von Kleist), nein „man erkennt auch an der Energie und Tiefe einzelner Stellen, an gewissen Feinheiten, in denen sich schon der künftige Meister der psychologischen Darstellung ankündigt" (Nachwort zur Jankeschen Ausgabe der Werke Ludwigs. Berlin 1874, Bd. 4), daß Ludwig beim Abschluß dieses letzten, stark mit romantischen Elementen durchsetzten Werkes bereits der zweiten Periode seiner Entwicklung fester zustrebte. Die Gestalt des Cardillac als Offenbarer geheimer und dunkler Tiefen des Seelenlebens, als vorrevolutionärer Adelshasser, als hochstrebender Künstler ist durch Macht und Glut des Temperaments zur überzeugenden Einheit verschmolzen und an dämonische Charaktere Shakespeares herangerückt; der historische Hintergrund des ganzen mit sattern Farben gemalt, als sie Hoffmann irgend zu Gebote standen, die Sprache des Stücks bezeugt überall, wie weit der Dichter bei seinem Ringen nach dem treuesten Ausdruck der seelischen Bewegung in den letzten Jahren vorgedrungen war. Nicht sowohl die Bedeutung als die

Wirkung des Werkes blieb freilich ausschließlich an Cardillac gebunden und endete bereits mit dessen Tode am Schluß des dritten Aktes. Der Dichter selbst, der bei der Übersendung an Gutzkow äußerte: „es ist ein wunderlich Stück geworden. Zu erklären leichter, wie es gerade so geworden, als zu entschuldigen, daß es so geworden" (an Karl Gutzkow, Cölln bei Meißen, 21. Februar 1849), fühlte, daß die innere Belebung, die er dem Drama gegeben hatte, aus einer andern Welt stammte, als aus der E. T. A. Hoffmanns.

Der Stoffwelt und der Grundstimmung des Wohlgefallens am farbigen Leben des ausklingenden Mittelalters, die von der Romantik bevorzugt wurden, entstammte das einzige Lustspiel Ludwigs, der 1843 vollendete frische und anmutige „Hanns Frei", ohne daß sich der Einfluß oder gar das unmittelbare Vorbild eines bestimmten Meisters nachweisen ließe. Denn weder mit Hans Sachsens Fastnachtsschwänken noch mit den Verslustspielen der österreichischen Dramatiker der zwanziger und dreißiger Jahre war der Dichter um diese Zeit vertraut genug, um von ihnen bestimmt zu werden, und auch die Goethischen Gedichte in der Art des Hans Sachs oder gar die Goethischen „Schäferspiele", wie von einigen Kritikern behauptet wurde, können nur unwesentliche Anregungen zu dem prächtigen Spiel gegeben haben, dessen Bühnenwirkung erst ein Halbjahrhundert nach seiner Entstehung erprobt werden sollte. Die Selbständigkeit der Handlungsführung, der Charakteristik wie des Versdialogs und der Drang, die Erfindung mit warmem Leben zu erfüllen, erwiesen sich im „Hanns Frei" stärker als das romantische Kolorit, und auch die gerügte Symmetrie des Aufbaues ist doch ein Zeugnis dafür, wie sehr es den jungen Dichter von der phantastischen Willkür hinweg zu klarer Deutlichkeit drängte. Die Einzelreize des zu breit geratenen Stückes fesseln die Teilnahme

an dem auf und ab wogenden Kampf des Kopfes mit dem Herzen, die Höhepunkte der Handlung und eine Gestalt wie die des Leblank bewähren das komische Talent des Dichters, dessen Eigenart aus der liebenswürdigen Komödie bereits siegreich herausleuchtet.

Die drei ersten vollständigen Bearbeitungen des Agnes Bernauer=Stoffes, den der Dichter oder auch der den Dichter sein Leben hindurch festhalten sollte: „Der Liebe Verklärung" vom Jahre 1840, „Der Engel von Augsburg" vom Jahre 1842 und die gleichnamige „dramatisierte Rittergeschichte" vom Jahre 1846 zeigen innerlich große Verschiedenheiten, alle drei aber die entschiedne Neigung, das tragische Schicksal der Baderstochter nicht aus der Wucht der gegensätzlichen Verhältnisse und dem Seelenleben der Hauptgestalten emporwachsen zu lassen, sondern eine Intrige zu Hilfe zu nehmen, durch die der eigentliche Kern und Konflikt der Tragödie gleichsam überschattet wurde. Der Übergang von der Romantik im engern zur realistischen Lebensdarstellung im weitesten Sinne ist auch hier unverkennbar. Julius Petri, der in seiner Abhandlung „Der Bernauer=Stoff im deutschen Drama; unter besonderer Berücksichtigung von Otto Ludwigs handschriftlichem Nachlaß" (Dissert.) die einzelnen Gestaltungen und Pläne des Dichters eingehend untersucht und kritisch verglichen hat, die romantischen Elemente und Anschauungen in der ersten Bearbeitung „Der Liebe Verklärung" „Ahnungen, Träume, Visionen, Glaube an Zaubereien, Gottesgericht, das sich an Weißenbeck vollzieht", samt den gröbsten Unwahrscheinlichkeiten scharf verurteilt und nur „die Bildlichkeit und Anschaulichkeit der Sprache" rühmlich hervorhob, auch im ersten „Engel von Augsburg" zwar erfreuliche Schönheiten und einen innern Fortschritt erkennt, aber diese geschraubte und auf Stelzen gestellte Handlung als Fehlgriff ansieht, muß einräumen, daß das

Ritterschauspiel von 1846 trotz der noch nicht überwundnen finstern Intrigen und gräßlichen Mißverständnisse einen entschiedensten Fortschritt bringt. „Anläufe zu schärfrer Charakteristik sind vorhanden; eine prägnante flotte Prosa prägt einen frischen lebendigen Ton aus; namentlich das Vorspiel ist hier hervorzuheben. Kurz, das Streben nach realistischer Darstellung und Motivierung tritt überall erfreulich hervor." Selbst dem Urteil Eduard Devrients, der bei unbefangner Kenntnisnahme des Dramas diesen „Engel von Augsburg" als „erfrischend quellenhaft" bezeichnete, ist er geneigt, beizutreten. Und alles in allem ergibt sich ihm aus dem Vergleich der drei Bearbeitungen das Resultat, daß das allmähliche Loslösen von den Einflüssen der Romantik, von den romantisch-romanhaften Motiven unverkennbar ist.

Wie weit diese Loslösung um die Mitte der vierziger Jahre bereits gediehen war, davon überzeugen uns die gedruckten Fragmente des Romans „Aus einem Schulmeisterleben" und das vom Volksschauspiel „Friedrich II." allein erhaltene oder doch bisher allein bekannte kraftvolle und farbenreiche Vorspiel „Die Torgauer Heide". Der Schulmeisterroman, dem man eine Zwischenstellung zur Idyllbarstellung Jean Pauls und der rückhaltlos naturalistischen Erzählungsweise Jeremias Gotthelfs zusprechen dürfte, blieb unvollendet. Aber die wachsende Lust an deutlichster Wiedergabe unmittelbarer Beobachtung, das unabsichtliche Behagen am Einzelnen, der erquickliche Humor in Charakteristik und Schilderung, die Sicherheit der Sittenmalerei in den besten Teilen des Bruchstücks bestätigen den Sieg der neuen Lebensanschauung und Lebensdarstellung, der sich der Dichter mehr und mehr zuwandte. Die Erkenntnis: „im naiven Dichter ist echte Naturfrömmigkeit; er singt wie der einzelne in der Kirche für sich mit, aus innerm Triebe. Der naive Dichter braucht

eigentlich das Naive selbst gar nicht darzustellen, seine Darstellung an sich gibt den dargestellten Gegenständen Naivität" und die dazugehörige, daß der Eindruck naiver Dichtungen „immer fröhlich, immer rein, immer ruhig" sei (Gedanken Otto Ludwigs. Aus seinem Nachlaß ausgewählt von Cordelia Ludwig, Seite 126 und 127), zeigt sich schon weit vorgeschritten und durchhaucht Begebenheiten und Gestalten des Schulmeisterromans.

Ein noch vollgültigerer Beweis der gewonnenen Ursprünglichkeit, die nicht mehr von romantischen Überlieferungen durchkreuzt wird, und des Zuges zum realistisch Charakteristischen ist die in ihrer Art vollendete „Torgauer Heide" und der gesamte Entwurf zu dem Volksdrama „Friedrich II.", der in einem Briefe an Karl Schaller (Niedergarsebach, 7. August 1840) vorliegt. Gleichviel, ob das Schauspiel unvollendet geblieben oder das abgeschlossene verloren gegangen ist, so haben wir doppelte Ursache, das Nichtvorhandensein des Werkes zu beklagen. Einmal lassen die Andeutungen Ludwigs keinen Zweifel, daß der von Brahm und andern erhobne Vorwurf, der Dichter habe kein persönliches Verhältnis zu seinen Figuren, durch die Gestalten König Friedrichs und Lestwitzens hier wenigstens entscheidend widerlegt sein würde, das andremal müßte der ganze Verlauf des historischen Schauspiels mit seinem energischen Protest gegen die subjektiv sentimentale Untergangsstimmung, mit seiner beherzten Vertretung des einfachen Pflichtgefühls in besonderm Gegensatz zur damals vorherrschenden Verherrlichung problematischer Naturen gestanden haben.

Die bürgerlichen Trauerspiele „Die Rechte des Herzens" und „Die Pfarrrose", beide den vierziger Jahren angehörend, erweisen gemeinsam das Fortschreiten auf dem nunmehr betretnen Wege unmittelbarer Gestaltung aus dem Leben der Gegenwart, die

unbeirrbar gewordne realistische Charakteristik aus dem Kern der einzelnen Naturen heraus, die seelische Vertiefung. Aber während das Polenstück „Die Rechte des Herzens" nicht frei von den Tendenzen des Tages blieb und in diesem Sinne eine gewisse entfernte Verwandtschaft mit Gustav Freytags ungefähr gleichzeitigem Schauspiel „Die Valentine" verrät, dazu die wärmere Teilnahme des Dichters an seinen Gestalten, die etwas verblaßte der Prinzessin ausgenommen, vermissen läßt, erscheint „Die Pfarrrose" nicht nur glücklicher erfunden, tiefer motiviert, charakteristischer in allen Einzelheiten belebt, sondern auch von einem stärkern subjektiven Anteil des Dichters in Fluß gehalten. Die Haupthandlung, in der zwei im Kern edle und liebenswerte Naturen, das verzogene Sonnenkind, die Pfarrerstochter Rose Döring und der Jagdjunker Friedrich von Falkenstein, ebensowohl an der eignen Schuld, der leichtsinnigen Lebenszuversicht des Mädchens, der jähzornigen Leichtgläubigkeit des Mannes, als am gemeinen Neid und der gehässigen Verleumdungslust tragisch untergehen, schließt freilich etliche starke Unwahrscheinlichkeiten und allzutheatralische Voraussetzungen ein. Aber die warmblütige und energische Charakteristik aller, auch der Nebengestalten, die überaus anschauliche, reizvolle, feingestimmte Einzelausführung, der beseelte Dialog, der kunstvoll, doch scheinbar ganz absichtslos den Kern der handelnden Menschen auch im zufälligen bloßlegt, bekunden, wie nahe der Dichter seiner Reife war. Durch das ganze Werk geht ein Hauch des Rührenden; der Dichter, der inzwischen genug von der Gebrechlichkeit der Welt gesehen und erfahren hatte, läßt die Schuld der Liebenden zum guten Teil aus dem Besten ihres Naturells hervorwachsen und steigert mit der eignen Ergriffenheit die Ergriffenheit des Lesers.

In dem gleichen Zeitraum kurz vor dem Beginn

der Erbförstertragödie entstehen die Vorarbeiten zu dieser, die als „Wilm Bernt“, als „Die Wildschützen“, „Das Jagdrecht“ aus einem weiter zurückliegenden „Die Waldburg“ betitelten Trauerspielplan mit dem historischen Hintergrunde des Bauernkrieges oder auch mit dem der jüngsten Vergangenheit hervorwuchsen und wie Erich Sieburg in seiner Abhandlung „Die Vorgeschichte der Erbförstertragödie von Otto Ludwig“ (Berlin, 1903) nachweist, überall schon das Motiv „einer bis zum Terrorismus gehenden Rechtlichkeit“, eines starren, zugleich irregehenden und übersteigenden Rechtsgefühls in sich einschlossen. Die romantischen Elemente früherer Dichtungen, namentlich die der „Waldburg“, erscheinen in den verschiednen spätern Wandlungen dieser Tragödie des Rechtsgefühls, die nach der Seite des Zuständlichen, Sittenbildlichen zugleich Waldtragödie war, bis auf den letzten Rest getilgt. Das Ziel unbefangner, unmittelbarer Erfassung des Lebens, realistischer Charakterschildrung und Seelenergründung war noch vor dem „Erbförster“ erreicht, wenn auch die Welt während dieses ganzen Zeitraums kaum von einem und dem andern Schritte nach diesem Ziel hin etwas erfuhr. Zu dem fast einzig dastehenden Künstlergeschick Otto Ludwigs sollte es eben gehören, daß er an so einer wichtigen und bedeutsamen Bewegung wie der Übergang von der Romantik zum Realismus war, schöpferisch teilnehmend, erst als Meister nach eignem Recht beim völligen Siege des poetischen Realismus in die Öffentlichkeit trat, und daß sich die Entwicklung, die zu seiner Reife geführt hat, erst dem Auge der Nachwelt aus der späten Einsicht in seine poetischen Jugendwerke erschloß.



Leipzig und Dresden

Im Sommer, spätestens gegen Ende Juni 1842 war Ludwig zum zweitenmal in der Pleißenstadt eingetroffen, deren äußere und geistige Erscheinung sich seit dem Herbst von 1840 nur in ganz unwesentlichen Dingen gewandelt hatte. Felix Mendelssohn war seit über einem Jahre abwesend, durch königliche Berufung nach seiner Vaterstadt Berlin gezogen worden, ohne daß man ihm dort eine seiner würdige Tätigkeit und einen bestimmten Wirkungskreis zu schaffen vermocht hatte. Die Musikfreunde Leipzigs, die Eingeweihten des Gewandhauses, lebten in froher Voraussicht der Wiederkehr des Meisters im Herbst; Ludwig aber, der schon bei seinem ersten Aufenthalt in Leipzig diese Lebenskreise nur gestreift hatte, wich ihnen jetzt völlig aus und stellte sich dem ehemaligen Meister im Winter von 1842 zu 1843, wo Mendelssohn aufs neue die Gewandhauskonzerte dirigierte, nicht wieder vor. Ludwig hatte ein bescheidnes Quartier in einem jetzt längst verschwundnen Hause der Dresdner Straße bezogen und sich zum guten Beginn des neuen Lebensabschnitts mit allem Eifer der Ausarbeitung seines Trauerspiels „Der Engel von Augsburg" hingegeben. Nach einer Meldung Ludwigs an Schaller (Leipzig, 21. September 1842) und nach der Angabe auf einer Handschrift dieser neuen Gestaltung des Stoffes, der schon seit Jahren vor des Dichters Phantasie stand und ihm die Seele erfüllte, hatte Ludwig das Drama vom Juli

bis September begonnen und beendigt. Da er sich während des letzten Aufenthalts in der Heimat fortgesetzt mit Agnes Bernauer beschäftigt hatte, so war die Arbeit dieses Sommers eben nur die Niederschrift eines innerlich längst bis in alle Einzelheiten ausgereiften Entwurfs. Während Ludwig, des besten Willens voll, nun schaffend und wirkend in die Literatur einzutreten, das Trauerspiel, von dem er gute Hoffnung hegte, seinem Ende entgegenführte, gestaltete sich auch sein Leipziger Leben völlig anders als bei dem ersten Aufenthalte. Die tiefe und beinahe krankhafte Sehnsucht nach der Heimat war durch die Erfahrungen des Jahres 1841 ziemlich beseitigt, die Eisfelder Verhältnisse hatten zuletzt offenbar so drückend auf ihm gelastet, daß er eine gewisse Genugtuung und Freude empfand, ihnen entrückt zu sein. Mit verhältnismäßig größerer Entschlossenheit und Munterkeit, als er sich bis vor kurzem selbst zugetraut hatte, versuchte er literarische Beziehungen anzuknüpfen, erneuerte seine Bekanntschaft mit Theodor Apel, besuchte den Novellisten Robert Heller, den Redakteur der „Rosen", dem er, wie es scheint, seine Novelle „Die Emanzipation der Domestiken" vorlegte, ohne ihn geneigt zu finden, diese in seinem Blatte zu veröffentlichen, und lernte entweder schon jetzt oder im Verlauf des nächsten Herbstes und Winters den einflußreichsten, gesellschaftlich angesehensten Schriftsteller des damaligen Leipzigs kennen, Heinrich Laube, der am Schlusse des Jahres 1842 zum zweitenmal die Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt" übernahm, und der sich dem unbekannten jungen Thüringer gegenüber als beßrer Menschenkenner und Talentschätzer zeigte als die große Mehrzahl seiner literarischen Kollegen. Laube nahm den Namenlosen, dessen persönliche Erscheinung eine ungewöhnliche Natur offenbarte, mit großer Freundlichkeit auf und rechnete es der angebotnen Novelle („Die Emanzipation der Dome-

stiken") zu gute, daß sie nicht zur Dutzendware der Belletristik gehörte. Ludwig erinnerte sich immer voll Dankbarkeit der entgegenkommenden Weise Laubes und äußerte in einem Briefe an Ambrunn, daß ihm dieses Entgegenkommen in der Zeit schwieriger Anfänge sehr erquicklich und ermutigend gewesen sei.

Seine eigentlichen Lebensgenossen fand Ludwig im Sommer und Herbst des Jahres 1842 in einem Kreise jüngerer und älterer Männer, der sich in der der Post gegenüber, am Grimmaischen Steinweg liegenden Gastwirtschaft von Waldrich fast täglich in den ersten Abendstunden zusammenfand. Der junge Schriftsteller erfuhr, daß Leipzig neben den Vertretern der Literatur und der Wissenschaft, die weithin bekannt waren, jederzeit ganze Reihen von emporstrebenden, geistig gebildeten jungen Männern und eine Überfülle von halbliterarischen Existenzen barg, für die der Buchhandel eine Art Treibhaus war. Noch Friedrich Spielhagen hat in seiner Autobiographie „Finder und Erfinder" wieder anschaulich gemacht, wie wohl es in Leipzig möglich war, in geistig belebter, literarisch angeregter Gesellschaft zu leben, ohne mit der berufsmäßigen Literatur im engern Sinne des Wortes auch nur in Berührung zu kommen. Ludwig überwand tapfer seine Menschenscheu, rückte einigen seiner neuen Bekannten aus Waldrichs Schenkstube näher und befreundete sich wenigstens mit einem von ihnen, dem um zwei Jahre jüngern Dr. Johann Gottfried Wetzstein aus Ölsnitz im sächsischen Vogtlande. Der nachmals als Orientalist und Orientreisender wohlberufne, als preußischer Konsul in Damaskus, namentlich bei den bedrohlichen Christenverfolgungen des Jahres 1860, hochverdiente, erst 1905, neunzigjährig, in Berlin verstorbne Gelehrte saß zu dieser Zeit, mit der Entzifferung und Herausgabe arabischer Manuskripte beschäftigt, in seinem Stübchen in der Dresdner Straße, sodaß er Lud-

wigs nächster Nachbar war. Er nahm neben den Interessen seines besondern wissenschaftlichen Gebietes den wärmsten Anteil an allem literarischen Leben. Auch Wetzstein war scharfsichtig genug, schon nach kurzem persönlichen Verkehr mit Otto Ludwig das Ungewöhnliche in dessen Natur und geistigen Anlagen zu erkennen, und sobald er das Vertrauen des zurückhaltenden neuen Freundes soweit gewonnen hatte, daß dieser ihm einige Gedichte, seine neue Erzählung und die ersten Akte des eben entstehenden Bernauerdramas mitteilte, auch sofort zu empfinden, daß er hier einer ursprünglichen Kraft gegenüberstehe, die im strengsten Sinne des Wortes vielverheißend sei. Wetzsteins Überzeugung von der Begabung des zurzeit noch erfolglosen und unbekannten Dichters wirkte auf einige andre Genossen des kleinen Kreises zurück, sie legten in ihrem Verkehr mit Ludwig nicht nur große Achtung, sondern auch den Wunsch an den Tag, die Absichten ihres Bekannten nach Kräften zu fördern. Als gute Kameraden erwiesen sich namentlich Dr. Wimmer, ein geistvoller Philolog, der später, nach längerm Aufenthalte in Petersburg, als Gymnasiallehrer in Dresden lebte und starb, ein Dr. Pescheck aus Zittau, aus einer Familie böhmischer Exulanten stammend und von mancherlei Erinnerungen an diese historische Besonderheit erfüllt, ein Studiosus Kratze, über dessen spätere Lebensschicksale Ludwig nichts erfahren zu haben scheint, und ein junger Notar Portius, der die Kunst der Handschriftendeutung mit Vorliebe und kühner Sicherheit betrieb, übrigens gleich Wetzstein ein leidenschaftlicher Schachspieler war. Dieser engern Genossenschaft schlossen sich dann mit weniger Regelmäßigkeit eine Gruppe von Männern an, die zur Literatur schon in engern Beziehungen standen. Da war Johannes Minckwitz (1812 bis 1885), der Platenide, der um diese Zeit schon seine Stellung als Verkünder der Platenschen Unfehl-

barkeit eingenommen, seine Verdeutschungen der griechischen Tragiker zu veröffentlichen begonnen hatte, auch schon mit eignen Gedichten und einem Schauspiel „Der sächsische Prinzenraub“ hervorgetreten war, einer der vielen deutschen Poeten, denen ihre philologische Gelehrsamkeit die mäßige dichterische Begabung und jeden Zug zum Leben von vornherein erdrückt; da war August Kretzschmar aus Chemnitz, ein junger Literat, den seine Sprachkenntnisse und sein Mißgeschick unter die Übersetzer des Philippischen Verlagskontors zu Grimma geführt hatten, und der auch später mit ein paar Bühnenstücken nach französischen und englischen Erzählungen („Das Quiproquo“, „Ein Tag Wahrheit“, „Ein Eheteufel“) und einigen Alltagsromanen umsonst versuchte, sich der Übersetzerfronarbeit zu entwinden; da war Friedrich G. Wieck, der Herausgeber der „Deutschen Gewerbezeitung“, ein jovialer Gesellschafter, mit dem und dessen Familie, mit Wetzstein und Portius Ludwig im Herbst 1842 manchen Ausflug zur „großen Eiche“, auf den Bienitz, nach Meusdorf und St. Thekla unternahm, ohne sich mit der flachen Gegend um Leipzig aussöhnen zu können. Alle diese und noch manche andre in Waldrichs Wirtschaft verkehrende Persönlichkeiten eröffneten dem Dichter und Künstler, der so lange in Abgeschiedenheit gelebt hatte, einen Blick in ganz neue Lebensverhältnisse, Bestrebungen und Geistesrichtungen. Ludwig nahm diese mit der naiven Bildungslust und dem offnen Poetensinn auf, der seine Freude an der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen hat. In dem schon erwähnten Briefe vom 21. September an Karl Schaller berichtete er dem nun wieder in Eisfeld wohnenden Freunde: „Welch interessante Menschen einem hier vorkommen, wünschte ich dir nicht schreiben zu müssen, sondern mit dir zu erfahren. Leipzig ist ein reicher Ort für die Anschauung, was für einen Poeten eine Hauptsache. Ich wünschte,

du und Ambrunn wäret manchmal unter uns; die Unterhaltung ist ganz im Geiste unsrer Heiligendreikönigsabende. Dabei gibt's noch viel zu lernen! Ich befinde mich, wie du siehst, ziemlich wohl; freilich ist ein Unterschied zwischen einer Jugendfreundschaft oder vielmehr — soll ich so sagen — zwischen einer, die schon vor der Geburt angefangen, und späteren. Man lernt auch dann noch Menschen lieben und achten, aber es sind ihre Eigenschaften, die man liebt und achtet, nicht sie selbst; diese Verhältnisse sind viel mittelbarer!"

Man spürt aus allem, was wir über Otto Ludwig während dieses Herbstes und des Winters von 1842 auf 1843 wissen, daß er sich angelegen sein ließ, die Verbindungen und Beziehungen, die sich ihm darboten, zu pflegen, und daß er sich in gewissen Dingen den Anschauungen seiner neuen praktischen Freunde unterordnete. Er ließ sich die sauern Wege zu Buchhändlern und Herausgebern von Zeitschriften und Taschenbüchern nicht verdrießen, ließ sich belehren, daß er das Manuskript seines Trauerspiels „Der Engel von Augsburg" nicht etwa dem Leipziger Theaterunternehmer Ringelhardt (Ludwig nennt ihn im Briefe vom 21. September 1842 Ringelmann) anbieten möge, da er in diesem Falle „einer abschlägigen Antwort im voraus gewärtig sein müßte", daß er vielmehr einzelne Szenen in „Blättern" abdrucken lassen solle, auf welche „Literaten" den Theaterdirektor aufmerksam machen würden, „sodaß er zu mir kommen muß!" Schade nur, daß der schlaue Entwurf nicht zur Ausführung kam, weil sich weder die betreffenden Blätter noch die Literaten fanden. Einstweilen lebte unser Dichter noch guter Hoffnung, und auch als er schon eine Reihe von schlimmen Erfahrungen, von der Schwierigkeit, den ersten Fußbreit Boden in der Literatur zu gewinnen, gemacht hatte, erhob er sich mit

genialem Humor in dem prächtigen „Märchen von den drei Wünschen" über jede Enttäuschung und Demütigung, jede bittre und verdrießliche Nachempfindung der Monate, wo er „mit seinen Manuskripten von Haus zu Haus ging". Offenbar erfolgten diese vergeblichen Gänge in längern Zwischenräumen, denn Otto Ludwig verbrachte einen fleißigen Winter in Leipzig. Er schuf das „Märchen von den drei Wünschen", begann die Novelle „Maria", entwarf und führte wenigstens in einer ersten Bearbeitung das Lustspiel „Hanns Frei" aus (das später in Dresden nur unwesentlich geändert, aber sorgfältig „gefeilt" wurde), er faßte von seinen ältern Plänen das „Trauerspiel der Treue" (der Eckart oder Burgunds Ausgang) ernstlich wieder ins Auge. Er schlug die Zurückweisung seiner Manuskripte von den verschiedensten Seiten nicht höher an als eine vorübergehende Prüfung, die jedem Namenlosen auferlegt sei, und wehrte sich kräftig gegen jede wirkliche Unbill, die ihm in dem Leipziger literarischen Treiben widerfuhr. Er besuchte im Herbst und Winter das Leipziger Stadttheater nicht allzu häufig, aber doch häufiger als bei seinem ersten Aufenthalt und wurde gelegentlich einer Aufführung von Rossinis „Othello" sogar durch seine Tischgenossen veranlaßt, als Theaterrezensent zu debütieren. Er sandte eine Kritik an die damals in einiger Geltung stehende „Theater-Chronik" ein, die die Buchdrucker Sturm und Koppe herausgaben, und die mit einer der ersten jener Theateragenturen verbunden war, aus denen nach und nach ein Krebsschaden des deutschen Bühnenlebens erwuchs. Hierbei machte der journalistische Neuling wieder eine unliebsame Erfahrung. Die bewußte Kritik wurde aufgenommen, aber durch Kürzungen und Einschaltungen derart verunstaltet, daß der Sinn entweder entstellt oder geradezu in das Gegenteil gewandt erschien. Kurz und scharf erklärte Lud-

wig den über dieses Auftreten eines Unberühmten höchlich erstaunten Herausgebern, daß er einen Widerruf fordre oder öffentlich wegen Mißbrauch seines Namens gegen sie auftreten werde. „Mein Name muß mir so wert sein als Ihnen der Ihrige." Die unbedeutende Angelegenheit hatte wenigstens das Gute, daß sie Ludwigs ursprüngliche Abneigung gegen das kleine Tagestreiben der belletristischen Presse befestigte und ihn den Ratschlägen, den lauten und leisen Zumutungen einzelner seiner damaligen Lebensgefährten, sich durch Beteiligung an Zeitschriften ein Stück Brot und ein Stück „Einfluß" zu sichern, leichter widerstehen ließ.

So schweigsam Ludwig über seine persönlichen Erlebnisse und Verhältnisse war, so sorgten die Neugier seiner Wirtin, der braven Frau Waldrich, und einige Besuche von Eisfeldern und Meiningern im Waldrichschen Hause dafür, daß seine gegenwärtigen Lebensgenossen über die Unregelmäßigkeit seiner Bildung und die Beschränkung seiner äußern Mittel früher ins klare kamen als über die Tiefe und den Reichtum seines Talents. Während ihn Kretzschmar und Wieck durch seine Vorgeschichte zum Buchhändlerschreibsklaven für wohlvorbereitet erachteten und sich nur wunderten, daß er nicht daheim im Hildburghäuser Bibliographischen Institut Anstellung und literarische Beschäftigung gesucht hätte, konnte sich der wackre Dr. Wetzstein nicht an den Gedanken gewöhnen, daß der eminent begabte Mann auf dem Dornenwege des Autodidakten weiter wandeln müßte, riet ihm, sich an der Leipziger Universität inskribieren zu lassen, und versprach ihm, daß er unter seiner (Wetzsteins) Anleitung binnen einem Jahre imstande sein solle, ein Sanskritdrama zu übersetzen, womit dann seine Karriere gemacht sein würde. Man kann sich vorstellen, mit welchem ernsten Kopfschütteln und stillen Lächeln Ludwig alle diese wohlgemeinten Erörterungen und Vorstellungen aufnahm,

aber auch, wie innerlich einsam er sich bei ihnen fühlen mußte. Denn im Grunde bewiesen sie alle, daß auch die besten unter seinen Bekannten von einer künstlerischen Entwicklung, von dem eigentlichen Leben seiner Seele und von dem Muß einer echt schöpferischen Natur höchst unzulängliche Begriffe hatten. Er war entschlossen, auf jede Gefahr hin den betretnen Weg weiterzugehen. Und da ihm eine Aufführung seines Trauerspiels wichtiger und förderlicher erschien als der Druck seiner Gedichte und Erzählungen, die Aussicht auf Annahme des „Engels von Augsburg“ am Leipziger Stadttheater mit jedem Tage mehr schwand, so richteten sich Ludwigs Blicke nach Dresden, nach der Kunststadt, die in seinen Eisfelder Träumen schon so früh eine Rolle gespielt hatte. Auch jetzt wurde er von der Heimat aus ermutigt, eine Anknüpfung in Dresden zu suchen, und sein Oheim Christian Otto, der „dicke Herr“, griff zum letztenmal in das Lebensgeschick des Neffen ein, indem er diesen erinnerte, daß in der sächsischen Hauptstadt und recht im Mittelpunkt des Kunstlebens dort eine entfernte Verwandte und gute Freundin lebe, der man weitreichenden Einfluß zutrauen dürfe, und den Dichter ermutigte, sich dieser Gönnerin zunächst brieflich und womöglich auch bald persönlich vorzustellen.

Diese Verwandte, eine Cousine zehnten oder zwölften Grades nach thüringischem und schwäbischem Brauch, war niemand geringeres als die gefeierte Schauspielerin Karoline Bauer, die 1842 die abenteuerlich-romantische Episode ihrer Jugend, wo sie als Gräfin Montgomery in einer Gewissensehe mit dem Prinzen Leopold von Koburg im Regentpark zu London gelebt hatte, schon über ein Jahrzehnt hinter sich sah und seit 1835 zu den vorzüglichsten Mitgliedern des damals durchaus vorzüglichen Dresdner Hoftheaters gehörte. Der weit zurückliegende Verkehr mit Karoline

Bauer und ihrer Mutter in Koburg, ein Besuch beider in Eisfeld, waren eine der großen Erinnerungen des dicken Herrn; am Leben und Ruhm der Künstlerin nahm er in seinem weltfernen Werrastädtchen lebhaften, ja leidenschaftlichen Anteil, und als er jetzt von den Trauerspielnöten Ludwigs vernahm, mahnte er den zaghaften Neffen daran, daß ja auch er als zwölfjähriger Knabe Karoline Bauer kennen gelernt hätte. Ludwig befand sich in einer Stimmung, in der er sich sagte, daß etwas gewagt und getan werden müßte, auch wenn dies Etwas den eignen Gewöhnungen und Empfindungen nicht völlig entsprach. Er wußte vom Oheim, daß Karoline Bauer viel im Hause Ludwig Tiecks in Dresden verkehrte, und richtete also an die Schauspielerin einen Brief, in dem er sich auf jene freilich weit zurückliegende Begegnung berief und sich mit anmutiger Wendung den Enthusiasmus des dicken Herrn aneignete: „Erinnern Sie sich wohl jenes blöden Jungen noch, der, da Sie im Jahre 1825 seinen Onkel Christian Otto und seine Mutter Frau Syndikus Ludwig in Eisfeld besuchten, überrascht und verdutzt vor Ihnen stand? Und der jetzt eben wieder so blöde und verdutzt vor Ihnen steht, da er, eh man noch recht weiß, wer er ist, schon mit einer Bitte angestiegen kommt? Sie können sich seiner nicht mehr erinnern, und er selbst muß Ihnen erzählen, was besser durch einen andern geschähe, wie er sich von seinem Onkel vorsagen ließ von dem schönen Verhältnis, was zwischen Ihrer Mutter und ihm bestand, von Ihrer feinen Bildung und ungekünstelten Anmut, und es sich um so öfter vorsagen ließ, als diese Erinnerungen das Einzige sind, was des armen Onkels Stimmung über das Traurige seiner Lage emporheben kann. Wenn man ihn davon erzählen hört, sieht, wie er auf Augenblicke wieder jung wird wie ein alter Baum im Abendrot, so wundert man sich nicht, daß es einem selbst ist, als

hätte man Sie lange gekannt, und es sei eine Lust, Ihnen Dank wissen zu müssen!" Daran knüpfte der Dichter die Bitte, das mitkommende Manuskript („Der Engel von Augsburg") zu lesen und ihn wissen zu lassen, was die Künstlerin von dem „wilden Dinge" halte, es dann aber mit einem (beigelegten) Briefe an Ludwig Tieck gelangen zu lassen. In dem gleichzeitigen Briefe an das alte Haupt der Romantik berief sich Otto Ludwig darauf, daß er Tieck von früh auf viel schuldig geworden wäre und ihm gern noch mehr schulden möchte, bat um ein offnes Urteil, ob der große Dichter und feinsinnige Kritiker so viel Talent in seiner unfertigen Arbeit erkenne, „als einer weitern Ausbildung wert sein mag", betonte, daß er stärkere Farben aufgetragen hätte, als man gegenwärtig zu tun pflege, weil ihm dies durch das Wesen des Stoffs und das Wesen der Bühne begründet erscheine, und hob endlich hervor, daß es ihm am meisten darum zu tun gewesen sei, „nicht mich selbst und meine Eitelkeit in edle Gesinnungen und Sprüche gekleidet unter die spielenden Personen einzuschwärzen, in welcher Rücksicht ich wie in mancher andern zu weit gegangen sein mag." (Briefkonzept in Otto Ludwigs Schreibkalender auf das Jahr 1843.)

Karoline Bauer entsprach den gehegten Hoffnungen Ludwigs und seines Eisfelder Onkels insoweit, als sie die Handschrift des „Engels von Augsburg" in Tiecks Hände brachte. Tieck war damals schon vom König Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen worden und im Begriff, seine Zelte in Dresden vollends abzubrechen; einen unmittelbaren Einfluß auf das Dresdener Hoftheater, dessen Dramaturg er seit 1820 gewesen war, hatte er seit Jahren kaum mehr ausgeübt. Übrigens muß die Hofschauspielerin dem Vetter und Dichter aus Eisfeld nicht unfreundlich geantwortet haben, da Ludwig sie bei seiner Übersiedlung nach

Dresden alsbald aufsuchte und der letzte Mensch gewesen wäre, der eine kühle oder auch nur rückhaltende Aufnahme seines Briefes unbeachtet gelassen hätte.

Schon um Ostern 1843 war es bei Ludwig beschloßne Sache, demnächst nach Dresden zu reisen und dort bei längerm Aufenthalt zu versuchen, ob er nicht seine Erstlingstragödie auf die berühmte Bühne bringen könnte. Der Schritt in die Öffentlichkeit, zu dem er von seinen neuen wie von seinen alten Umgebungen gedrängt wurde (jeder Brief aus Eisfeld enthielt Mahnungen in diesem Sinne), schien auch ihm unerläßlich. Selbst seine alten musikalisch-dramatischen Versuche hatte er noch nicht völlig hinter sich geworfen, unter den Manuskripten, die er in seinem Hauskalender für 1843 mit den Worten „Nach Dresden mitzunehmen" aufzählte, fehlte die Partitur der „Köhlerin" nicht; von Anfängen hoffte er den Roman „Der neue Don Quixote" und die Tragödie „Der Eckart" (Burgunds Ausgang) während des Dresdner Aufenthalts weiterzuführen, die Novelle „Maria" sollte noch einmal überarbeitet werden; von seinen Büchern wählte er nur Cervantes Don Quixote und einige Bände Shakespeare aus. Seine fertigen Manuskripte legte er in Dr. Wetzsteins Hände, da ihm der Freund versprach, die leidige Redakteur- und Verlegersuche nach Kräften fortzusetzen. Aus den Briefen Wetzsteins an Ludwig, aus der Tatsache, daß er den größern Teil seiner Habseligkeiten in Leipzig und in Waldrichs Obhut zurückließ, erhellt, daß es zunächst nur auf eine Reise von längerer Dauer abgesehen und die Rückkehr nach Leipzig in Aussicht genommen war. Ludwig konnte nicht voraussehen, daß er in Dresden und seinen Umgebungen die Heimat für die ganze zweite Hälfte seines Lebens finden sollte, aber sah, als er im Frühling 1843 (spätestens Ende April, weil ein Brief Dr. Wetzsteins aus Leipzig vom Pfingstsonntag abends des gedachten

Jahres bereits an den seit längerer Zeit abwesenden gerichtet ist) von Leipzig nach der sächsischen Hauptstadt fuhr — zum erstenmal in seinem Leben die Eisenbahn benutzend —, mit großen Erwartungen den neuen Erlebnissen entgegen.

Als Otto Ludwig im Frühling 1843 in Dresden eintraf, war die malerisch liegende Elbstadt in eine der kurzen Glanzperioden ihres geistigen und geselligen Lebens eingetreten, in denen sie mit Recht als ein Mittelpunkt deutscher Kunst gelten durfte. Ihrer räumlichen Ausdehnung und ihren sozialen Zuständen nach immer noch nur eine behagliche Mittelstadt, mit anmutigen Umgebungen, mit überreichen Hilfsmitteln geistiger Genüsse in ihren herrlichen Kunstsammlungen, ihrem ausgezeichneten Theater, ihrer schon ein Jahrhundert lang gleichmäßig vorzüglichen Hofkapelle ausgerüstet, jetzt aber, just am Ausgang der dreißiger und Eingang der vierziger Jahre, von einem veränderten und frischen Geisteshauch durchweht, begann sie neue Anziehungskraft auszuüben. Die Restaurationsperiode zwischen 1815 und 1830 hatte die wunderlichsten Gegensätze und Widersprüche auf allen den Gebieten gesehen, auf denen Dresdens Bedeutung und alter Ruhm beruhte. Während die diesseits der Alpen unübertroffne Gemäldesammlung die Besucher zu Tausenden nach der sächsischen Residenz zog und das Entzücken aller mit Augen begabten Menschen bildete, hatte man mit einer bis zum Lächerlichen verzopften, mit den geistlosesten Mittelmäßigkeiten, ja mit unfähigen Stümpern besetzten Kunstakademie und mit der Begünstigung lebloser und nichtiger Kleinkunst, Malerei und Plastik größern Stils schier bis zur Unglaublichkeit verkümmern lassen; während man am Hoftheater Carl Maria von Weber, den besten Dirigenten der Zeit, den unsterblichen Komponisten des „Freischütz“ und der „Euryanthe“, an die Spitze einer deutschen Oper gestellt hatte, war man

eifersüchtig und kleinlich bemüht gewesen, die reichsten Mittel, die größten Ehren für die völlig überlebte italienische Hofoper vorzubehalten; während man einen wahrhaften und bedeutenden Dichter, Ludwig Tieck, den Romantiker, in jeder Weise auszeichnete, ihn als Dramaturg für das Hoftheater gewann, während Tiecks Lesepult allabendlich von der Aristokratie umdrängt worden war, hatte man doch alle seine offnen und heimlichen literarischen Gegner, die Vertreter der Trivialpoesie, die Männer des Liederkreises und der Theodor Hellschen „Abendzeitung", die ebensowohl Feinde der Romantik als Feinde jeder tiefern und künstlerisch edeln Auffassung der Dichtung waren, zu begünstigen, zu ermuntern, zu hegen verstanden. Die Mittelmäßigkeit, die geistige Armseligkeit hatten einen großen Teil der Dresdner Kunst und Literatur jahrzehntelang beherrscht und in nur zu vielen Kreisen recht eigentlich als ein besondres Verdienst gegolten. Unter der Tarnkappe gemütlicher Einfachheit, anspruchsloser Unterhaltung war von der Impotenz der breiteste Raum beansprucht und im Gefolge dieser Dresdner Gemütlichkeit ein häßliches kleinliches Kabalenwesen und unversieglicher Klatsch gepflegt worden.

Das Jahr 1830 und die ihm folgende Umgestaltung der Verfassung und aller politischen Verhältnisse des Königreichs Sachsen, die Mitregentschaft eines liebenswürdigen, echt kunstsinnigen Fürsten wie des Prinzen und nachmaligen Königs Friedrich August, der bedeutende Einfluß eines geistvollen und hochgebildeten Ministers wie Bernhard August von Lindenau waren dem beginnenden Umschwung zum Bessern, dem frischern Zug auf allen Lebens- und Schaffensgebieten sehr zugute gekommen.

Um die Zeit, in der der noch völlig unbekannte thüringische Dichter Dresden zu seinem vorläufigen Wohnsitz wählte, war der Höhepunkt des Auf-

schwungs so ziemlich erreicht. Ein neues frisches Kunstleben entfaltete sich unter der Mitwirkung genialer und strebsamer Künstlernaturen. Der Berufung des Großes verheißenden Schülers Rauchs, des Bildhauers Ernst Rietschel, war die des geistvollen und energischen jungen Architekten Gottfried Semper gefolgt, mit Eduard Bendemann und Julius Hübner hatte die Düsseldorfer Malerei ihren Einzug in Dresden gehalten, und was ihren Meistern auch fehlen mochte, sie brachten gegenüber der seither in Dresden gepflegten Kunstweise Bewegung, Licht, Leben und Anmut mit sich. In den veränderten Zuständen war auch für das größte eingeborne Talent, das Dresden besaß, für den Landschaftsmaler und den wie kein zweiter aus der Tiefe des deutschen Lebens und Gemüts schöpfenden phantasievollen Zeichner Ludwig Richter Raum zu froher Wirkung geworden. — Mit den plastischen Arbeiten für das neue Theater hatte Ernst Hähnel seine schöpferische Tätigkeit begonnen, die neben und mit der größern Rietschels eine bedeutende und angesehene Dresdner Bildhauerschule ins Leben rufen sollte. Auch jüngre Talente begannen sich unter dem neuen Lebenshauch zu regen und zu entfalten. Die Dresdner Hofbühne hatte ihre goldnen Tage. Ein Schauspielerpersonal, dem in voller Leistungskraft Emil Devrient, Friedrich Porth, Karl Quanter, Eduard Winger, Gustav Räder, Franziska Berg, Karoline Bauer und Marie Bayer, eine Oper, der Wilhelmine Schröder-Devrient, Josef Tichatschek, Anton Mitterwurzer angehörten, eine Kapelle, der eben wieder in Richard Wagner ein Leiter von glänzender und eigentümlicher Begabung gewonnen war, berechtigten die sächsische Hauptstadt zu dem Stolz, den sie auf ihr Theater empfand. Dazu ließ sich die Intendanz des Kunstinstituts angelegen sein, fortwährend neue Talente wirkliche — nicht Scheinkräfte — heranzuziehn, im Ver-

lauf des Jahres, das Otto Ludwig zunächst in Dresden verweilte, traten Eduard Devrient als Schauspielregisseur und Darsteller, die jugendliche Johanna Wagner als Sängerin in den Verband der Hofbühne ein.

Auch das Bild des literarischen Dresdens der Restaurationszeit war schon ein völlig verändertes geworden. Das Scheiden Ludwig Tiecks aus dem Eckhause am Dresdner Altmarkt, wo er an Hunderten von Empfangs- und Leseabenden Tausende von Menschen bei sich gesehen hatte, hinterließ allerdings eine fühlbare Lücke, da der alte Romantiker der einzige gewesen war, der Sinn und Verständnis für poetische Originalität, für größere Gestalten, tiefere Stimmungen und kühnere Laute gehabt hatte. Doch kam Tiecks Wegzug den untergeordneten Widersachern des Meisters und ihrer spezifischen Dresdner Poesie nicht mehr zugute. Der Tod Karl Försters (am 18. Dezember 1841) und Friedrich Kinds (24. Juni 1843) hatte den alten „Liederkreis“ seiner besten Mitglieder beraubt; eben jetzt (Juli 1843) verkaufte der kluge Hofrat Winkler (Theodor Hell) seine vielgeliebte Abendzeitung an einen Rechtsanwalt Robert Schmieder, weil er spürte, daß die Tage ihrer Geltung gezählt seien. Seit Jahren hatte die jüngere Literatur einen hochstrebenden und talentreichen Vertreter in Dresden an Julius Mosen, dem Dichter des „Ritter Wahn“ und „Ahasver“, dem Lyriker und Erzähler gehabt, der mit einer Reihe von rhetorisch-tendenziösen Dramen den Kränzen, die er mit Recht trug, auch noch den Lorbeer des Dramatikers hinzuzugewinnen suchte. Vor kurzem waren die Herausgeber der ehemals Hallischen, zuletzt Deutschen Jahrbücher, Arnold Ruge und Ernst Theodor Echtermeyer, nach Dresden übergesiedelt und hatten sich einen Kreis gebildet, dessen Anschauungen freilich bedenklich von der Philosophie und Literatur zur Politik hinüberschaukelten und schillerten. Die Novellisten Ernst von

Brunnow, Karl von Wachsmann, obschon keine schöpferischen Naturen im höchsten Sinne, überragten doch die Gehe, Tromelitz, Bronikowski der alten Vespertina schon sehr bedeutend. In Gustav Nieritz erstand ein Volkserzähler von echt sächsischem Gepräge, der eben damals einige seiner gelungensten Erfindungen in einem neubegründeten und weitverbreiteten „Sächsischen Volkskalender“ veröffentlichte. Auch die jüngern Lyriker wie Adolf Peters, Ernst Fischer und andre schlugen kräftigere Töne an, als die vom Liederkreis her gewohnten. Ein Element der Gärung brachte die zwischen ihren großen Reisen jahrelang in Dresden lebende und ein Haus machende Gräfin Ida Hahn-Hahn. Sie stand damals auf der Höhe ihres Rufes als Romanschriftstellerin, sie hatte soeben vier ihrer Hauptwerke: „Der Rechte“, „Gräfin Faustina“, „Ulrich“ und „Sigismund Forster“ veröffentlicht und alle die Probleme und Emanzipationsfragen, mit denen das junge Deutschland die Literatur zu erneuern meinte, mit vornehmer Insolenz als das besondre Eigentum der guten Gesellschaft in Anspruch genommen. Ungesund, wie ihre Lebensanschauungen und ihre literarischen Selbstverherrlichungen waren, forderte doch die Gräfin Hahn ohne alle Frage größere Maßstäbe als das triviale Blaustrumpftum, und der Beifall, den ihre launenhaften Bücher fanden, durfte in Wahrheit ein Zeichen der Zeit heißen. —

Der Neuankömmling hatte zunächst an alle diese Herrlichkeiten sehr geringfügige Anknüpfungen, und in seiner Natur lag es nicht, dergleichen eifrig zu suchen. Seiner neuen Gönnerin Karoline Bauer war er von Leipzig her angemeldet worden; mit einer Empfehlung an den Mathematiker und lyrischen Dichter Adolf Peters, der Lehrer am Blochmannschen Institut und Vitzthumschen Geschlechtsgymnasium war und seinerseits zu Julius Mosen in Beziehungen stand, hatte ihn

Johannes Minckwitz ausgerüstet, von Eisfeld und Hildburghausen her waren ihm mancherlei Grüße an verschollene Vettern und Freunde in Dresden aufgetragen. Er hatte das Glück, eine seinem Sinne und seinen Gewohnheiten sehr zusagende Wohnung vor dem Falkenschlage in einem Gartenhause, in dem sich eine Wirtschaft „Zur Hoffnung" befand, zu finden, und nahm dies Wirtsschild für ein gutes Zeichen. Seine Fenster gewährten ihm einen Ausblick auf Gärten und Felder, auch das gegenüberliegende Taubstummeninstitut stand damals noch völlig im Grünen. Seine Lebensweise richtete er ähnlich wie in Leipzig ein, nur daß er in der ersten Zeit seines Dresdner Aufenthalts weniger schrieb und dafür die Bildergalerie fleißig besuchte, in deren Schätzen ihm in der Tat neue Offenbarungen aufgingen, und daß er einen großen Teil seiner Abende im Theater verbrachte, was in Leipzig nur in längern Zwischenräumen der Fall gewesen war.

Der erste Brief Ludwigs aus Dresden, der sich erhalten hat, zugleich der letzte, den er seinem Onkel Christian in Eisfeld schrieb, trug das Datum des 2. August 1843 und berichtete natürlich vor allem über das Zusammentreffen mit der berühmten Cousine und über die Beziehungen zu ihr: „Lieber dicker Herr, ich soll dir viele herzliche Empfehlungen von der Bauer sagen, nächstens wird sie dir ihr neustes Bild schicken. Sie fragte mich, wie es wohl möglich zu machen sei, daß du sie, wie du gewünscht, einmal spielen sehen könntest. Von meinem Stücke konnte ich nicht gleich beim ersten Besuch sprechen, auch war da noch ein Baron von Bredow aus Berlin bei ihr. Sie empfing mich auf das freundlichste, freute sich, daß sie nun einen Kavalier habe, der sie auf Spaziergängen usw. begleiten könnte und als „Vetter" dabei nicht dem Verdacht aussetze, den sie auf alle Weise vermeidet, was bei einem groß-

städtischen Publikum, welches selbst nichts taugt, sehr schwer ist. Sie schickt mir, so oft sie spielt, früh ein Billett in die Loge. Da habe ich sie denn gesehen im „Fabrikanten" (von Eduard Devrient), in den „Quälgeistern" und als Maria Stuart. In komischen Rollen besitzt sie eine unvergleichliche Natürlichkeit, auch die tragischen gibt sie ausgezeichnet; dabei kommt ihre Figur ihr sehr zustatten, die wahrhaft königlich ist, und neben der die andern Schauspielerinnen und selbst die meisten Schauspieler klägliche Figuren spielen. In den „Quälgeistern" saß in meiner Loge noch eine fremde Dame, der Sprache nach eine Russin, eine Frau von vornehmer und dabei bedeutender geistiger Bildung. Die war außer sich über die Bauer und sagte: „Daß sie die Männer alle gewinnt, das kann wohl eine andre auch, aber auch die Weiber in sich verliebt machen, das kann nur die Bauer."

Eine wunderliche Ironie des Schicksals führte den tiefen, weniger weltunkundigen als weltscheuen Dichter mit der glänzenden, allgefeierten Schauspielerin, die nur allzusehr Weltkind war, kurze Zeit vor der Katastrophe zusammen, in der Karoline Bauer für immer ihre Freiheit und ihr Künstlertum verscherzte, ohne das Glück der Liebe und des friedvollen Hauses zu gewinnen. Gerade in den Sommermonaten des Jahres 1843 und während des Winters von 1843 auf 1844, also in der Zeit ihres Verkehrs mit Otto Ludwig, erfuhr die Künstlerin jene herbe Enttäuschung durch ihre Verlobung mit dem schlesischen Landrat von Wichura, die sie dann dem polnischen Grafen Ladislaus Broël-Plater in die Arme trieb und ihren Weggang aus Dresden im Frühling von 1844 herbeiführte. Ludwig bewunderte aufrichtig die künstlerische wie die persönliche Anmut seiner entfernten Verwandten. Als sich im Laufe dieser Zeit eine Hoffnung auftat, sein Lustspiel „Hanns Frei" gedruckt zu er-

halten, schrieb er in der Sprache des Stückes eine poetische Widmung „An Fräulein Karoline Bauer":

Ein Blatt Papier ist wenig wert,
Ein Stempel drauf macht es begehrt,
Und daß es was Besondres gilt.
Dein Name sei des Büchleins Schild:
Ist Anmut nicht im Buch gewesen,
Stand doch ihr Name drauf zu lesen!

Doch bei alledem empfand er, daß die liebenswürdige Schauspielerin von einer seltsamen Ruhelosigkeit erfüllt war, und ahnte wahrscheinlich etwas von dem innerlich nicht Befriedigenden ihres zur Zeit noch vielbeneideten Daseins. Sie hatte sich Mühe gegeben, den „Engel von Augsburg" der Dresdner Intendanz zu empfehlen; Ludwig hatte für diesen Zweck seine in Leipzig vollendete Tragödie überarbeitet und namentlich den letzten Akt umgestaltet. Herr von Lüttichau aber besorgte, daß durch dieses Liebestrauerspiel der „nahe verwandte königlich bayrische Hof kompromittiert werden" und der bayrische Gesandte Anstoß nehmen könnte, und lehnte, mit vielen üblichen Lobeserhebungen des vom Dichter bezeugten Talents, die Aufführung ab. Ludwig beabsichtigte danach „Hanns Frei" in Dresden einzureichen, unterließ es aber, weil sich einige trügerische Aussichten in Leipzig zeigten, wo Dr. Wetzstein der tägliche Schachgenosse des künftigen Theaterpächters Dr. Schmidt war, der die ernste Absicht hegte, die neue dramatische Produktion nach Kräften zu fördern. Erfüllten sich sonach die Hoffnungen nicht, die Ludwig zuerst an die persönliche Bekanntschaft mit Karoline Bauer geknüpft hatte, und fiel er nur zu bald in seine Gewohnheit zurück, sich wochen- und monatelang unsichtbar zu machen, so bezeugt doch ein (im Konzept erhaltner) Brief aus dem Winter von 1843 auf 44, daß er die gute Freundschaft aufrecht zu

erhalten suchte: „Beste Cousine! Sie müssen denken, ich sei durchgegangen oder gestorben, weil Sie nichts von mir hörten und sahen. Lassen Sie mir immer das unschuldige Vergnügen, mir einzubilden, Sie hätten eins von beiden von mir gedacht — also doch wenigstens einmal an mich gedacht. Ich weiß nicht, soll ich mich entschuldigen, wenn ich nicht besuche, oder ists nötiger, wenn ich besuche. Der unfreundliche Winter macht mich immer so kleinmütig und darum leutescheu. Oft war ich auf dem Wege zu Ihnen, entweder kehrte ich um, oder ich traf Sie nicht. So kam es, daß ich Ihre Verehrung trieb wie Christen, die um so frömmer sind, je weniger sie in die Kirche gehen. Wie diese ihren Gott lieber in seinen Werken verehren, so tat ichs mit Ihnen im Theater und in mir selber, in dem auch gar manches Ihr Werk ist. Weshalb ich mich schon jetzt nenne Ihren eigensten Otto Ludwig." — Ob der Dichter seiner Base nach diesem Briefe noch persönlich begegnet ist, läßt sich nicht erraten. Mit ganz Dresden wurde er von der Flucht der Künstlerin im Frühjahr 1844 überrascht, und da er aufrichtigen Anteil an ihr genommen hatte, schmerzlich überrascht.

Der dicke Herr in Eisfeld erfuhr nichts mehr von der Ablehnung des Trauerspiels „Der Engel von Augsburg" und ebensowenig von dem Ausgang der durch ihn angeregten und beförderten Bekanntschaft mit Karoline Bauer. Das oben erwähnte Schreiben seines Neffen aus Dresden vom 2. August 1843 sollte für ihn die letzte Lebensfreude sein. Christian Otto hatte lange und schwer gelitten, am 11. August erlöste ihn ein sanfter Tod von allen Schmerzen seiner letzten Jahre. Am 15. August empfing Ludwig durch einen Brief Ambrunns die Nachricht vom Tode seines Onkels. Dieser Verlust, den er schmerzlich empfand („Freilich war er die Hauptperson in allen meinen Plänen, nunmehr aber braucht er meine einfältigen Pläne

nicht mehr; daß ich ihm, dem ich gern ein frohes Leben bereitet hätte, wenigstens frohe Todesvorstunden schaffen durfte, wird mich ewig freuen!" Otto Ludwig an Ambrunn, Dresden, 15. August 1843), änderte seine äußere Lage insofern, als ihm das Erbteil, das ihm der Verstorbne gesichert hatte, bei seinen bescheidnen Bedürfnissen für den Augenblick, ja auf mehrere Jahre hinaus die vollste Unabhängigkeit von Erwerb und Erfolg sicherte. Christian Otto hatte die eine Hälfte seines kleingewordnen Vermögens seiner Frau und seinem Sohne Adolf, die andre seinem Neffen hinterlassen; am 15. August stellte Ludwig (der in der betreffenden Urkunde vom Dresdner Stadtgericht „Kandidat und Litterat" betitelt wurde und mit dem Petschaft seines Vaters Ernst Ludwig siegelte) eine Generalvollmacht für den Amtsregistrator Ludwig Ambrunn zu Eisfeld aus, auf Grund deren Ambrunn in allen folgenden Jahren und so lange es etwas zu verwalten gab, den Besitz des Dichters verwaltete. Das Wohnhaus des Onkels wurde schon 1844 von der Witwe Johanna Neuroth in Eisfeld angekauft, auf Otto Ludwigs Anteil entfielen 3600 Gulden. Er überließ die Ordnung dieser und jeder andern heimischen Angelegenheit Ambrunn um so ausschließlicher, als ihn jeder Brief von der unholden Witwe des Oheims, die sich in jeweiligen „Anfällen von Rachsucht und Bosheit" an ihn wandte und durchaus sein Gartenhaus bewohnen und die Pächterin seines Gartens werden wollte, in der Abneigung befestigte, die Heimat wiederzusehen. Am 3. September 1843 meldete er nun Ambrunn: „Ich werde der Madame Otto schreiben, daß ich meinen Aufenthaltsort ändre, nur um nicht wieder an sie erinnert zu werden. Sage ihr doch, ich hätte dir dasselbe geschrieben, sonst schreibt sie mir, so oft sie eine Bosheit anwandelt, und verlangt, ich solle ihr zu deren Ausführung helfen." Ernstlich bekümmerte ihn

bei alledem nur, daß es kein Mittel gab, den jungen Sohn des Onkels den Händen seiner Mutter zu entziehen; Ludwig mußte es geschehen lassen, daß dieser mit der Witwe Elisabeth Otto und andern Gliedern der Familie Heinlein nach Amerika auswanderte, wo er verschollen ist.

Inzwischen lebte sich Ludwig in Dresden während des schönen Herbstes von 1843 um so mehr und um so besser ein, als er in erfreulichen und dauernden Verkehr mit einigen bildenden Künstlern und durch diese und seine Leipziger Bekannten Dr. Wimmer und Minckwitz mit einigen schlichtbürgerlichen, aber kunstsinnigen und für alle geistigen Bestrebungen empfänglichen Familien getreten war. Unter jenen waren es namentlich der Kupferstecher Langer und der Landschaftsmaler Ernst Ferdinand Öhme, denen Ludwig näher trat. Öhme, der aufs innigste mit Ludwig Richter befreundet war, vermittelte die Bekanntschaft unsers Dichters auch mit diesem, und der Künstler fand großes Wohlgefallen an der Persönlichkeit wie an den Schöpfungen Ludwigs, die ihm in der Handschrift mitgeteilt wurden, an dem Lustspiel „Hanns Frei“, der in Dresden neubearbeiteten, mit anderm Lokalkolorit ausgestatteten Novelle „Maria“ und dem „Märchen von den drei Wünschen“. Zu den Familien, in deren Kreise sich Ludwig wohl und heimisch fühlte, gehörte, außer denen der genannten Künstler, die des Dr. Jenke, des Direktors des Taubstummeninstituts, in deren Garten und behaglichen Zimmern er sich meist am Mittwochabend einfand. Beziehungen wie diese, und dazu die Eindrücke Dresdens und seiner Umgebungen, die Ludwig wiederholt in Briefen in die Heimat und an seine Leipziger Genossen zu rühmen wußte, halfen ihm über das Mißbehagen hinweg, das ihn bei der bisherigen Erfolglosigkeit seiner poetischen Bestrebungen da und dort beschleichen wollte. Aus Leipzig mußte Dr. Wetzstein

melden, daß Laube den Druck des „Märchens von den drei Wünschen" beanstandet habe, daß der Buchhändler Baumgärtner, der das Manuskript für sein Taschenbuch „Vielliebchen" bereits angenommen hatte, nachträglich den Stachel in der humoristischen Gestalt des Verlagsbuchhändlers und Buchdruckereibesitzers Jammerdegen verspürt habe, daß auch in der Novelle „Maria" bei allem Feuer der Phantasie, bei aller Schönheit des Vortrags „die Kohärenz mit den Ansprüchen der gegenwärtigen Lesewelt" vermißt worden sei. Wohl fügte der getreue Freund hinzu: „Was mein Urteil anlangt, so bitte ich Sie inständig, sich ja durch solche Meinungen nicht irre leiten zu lassen. Originalität über alles! Und haben Sie einmal einen Verleger gefunden, so legt man auch den allgemeinen Maßstab an Ihre Sachen, und dann können sie bloß gewinnen, wenn sie mit dem ‚laufenden' Wasser der Gegenwart wenig zu tun haben." Doch den Verleger, der die mit Recht belobten Schöpfungen, wenn auch ohne alles Honorar, gedruckt hätte, wußte auch er, trotz seiner Bekanntschaft mit Leipziger Buchhändlern, nicht zu finden, und es war gut, daß Ludwig von den Eisfelder Komponistenjahren her einige Übung im Warten besaß.

Wenigstens ließ sich der Dichter durch all diese Hemmnisse und Schwierigkeiten den Genuß des Augenblicks und den Gewinn seines gegenwärtigen Lebens nicht verkümmern. Die malerische Elbestadt mit ihren Barock- und Rokokobauten, mit dem Reichtum ihrer Kunstschätze war der letzte große äußere Lebenseindruck, den das Geschick seiner Bildung und Entwicklung gönnte. Ludwig wußte ihn zu nutzen wie wenige. Wenn er mit seinen neuen Malerfreunden in den reizvollen Umgebungen Dresdens umherstreifte, wenn er an einem schönen Herbstabende vom „Weißen Hirsch" heimkehrend die Stadt mit den Lichtern ihrer Brühlschen Terrasse und ihrer (damals noch einzigen) Elbbrücke vor

sich aufleuchten sah, wurde auch er des Zaubers froh, den vor und nach ihm Tausende empfunden haben. Wenn er die Meisterwerke der Gemäldegalerie und der Mengsschen Abgußsammlung wieder und wieder still genießend durchschritt, war ihm, als „wachse ihm ein neuer Sinn“. Mit unbestechlichem Auge und dem untrüglichsten Instinkt für alles geistig Mächtige und Echte unterschied er, der bisher so wenig gesehen hatte, das Bedeutungsvolle vom bloß Anspruchsvollen; die Sicherheit seines Blicks und seine ureigentümliche Fassungskraft für das Ganze eines Bildes setzten die Künstler ebenso in Erstaunen, als die Feinheit seines Urteils über tausend Einzelheiten. In ihm selbst lebten die geschauten Bilder in leuchtender Deutlichkeit weiter, sie befruchteten seine Phantasie und wurden noch dem Kritiker in spätern Jahren durch den Vergleich ihrer malerischen Grundstimmungen mit poetischen Stimmungen wichtig. Und so durfte Otto Ludwig mit Wahrheit sagen, daß er sich in Dresden heimisch zu fühlen beginne, und daß die Opfer, die er seinem Aufenthalte hier gebracht habe, ihm durch Raffael und Correggio allein bezahlt worden seien, noch ganz abgesehen vom Eindruck des Theaters und der Musik, der ihm auch nicht verloren sein solle. Doch bekannte er im Mai 1844 in einem Briefe an Dr. Wetzstein, daß ihm des Außenlebens und der Menge der Eindrücke, die er täglich zu verarbeiten habe, fast zu viel werde. „Ich muß es demnächst dem Betteljungen nachtun, den ich aus dem Gedränge der Leipziger Messe sich in ein Winkelchen flüchten sah, um in Ruhe die Pfennige zu zählen, die er in dem Lärmen erfochten hatte.“

Der Einsiedler von Garsebach und Meißen

Die beiden Jahre, die Otto Ludwig zwischen 1842 und 1844 in Leipzig und Dresden verbracht hatte, waren ohne Zweifel die äußerlich bewegtesten seines ganzen bisherigen Lebens gewesen. Soviel es seiner durch Naturanlage und Jugendeindrücke, durch Neigung und Gewöhnung bereits stark einsiedlerischen Natur möglich war, hatte er Verkehr und Verbindungen gesucht, auch was ungesucht an ihn herankam, nicht geradezu abgelehnt. Er hatte in Leipzig wie in Dresden den bescheidnen Lebensgenuß seiner eigentlichen Kameraden, der Gelehrten wie der Künstler geteilt, noch der letzte Brief an Onkel Christian vom 2. August 1843 enthielt eine aus eigner Anschauung geschöpfte Schilderung der glanzvollen Dresdner „Vogelwiese", auf der ein einziges Riesenzelt, das Felsnersche, „das ganze Eisfelder Vogelschießen" aufnehmen konnte, und die geputzte Masse fast unübersehlich war. Bei alledem blieb das Verlangen, in möglichster Stille und Abgeschiedenheit zu schaffen, in ihm herrschend, und die Erfahrungen und kleinen Erlebnisse des Frühlings 1844 hatten dies Verlangen noch gesteigert. Der Wolkenbruch, der Anfang Mai das Dorf Wachwitz bei Dresden verwüstete, gewährte ihm ein noch nie gesehenes Schauspiel, das er in einem seiner Briefe in die Heimat anschaulich schilderte: „Wachwitz, in der lieblichsten Gegend, am Ausgang eines wunder-

vollen Grundes, unter Weinbergen an der Elbe gelegen. Ich kann dir nicht sagen, welch wundersamen, schön-schrecklichen Anblick ich hatte, wie ich einige Tage nachher den Schauplatz dieses Begebnisses besuchte. Ganz oben (das Dorf liegt hängig) ist zur einen Seite der Mühle, von der übrigens das massive und neu gebaute Haus selbst unversehrt blieb, wo sonst der Mühlbach floß, ein Damm von einigen Stockwerken entstanden, auf der andern Seite hingegen hat es eine Schlucht ausgehöhlt. Große Felsblöcke, ausgerissene, zum Teil blühende Bäume, halbe Hauswände, Gartenstakete, zertrümmerte Möbel, darüber eine Schicht Kies und dann wieder Trümmer; so haben sich ganze kleine Berge formiert. Dazwischen laufen nun Tausende von geputzten Besuchern umher, die der malerischen Stätte ein Leben geben, welches sehr, aber doch noch anmutig mit derselben kontrastiert. Während oder kurz nach der Entladung des Wolkenbruchs gab die Elbe in Dresden das Bild des Meeres, das eben seinen langen Grimm über die Sklaverei unter dem Eigennutz des Menschen an seinen Werkzeugen ausgelassen. Sie war ganz bedeckt von Staketen, Weinpfählen, Tischen, Stühlen, Kommoden, Kleidern, Lebensmitteln. An der Brücke hielt man förmliche Fischerei danach. Noch bin ich in Dresden, werde mich aber baldigst in die Nähe von Meißen oder Pirna begeben." (An Ludwig Ambrunn, Dresden, 18. Mai 1844.) Eben in den Tagen, wo er diesen Vorsatz äußerte, gestaltete sich sein Dresdner Leben über seine Wünsche hinaus bunt und abwechselnd. Dr. Wetzstein empfahl ihm in herzlichster Weise einen nach Dresden reisenden jungen Dänen, Herrn von Mehren, den Ludwig schon beim ersten Besuche mit besonderm Wohlgefallen aufnahm, dessen Bildung und anspruchsloser Frohsinn ihn bald zu wiederholtem täglichen und fröhlichen Verkehr veranlaßte. Dr. von Mehren, der später als

Professor der semitischen Sprachen an der Kopenhagner Universität wirksam war, erinnerte sich sein Leben hindurch (1905 lebte er im höchsten Alter, leider erblindet, noch zu Fredensborg auf Seeland) der Begegnungen mit dem deutschen Dichter. Da auch Wetzstein sich auf einige Tage in Dresden einfand, der Künstlerkreis, dem Ludwig schon näher getreten war, sich um diese Zeit bedeutend erweiterte, war der Ausruf begreiflich, mit dem Ludwig einen (undatierten, aber dem Frühling 1844 angehörigen) Brief an Dr. Wimmer eröffnete: „Ich habe mich lange nicht ungestört sprechen können und habe viel mit mir zu bereden.“ Er hatte bei einem mit den Malern Strauch, Gössel, Hasse, Fiebiger, dem Kupferstecher Langer und Herrn von Mehren unternommenen Frühlingsausflug durch das Triebischtal und nach Scharfenberg bei Meißen eine halbe Stunde hinter dem „Buschbad“ den stillen Winkel aufgefunden, der zu seinen Sinnen und zu seiner Seele sprach und sich auf der Stelle eine Sommerwohnung dort gesichert. Anfang Juni 1844 verließ er Dresden und bezog im obern Stock der „Schleifmühle“ zu Nieder=Garsebach ein paar bescheidne Zimmer, in denen eine größere Reihe seiner Werke entstehen sollte, als er beim Beginn des Sommers von 1844 voraussetzen konnte.

Ein mit bewaldeten und reich bewachsenen Hügeln und kleinen Felsen eingerahmtes, mäßig breites, überall frischgrünes, von der klaren Triebisch durchrauschtes, im übrigen stilles Tal, das südwestlich von der alten Bischofsstadt Meißen, fast unmerklich ansteigend, sich gegen Taubenhain und Rothschönberg hin erstreckt, wird in kurzen Abständen von einigen Dörfern und einzeln liegenden Mühlen belebt. Etwa eine Stunde von Meißen liegt das Dorf Nieder=Garsebach, zu dem die „Schleifmühle“ gehörte, in der der Dichter sich niederließ. Dies Waldtal mit üppiger Mannigfaltig=

keit der Laubbäume und Büsche, nicht ohne einzelne schroffere und ernstere Partien, im ganzen aber doch voll lieblicher und anmutiger Reize, gemahnte Ludwig mit Recht an die verlaßne Heimat. In der ihm seither völlig unbekannten Landschaft fand er Eindrücke wieder, die ihm von klein auf vertraut und lieb waren, und denen er sich jetzt aufs neue mit einem lange nicht erlebten Wohlgefühl überließ. Er streifte das Tal auf und ab: überall entdeckte er stille Plätze, an denen er ungestört nachsinnen und schaffend träumen konnte, er machte sich mit den unterhalb und oberhalb seines Asyls gelegnen Rastorten bekannt und verweilte besonders gern unter den Bäumen der gegen Meißen hin hochgelegnen Altenburg und im schattig umbuschten Garten der Preiskermühle. Überall fand er es „gerade wild genug, einem Poeten zu gefallen, und zahm genug, von ihm bewohnt zu werden." Und in einem Briefe an Ludwig Ambrunn (Schleifmühle bei Nieder-Garsebach, 19. Juni 1844) schilderte er die Reize seines Aufenthaltes in frischer, beglückter Stimmung: „Ich schreibe Dir aus einem der lieblichsten Winkelchen Erde; links vor mir prächtige Felsen, rechts die kleine kühle Triebisch, drüber Berge mit grünem Busch bewachsen, um meine Residenz — in einer Schleifmühle — ungeheure, herabgerollte Felsblöcke von mannigfachsten Formen und schlanke, grüne, krause Erlen bunt untereinander. Und in welcher Richtung ich den Triebischgrund durchziehen mag, so wirds immer schöner. Meine Werkstatt schlag ich bald hier bald da auf, einmal zwischen den Felsblöcken an der Triebisch nahebei — ein alter Erlenstrunk hält mir das Tintenfaß (den Stecher, den Dein Christian, den zu grüßen bitte, mir gemacht), die Mappe auf meinen Knieen ist mein Tisch; bald über der Klausmühle, dem romantischsten Punkt, den ich auf der Welt kenne, etwa zwei Stockwerk hoch, einen schmalen Weg sperrend, der durch

junges Gebüsch in wunderschönen Linien herunterläuft, so oft geschlängelt, daß man merkt, er selber mag nicht von dem schönen Berge herab — was ihm nun freilich zu verdenken, da das Tal noch schöner ist, bald horste ich, auf meinen poetischen Eiern brütend, auf dem Gipfel eines Felsens. Ob ich gleich allein bin, habe ich nicht die mindeste Langeweile; ich wende meinen Kopf um, so hab ich das Tal mit edeln, guten, ernsten, komischen, bösen Bewohnern bevölkert. Wenn mirs gefällt, geh ich mit Göttern und Königen um, in einem Anfall von Herablassung dagegen kann ich mit Bauern kegeln, die übrigens hier meist sehr reich und so gebildet sind, wie bei uns draußen angesehenere Bürger."

Die in so beredten Worten gepriesenen stillen Reize des Triebischtales waren es nicht mehr allein, die den Dichter mit neuer Lebenslust erfüllten. Schon in den ersten Wochen, in denen Ludwig an seinem neuen Wohnort verweilte, hatte eine Begegnung stattgefunden, die seinem weitern Leben Ziel und Gestalt geben sollte. Der einunddreißigjährige Mann hatte bis zu dieser Zeit jeden Jugendtraum, jede sich regende Neigung und das natürliche Verlangen nach Liebesglück — angesichts seiner ungewissen Lebenslage und in der Hingebung an seine künstlerischen Ideale — tapfer niedergekämpft, er hatte eben die Gewalt eines unwiderstehlichen Gefühles noch nicht erfahren. Jetzt sollte auch seine Stunde schlagen — die glückselige Frühlingsstimmung, die ihn in der idyllischen Umgebung nach zwei Jahren Stadtlebens durchdrang, hatte gleichsam den Boden gelockert, in dem der Keim einer starken Neigung rasch emporsprossen und Wurzel treiben konnte.

Ludwig lernte in diesen Tagen ein junges Mädchen, die Tochter eines Meißner Bürgers, Emilie Winkler kennen, die bald seine Braut und die treue Ge-

fährtin seines Lebens in Glück und Leid werden sollte. Frau Ludwig erzählt warm und schlicht aus ihren Jugenderinnerungen: „Im Triebischtal, in der Nähe des Buschbades, lernte ich Ludwig kennen, als ich mit meinem Vater, einem Naturfreund wie wenige, spazieren ging. — Wir waren eines Nachmittags auf unserm Wege schon in den einsamern Teil des Tales gelangt, da begegnete uns ein junger stattlicher Mann mit breitem Strohhut auf dem wunderbar schönen Haupte, dessen Blick ich plötzlich wie suchend auf mich gerichtet fühle. Er grüßt, bleibt stehen, und als wir an eine Biegung des Weges gelangen und mein Vater zurückblickt, sieht er ihn noch immer stehen, uns, die er gleicherweise als eine unerwartete Erscheinung betrachten mochte, sinnend nachschauend. Einige Tage später waren wir auf dem gleichen Wege, ich eile Blumen suchend voraus, den Berg über dem Buschbad hinauf, dem Lieblingsplatz meines Vaters entgegen — und eben dort unter der großen Eiche, die — noch vom Buschwerk verborgen — jetzt frei vor mir liegt, sitzt Otto Ludwig. Er erhebt sich grüßend; der lautlosen und doch so bewegten Stille macht das Hinzutreten meines Vaters ein Ende. Ludwig bittet, ob er, des Weges unkundig, sich uns anschließen dürfe. — — Wir verlobten uns im Laufe der nächsten Monate des gleichen Sommers."

Die Geschichte der Liebe Otto Ludwigs braucht nicht erzählt zu werden, und niemand könnte ihre Einzelheiten schöner und wärmer schildern, als es in den lyrischen Gedichten dieses und des folgenden Jahres, in den „Buschliedern" geschehen ist. Als der Dichter eine Reihe dieser Lieder in einem bogenlangen Briefe dem getreuen Schaller in Eisfeld (Garsebach, den 7. August 1844) mitteilte und dem Freunde seine Erlebnisse und sein Glück in dieser Form eingestand, durfte er in Prosa schon hinzufügen: „Besser kann

sich niemand zu Sophien und dir und mir schicken; ich habe von euch erzählt, habe mir ein Zusammenleben entworfen und ausgemalt! — — — Erzähle mir doch von deinem häuslichem Leben, von deiner Sophie und deinen Kindern. Ich sage dir, alles Blendende weist sich als ein Nichts aus; der wahre Gehalt des Lebens ruht in seinen einfachsten Verhältnissen.“ Sich selbst und dem Freunde zur Warnung hatte er auf dessen Klagen über die Enge und geistige Öde der kleinen meiningischen Städte eine poetische Antwort: „Du sehnst dich aus dem engen Leben nach einem weiterem geistig bewegten; du weißt nicht, was es heißt, eine Heimat, ein Zentrum zu haben. Laß dir meinen fremden Vogel vorsingen:

Aber der fremde Vogel fliegt
Über den Bach und sieht hinein,
Erschrickt ob seinem Widerschein:
So werd ich alt und werd ich grau
Und hab kein Nest und keine Frau,
Hab alles gesetzt an die himmlische Kunst
Und drüber versäumt die irdische Gunst.
Bereuen will ich das nimmermehr,
Doch ists wohl schlimm und traurig sehr,
Daß, sterb ich unter dem fremden Dach,
Kein einzig Vöglein mir singet nach;
Muß einsam dulden im fremden Tal
Des Lebens Sorgen, des Sterbens Qual,
Und weiß vielleicht von dem Tode mein
Keine Seel, denn der liebe Gott allein!“

Wie Ludwig geartet war, bei der Stärke und stillen Festigkeit seines Wesens, der Tiefe und Treue seiner Seele schloß die Liebe für das anmutige blonde Mädchen, die ihn erfaßt hatte, eine Entscheidung für sein Leben ein. Er empfand jetzt nicht nur die Beseligung

seiner jungen Neigung, sondern auch die Gewißheit, daß das Glück des Augenblicks ein dauerndes schlichtes Glück verheiße. Mit sicherem Instinkt hatte er die ungewöhnliche Empfänglichkeit seiner Geliebten für seine höchsten Lebens- und Geistesinteressen neben und in ihrer anschmiegenden und weiblich opferfähigen und opferfrohen Natur erkannt; im öftern Verkehr wurde Emilie Winkler rasch die Vertraute seiner poetischen Pläne, und er legte ihrem unbefangnen, von keinen Überlieferungen beirrten Urteil den größten Wert bei. Ihr Frohmut, ihre jugendliche Heiterkeit wirkten auf ihn, der sich mit Recht allzuernst und zur Melancholie neigend fand, belebend und erfrischend, was er gegen seine Freunde nicht genug rühmen konnte.

Leider war es Ludwig auch diesmal nicht gegönnt, sich seines neuen Glückes ganz unbeeinträchtigt zu erfreuen. Während er sich seit dem zweiten Scheiden aus Eisfeld einer guten Gesundheit gerühmt hatte und „zuletzt ein ziemlich stattlicher Kerl geworden war", kämpfte er jetzt mit körperlichen Schmerzen; ein altes Übel, das seit 1834 verschwunden gewesen war, regte sich wieder. Mit Unmut bemerkte er, daß die krankhaften Zustände, die schon soviel Einfluß auf sein Leben gehabt hatten, ihm auch jetzt noch Hemmnisse bereiteten, und schrieb an Schaller: „Bedenke ich die Folge meiner Zustände, so komm ich mir vor wie das Tier aus dem Traume des Propheten Daniel: Und wie sein Horn am längsten war, da brachs. Wenn ich nahe daran war, ein gesunder Mensch zu werden, da packte michs und riß mich zurück; hatt' ich mich wieder aufgerafft, ging die Prozedur von neuem los." (Nieder-Garsebach, 7. August 1844.) Und wenn dieser Unmut auch nur vorübergehend war und bald wieder von der Stimmung besiegt wurde, die jetzt in seinem Leben vorwaltete, wenn er sich schaffenslustiger, schaffenskräftiger als je fühlte und voll Zuversicht und Hoffnung

daran dachte, daß er nun nicht nur für sich selbst, sondern auch für die geliebte Braut zu ringen hätte, so empfand er doch auch schärfer als zuvor den Gegensatz seiner poetischen Natur, seines künstlerischen Glaubensbekenntnisses zur Tendenzliteratur und Tageskritik. In ein paar scherzenden Versen an Schaller schildert er, wie niemand seine, des fremden Vogels, Liebeslieder hören will, die Elster allein vernimmt ihn, die den Fuß herauf nach dem Rücken zieht:

Sie kratzt den Hals sich voll Verdruß:
Daß man noch immer hören muß
Um Liebe klagen! Das hab ich dick,
Am Brett ist jetzt die Politik.
Ihr sollt von Liebe und Schmerz genesen
Und sollt mir hübsch die Zeitung lesen,
Und sollt nicht mehr auf der grünen Flur
Euch weiden — auf der papiernen nur!

Und ernst bekümmert setzte er hinzu: „Man will jetzt mit dem Verstande Poesie machen, künstliche; nicht mehr die heiligen Verhältnisse der Natur — künstliche Verstandessysteme sollen den Dichter zum Dichten begeistern und den Leser zum Lesen. Ein Stück Zeit, aus der Geschichte herausgeschnitten, soll für das All gelten, aus dem der Dichter die Wahrheit in seine Gebilde hinüberträgt. Im Dichtwerke muß sich das All spiegeln, die Kinder eines Stückwerkes müssen Stückwerke werden. In diesem ewigen Kampfe, in dem immer das Neuere das Neue frißt und vom Neuesten gefressen wird, wie kann der Künstler sein Leben zum beschloßnen Kunstwerke machen, ohne welches er kein Kunstwerk schaffen kann?! — Der Traum jenes Pharao geht nun erst aus, der von den sieben dürren Kühen. All das wirkliche, warme Anschauungs- und Gefühlsleben frißt der dürre Verstand und wird nur immer dürrer.“

Da war es gut und in der Tat ein Glück zur rechten Zeit, daß die Liebste ihm die Falten von der Stirn glätten konnte und ihm Lust und Mut machte, wie es auch sonst komme, die goldnen Sommertage zu genießen. Spaziergänge durch das Tal mit seiner Emilie, fröhliche Nachmittage, wenn einer und der andre Dresdner Freund zum Buschbad, zur Altenburg oder zur Preiskermühle kam, gesellige Abende, bei denen viel gesungen wurde, brachten in die fleißige Einsamkeit des Einsiedlers in der Schleifmühle den Reiz des Wechsels.

In den ersten Wochen seines neuen Lebens, in denen Ludwigs Lyrik in echten Liedern noch einmal frisch aufrauschte, schrieb der Dichter auch ein kleines Idyll „Die Buschnovelle", der seine jüngsten Erlebnisse zugrunde lagen, und versuchte eine humoristische Novelle, die er noch in Dresden entworfen und die den Titel „Teufelshofratsgeschichte" führte, zu beenden. Die Hauptarbeit des Sommers aber galt einem großen historischen Drama in Prosa „Friedrich II. von Preußen", das nach seinem an Schaller (im mehrerwähnten Briefe vom 7. August 1844) mitgeteilten Entwurf ein vorzügliches Volksschauspiel zu werden versprach. Ludwig hatte sich schon im verfloßnen Winter in Dresden von Geschichte und Gestalt des großen Friedrich stark angezogen gefühlt und zunächst den Versuch unternommen, die Jugendschicksale des Kronprinzen in einem Drama zu behandeln, dessen Grundton deklamatorischer, rhetorischer erscheint, als in jedem andern dramatischen Fragment Ludwigs, und dessen Beginn im Januar 1844 zu Dresden geschrieben wurde, zu einer Zeit also, wo Julius Mosen sein den gleichen Stoff behandelndes Drama „Der Sohn des Fürsten" bereits auf die Bühne gebracht hatte. Jedenfalls ließ Ludwig diesen ursprünglichen Entwurf rasch fallen, und vor seiner Phantasie stand in diesem Sommer nicht der leiden-

schaftlich irrende, mit der väterlichen Härte in den schwersten Konflikt geratene Kronprinz, sondern der König in der kritischsten Situation seiner Heldenlaufbahn, zwischen der Schlacht von Torgau im Herbst 1760 und der Rückeroberung von Schweidnitz im Hochsommer 1762. Die Wurzeln dieses Dramas, so realistisch Ludwig bei der Gestaltung verfuhr und weiter zu verfahren dachte, reichten doch bis in des Dichters subjektivstes Empfinden und seine persönlichste Stimmung hinab. Es war ihm Bedürfnis, einen Helden darzustellen, der unter den Schlägen eines tückischen Geschickes, unter den herbsten Enttäuschungen aufrecht und mannhaft bleibt und sich selbst nicht verliert. Rückhaltlos enthüllte der Dichter seinem „alten Karl" (Schaller) den geheimsten Zusammenhang seines Dramas mit seinem eignen Leben. Er fährt, nachdem er ihm das Mißgeschick seiner bisherigen poetischen Werke vertraut hat, fort: „Ich bin schon gezwungen, wie Saturn, meine eignen Kinder zu fressen. Aber von dem, was ich für recht halte, gehe ich nicht ab. Ich hole mir Mut aus dem Heldensinne des alten Fritz, den ich unter der Feder habe."

Wie weit Ludwig außer dem prächtigen Vorspiel „Die Torgauer Heide", das zu Ausgang des gleichen Jahres gedruckt wurde, schon in Garsebach seinen „Friedrich II." ausführte, läßt sich leider nicht mehr feststellen. Da er jedoch hauptsächlich um der gehofften Aufführung dieses Schauspiels am Leipziger Stadttheater willen im Herbst zum dritten und letztenmale nach Leipzig ging, da er um Neujahr 1845 seiner Emilie mitteilte, daß er soeben binnen acht Tagen „den Fritz vollendet" habe und etliche Wochen später bestätigte: „Was meinen ‚alten Fritz' betrifft, den ich schon lange an das hiesige Theaterdirektorium eingesandt habe, so habe ich noch keine Resolution deshalb erhalten" (an Emilie Winkler, Leipzig-Reudnitz,

28. Januar 1845), so drängt sich die Annahme auf, daß ein Bühnenmanuskript des fertigen Dramas noch irgendwo in einer Theaterkanzlei verloren und verstaubt liege, obschon alle danach angestellten Forschungen in Leipzig und Prag bis jetzt zu keiner Spur der Handschrift oder Abschrift geführt haben. Unter Ludwigs Papieren ist nichts von dieser Schöpfung erhalten; der Entwurf der vielbewegten Handlung nur in dem mehrerwähnten Briefe vom 7. August 1844 an Schaller, und das Vorspiel durch den Abdruck in der „Zeitung für die elegante Welt“ (Jahrgang 1844, Nr. 43 und 44) bewahrt worden, ein Abdruck, zu dem Laube bereitwillig die Hand bot, da er ein aufrichtiges und starkes Interesse für Otto Ludwigs soweit vom „laufenden Geschmack“ abweichende Begabung hegte.

Schwer genug riß sich Ludwig Ende Oktober von seinem Asyl in der Schleifmühle des Triebischtals los. Die alte Sehnsucht nach Abgeschiedenheit war wiederum mächtiger als je zuvor in ihm geworden. „Das Ziel meiner Wünsche wird immer mehr ein Winkelchen Erde, wo ich unbeachtet und unbekannt mich zu Tod dichten könnte. Ich fühle mich einmal als ein Sohn der Einsamkeit. Mir ist von Kindheit an Sammlung die liebste Zerstreuung gewesen. Selbst einen Freund sieht man oft in der Nähe vor ihm selber nicht, höchstens immer nur ein Stück von ihm.“ Und diesmal galt es eine Trennung nicht nur von dem liebgewordenen Tal und dem Hause, in dem er nach Herzenslust geschaffen hatte, sondern auch von dem Mädchen, dem er — wie niemand seit dem Tode seiner Mutter — seine ganze Seele erschlossen hatte. Und doch fühlte er, wie notwendig es sei, dem fortgesetzten Drängen seiner Leipziger Freunde nachzugeben. Er wußte, daß er für die Aufführung eines „Friedrich von Preußen“ an der damaligen Dresdner Hofbühne noch viel geringere Aussichten hätte als für die des „Engels von

Augsburg", er vernahm von Wetzstein und andern Wunderdinge über den Aufschwung des Leipziger Stadttheaters unter Dr. Schmidts Direktion und Laubes Beirat. Daß Laube ihn ermahnen und bitten ließ, bald nach Leipzig zurückzukommen, würde Otto Ludwigs Entschlüsse so wenig bestimmt haben als die Meldung Wetzsteins: „Wir sind zu seinen (Laubes) Abendunterhaltungen eingeladen, wobei (wie man sagt) sich nicht selten schöne und geistreiche Damen einfinden." Wohl aber durfte Ludwig die bloße Möglichkeit, auf den Leipziger Brettern einen Boden für die Bewährung seiner dramatischen Kraft zu finden, nicht gering anschlagen und beschloß den Winter von 1844 auf 1845 in der Pleißenstadt zuzubringen.

Die Mehrzahl von Ludwigs Genossen von 1842 her lebte noch in Leipzig und hieß den Wiedergekehrten herzlich willkommen, vor allen erfreute sich der getreue Dr. Wetzstein des erneuten Zusammenlebens. Ludwig bezog diesmal eine Wohnung nicht in Leipzig selbst, sondern im benachbarten Dorfe Reudnitz, im Büchnerschen Haus an der Chausseestraße; er war so entschlossen, tätig und regsam zu sein, daß er für alle Fälle, und wenn etwa eine Umarbeitung der „Köhlerin" nötig würde, sogar ein Klavier mietete. Denn als er angesichts seiner veränderten Lebenslage in diesem Sommer alle Kräfte und Möglichkeiten überschlug, überkam ihn flüchtig selbst wieder der Gedanke, daß er auch in der Musik etwas leisten könnte.

Es war nur natürlich, daß die Dichter die sorglose Hingebung an seine poetischen Erfindungen und Gestalten, die seit etlichen Jahren sein Leben ausfüllten, nicht völlig bewahren konnte, seit er der Liebe seiner Emilie gewiß war. Auf den Weihnachtsbrief der Geliebten hin mußte er ihr eingestehn, daß diese seit lange die ersten Weihnachten waren, die ihn nicht durch das verdoppelte Gefühl des Alleinstehens in der

Welt traurig stimmten. „Aber Du närrisches Mädel idealisierst so an Deinem Gedächtnisbilde von mir herum, das will sagen dichtest ihm allmählich wer weiß welche innern und äußern Vorzüge an, sodaß ich ihm am Ende in der Wirklichkeit gar nicht mehr ähnlich sehe und Du mich, wenn ich wiederkomme, gar nicht mehr kennst.“ (An Emilie Winkler, Leipzig, Neujahr 1845.) Es konnte nicht ernst gemeint sein, wenn er Emilie zurief: „Besonders beschere der liebe Gott Dir einen Mann, der mehr taugt als ich.“ Aber es war der zusammengefaßte Ausdruck dunkler Stimmungen und herber Selbstprüfungen, wenn er gleich im ersten Briefe aus Leipzig eingestand: „Ich habe Stunden, ja Tage, wo ich Gewissensbisse empfinde, ein so liebes, gutes Wesen in mein unsicheres Los mit hineingezogen zu haben, wo michs kränkt zu denken, daß es meinetwegen vielleicht seinem Glücke ausweicht. Das sollst Du nicht! Mein Vermögen ist nicht bedeutend, und ich selbst bin von Haus aus keine sehr kräftige Natur, durch übermäßige geistige Anstrengungen und auch trübe Begebnisse schon von frühester Kindheit an nicht etwa kräftiger gemacht. Ich habe zwar jetzt Aussicht, mir einen Ruf zu gewinnen und damit eine nicht ärmliche Existenz. Ich bin vielleicht zu ängstlich, aber ich bin's nicht für mich. Redlich wenigstens will ich auf dieser Welt sein und bleiben, und gegen wen sollt ich redlich sein, wenn nicht gegen Dich?“ (An Emilie Winkler, Reudnitz bei Leipzig, November 1844.) Als ihm das tapfere Mädchen antwortete, daß sie ihr Schicksal von dem seinigen nicht trennen werde, gab er zurück: „Dem sei, wie ihm wolle, ich will Dich so lieb haben als ich irgend kann — geliebt werden, ist eine Wonne, es ist auch Eitelkeit und Selbstsucht dabei —, aber lieben ist eine stille, heimliche Seligkeit, weil es ein bloßes Geben ist, wofür man nichts zu nehmen verlangt. Aber das ist dummes

Zeug; ich wollte, es wäre Frühling, und ich wäre bei — nun rate bei wem.“ (An Emilie Winkler, Reudnitz, 9. März 1845.) Und da ihm die Liebste schlichte, innig empfundne Verse von sich sandte, setzte er ihr kleines Lied: „Fern möcht ich mit dir leben, fern vom Geräusch der Welt“ sofort in Noten, sich und ihr zum Zeichen, daß er der alten Kunst nicht fremd geworden sei.

Im Ernst konnte Ludwig die Wiederaufnahme der musikalischen Laufbahn nicht ins Auge fassen, er war jetzt fest genug von seinem poetischen Talent überzeugt, hatte die Macht und den Reichtum seiner Phantasie und das Wachsen seiner Gestaltungskraft so vielfach erprobt, um den Weg, den er seit 1841 eingeschlagen hatte, entschlossen, wenn auch nicht unbeirrt, weiterzugehen. Wohl aber war er wieder zu ungünstiger Stunde für die Vollendung und die theatralische Verkörperung seines mit so warmer Lust und frischer Hoffnung entworfnen Dramas nach Leipzig gekommen. Es war vollkommen wahr, daß die neue Direktion des Stadttheaters mit der dramatischen Literatur des Tages Fühlung suchte, doch eben im Begriff des „Tages“ lag auch die bewußte und unbewußte Gleichgültigkeit gegen alle nicht tendenziöse, unmittelbare Dichtung, die wunderliche Annahme, daß für lebendige Menschendarstellung, für natürliche Leidenschaft und Empfindung auf dem „modernen“ Theater kein Raum mehr sei. Nicht die siebenunddreißig Darsteller, die Ludwigs „Friedrich II. von Preußen“ beanspruchte, verhinderten die Aufführung, für Griepenkerls „Robespierre“ und ähnliche Dramen brauchte man ebenso viele Kräfte, aber der Unglaube an unmittelbare, nichttendenziöse Weltdarstellung stand hindernd im Wege. Für den „laufenden Geschmack“ hatte Ludwig mit Friedrich dem Großen eine völlig verkehrte, unzeitgemäße Stoffwahl getroffen. Im liberalen Sachsen fühlte man

sich hoch über dem großen soldatischen und unkonstitutionellen Nachbarstaat erhaben. Auf der Bühne konnten Cola Rienzi und Ulrich von Hutten, Erich von Schweden, der Bauernkönig, und Patkul, alle Helden des deutschen Bauernkrieges und der französischen Revolution erscheinen, wenn ihnen mehr oder minder verschämt die Sprache des „Zeitgeists“ in den Mund gelegt wurde, aber für den alten Fritz, einen Helden von Fleisch und Blut, den wirklichen Träger einer großen vaterländischen Entwicklung, fühlte man keinerlei Teilnahme. Die Zeit des „Rokoko“ ließ sich höchstens, wie eben Laube mit Glück tat, in komischer Darstellung einem erleuchteten liberalen Parterre vorführen; der Versuch, ohne tendenziöse Spitze und Tendenzphrasen ein Stück Geschichte, das zugleich ein Stück großen, echten Menschentums in sich einschloß, dramatisch zu beleben, galt den literarischen Wortführern für hoffnungslos. Und in der Tat, wie spurlos ging das lebensvolle, herzbewegende und farbenreiche Vorspiel zum Drama „Friedrich II.“ bei seiner Veröffentlichung vorüber, aus dem doch der Silberblick eines kräftigen Gestaltungsvermögens für das blödeste Auge hervorleuchtete. Mochte die theatralische Anlage und Ausführung des Volksdramas noch ungenügend und mangelhaft sein — keiner von allen, die am Leipziger Stadttheater mitredeten, machte auch nur den Versuch, den Dichter zur Umarbeitung und wirksameren Ausgestaltung seines Werkes zu bestimmen.

So unabhängig sich der Dichter von dem Zuge des Augenblicks fühlte, der auf Verflachung hindrängte, und so unerquicklich ihm die kritische Weisheit erschien, die jetzt überall das Zeichen für die Sache, die zeitgemäße Anspielung an die Stelle von Leben und Natur zu setzen empfahl, so konnte selbst er sich nicht völlig der Einwirkung der gärenden, quirlenden und geschwätzigen Unruhe entziehen, die rings um ihn her ganz

Leipzig erfüllte. Mehr und mehr waren alle (nichtmusikalischen) geistigen Interessen in Leipzig mit der Politik, den liberalen Bestrebungen verquickt worden; Robert Blum und seine Gefolgsmänner führten zu gleicher Zeit das große Wort im Schillerverein, in den literarischen Kreisen wie im Saale der Stadtverordneten und im Redeübungsklub; sie versuchten eben jetzt auch die von Schlesien und Posen ausgegangne „deutschkatholische" Bewegung in das Bett des allgemeinen Oppositionsstromes zu leiten. Die gut protestantische Stadt sah nicht nur die Entstehung einer deutschkatholischen Gemeinde (der wohl nur Katholiken beitraten), sondern auch (vom 23. bis 26. März 1845) ein erstes „Konzil" der neuen Kirche. Johannes Ronge war auch in Leipzig der Mann des Tages und wurde in Eisenbahnzeitungen und Pfennigmagazinen fleißig mit Luther verglichen. Wenn die Wände der Leipziger Kneipen Ohren gehabt hätten, so hätten sie um diese Zeit über die plötzliche religiöse Färbung aller Frühschoppen- und Abendtöpfchengespräche erstaunen müssen. Am 17. März 1845 meldete Ludwig an Ambrunn: „Hier hatten die Bewegungen in der katholischen Kirche auf eine Zeit alle Aufmerksamkeit gefesselt; Leipzig ist wie eine Glocke; bei solchem Anstoß muß jeder Zoll Erz mitvibrieren, und ich habs denn auch getan." Ebenso war es sicher eine Einwirkung der Leipziger Luft und des halbrevolutionären Hauches in ihr, daß Ludwig sich um diese Zeit mit dem Plane zu einer Tragödie „Charlotte Corday" ernstlich beschäftigte, um bald genug zu erkennen, daß einesteils der Stoff ohne eine Gesamtdarstellung der ganzen großen Revolution nicht nur abgerissen episodisch, sondern auch unverständlich bleibe (was dann vorübergehend den Gedanken einer großen Trilogie oder Tetralogie aus der Revolutionsgeschichte erweckte), und daß er andernteils in Charlotte Corday eine mehr von

außen, von der Zeit erregte, als eine aus dem innersten Kern der Natur erwachsene Leidenschaft darzustellen haben würde. Soweit aber war Ludwig bereits, daß er dieses Kerns der Natur bei keinem poetischen Gebilde, am wenigsten bei einem dramatischen entraten konnte. Auch die Entschiedenheit, mit der Ludwig nachher vom Sommer 1845 an zwei bürgerliche Trauerspiele „Die Fürstentochter" (dann „Die Rechte des Herzens") und „Die Pfarrrose" in Angriff nahm und gleichzeitig verwandten Entwürfen (wie „Der tolle Heinrich") nachhing, mochte zum Teil auf die Leipziger Eindrücke, auf die ernsten, ja leidenschaftlichen Gespräche mit Wetzstein, Kretzschmar und andern zurückzuführen sein, die des Dichters weitere Entwicklung gern in die „zeitgemäße" Bahn gedrängt hätten und ihn wenigstens überzeugten, daß ein bürgerliches Drama mit dem Hintergrunde der Gegenwart not tue.

Auch während dieses Winters, wenige Tage nach seinem Geburtstage, hatte Ludwig mit einem heftigen Krankheitsanfalle zu kämpfen. Liest man in seinem Briefe vom 17. März 1845 (an Ambrunn), daß er Tag und Nacht heizen lassen mußte, um die krampfartigen Fröste zu mildern, so möchte man meinen, daß es sich um eine Erneuerung jener Krankheit gehandelt habe, die er im Frühling 1840 in Leipzig bestanden hatte. Der schlimme Gast ging diesmal rasch vorüber und unterbrach die gewohnte Lebensweise Ludwigs nur ein paar Wochen. Über diese Lebensweise selbst aber hatte er kurz zuvor (15. Januar 1845) seinem Eisfelder Geschäftsträger, seinem alten Ambrosius, geschrieben: „Ich lebe fast ebenso einsam hier wie in Garsebach, nur daß ich Örter besuche, wo man Zeitungen liest und davon sprechen hört, wie das heutzutage zur ‚Poesie' gehört. Allerlei Abenteuer. Jeden Mittag geh ich, das Wetter mag sein, wie es will, anderthalbe Stunde, in der langweiligen Gegend umher." A. Kretzschmar, der

mehrerwähnte Genosse des kleinen Kreises in Waldrichs Wirtschaft, erzählt aus derselben Zeit, daß Ludwig damals noch immer musizierte. „So oft er zu mir kam, lenkte er mit der Frage: ‚Ist es erlaubt?‘ aber ohne Antwort darauf abzuwarten, seine Schritte zunächst nach dem Flügel, öffnete denselben, setzte sich, oft ohne Hut und Überzieher abzulegen, und begann zu phantasieren, daß ihm der Schweiß von der Stirne troff, ohne daß ihm in seinem Eifer eingefallen wäre, sich der ihm unter solchen Umständen so beschwerlichen Kleidungsstücke zu entledigen. Machte man ihn endlich aufmerksam, so blickte er erst unwirsch, dann lachend empor, warf die schweißtreibenden Hindernisse ab und stürzte sich mit frischer Kraft in die Wogen der Töne. Stundenlang habe ich ihm oft so zugehört und während mir dieser Genuß beschieden war, zugleich innig beklagt, daß diese herrlichen, oft meisterhaft durchgeführten musikalischen Gedanken im engen Bereich meines Zimmers verhallten und für die ganze übrige Welt verloren gingen. — — Einen höchst eigentümlichen Anblick bot Ludwig besonders dann dar, wenn man ihn bei der Arbeit überraschte. In eine fast undurchdringliche Wolke von Tabaksdampf gehüllt, saß er tief über den Tisch gebeugt. Dabei arbeitete er höchst unregelmäßig, wie nur eben sein körperlicher Zustand es gestattete.“ Im geselligen Kreise besaß Ludwig nach Kretzschmars Bericht zu dieser Zeit noch „besondre Vorliebe für witzige Anekdoten und war im Erzählen solcher geradezu unerschöpflich. Ich hatte früher geglaubt, auf diesem Felde ebenfalls etwas zu leisten, mußte aber, nachdem ich Ludwig kennen gelernt, mir selbst gestehen, daß ich ihm nicht das Wasser reichte. Oft machten wir, Dr. W. (Wetzstein) und ich, es uns zum Spaß, bei irgend einem Gegenstande der Unterhaltung ihn zu fragen: ‚Wie war doch gleich die Anekdote, die Sie einmal hierüber erzählten?‘ Es war

dies natürlich von unsrer Seite bloß ein harmloses Vorgeben, um ihn in Verlegenheit zu bringen. Dies gelang uns aber nie, denn nach kurzem Besinnen sagte er allemal: ‚Ach, das wird die gewesen sein‘, und dann erzählte er eine Anekdote über den fraglichen Gegenstand, mochte derselbe nun sein, was für einer es immer wollte.“ (A. Kretzschmar, Erinnerungen an einen Jüngstgeschiednen. Gartenlaube 1865, S. 222.) Auch der greise Konsul Dr. Wetzstein bestätigte mir mündlich aus seinen sehr lebhaften, leider nicht aufgezeichneten Erinnerungen, daß Ludwig in diesem Winter seine Neigungen zur stillsten Abgeschiedenheit und alle gewohnte Menschenscheu so weit überwand, daß er an vielen Tagen, namentlich in den späten Nachmittags- und ersten Abendstunden gesellig war. Er war nach Wetzsteins Mitteilung in diesem Winter auch über seine poetischen Pläne gesprächiger — dem Freunde vertraute er sogar die Geschichte seiner jungen Liebe soweit an, daß Wetzstein in seinen Briefen Ludwig „und noch jemand“ grüßte und ebenso von ihm und jemand wiedergegrüßt wurde.

Bei alledem empfand Ludwig, als der Lenz herannahte, und die Sehnsucht erwachte, ihn in schönerer Umgebung als zwischen dem Saatengrün und den gelben Rapsfeldern der Leipziger Ebene zu verleben, daß er ein wirkliches Resultat seines sechsmonatigen Aufenthalts nicht zu verzeichnen habe. Da keines seiner Dramen zur Aufführung gekommen war oder auch nur zur Aufführung „angenommen“ wurde, fingen wohlmeinende Ratgeber in seinem engern Lebenskreise wiederum an, ihn von der dornenvollen und steilen Laufbahn des Dramatikers zurückzuziehen. Aus den wenigen Erzählungen, die er bis dahin veröffentlicht hatte, und den zahlreichen, die er mündlich vorzutragen wußte, schöpften sie die Zuversicht, daß er im „satirischen Roman“ glänzenden Erfolg haben werde. Ludwig hatte jetzt

Erfahrungen genug, um zu wissen, daß diese guten Ratschläge dem Spiele „Kämmerchen vermieten“ glichen, bei dem in großer Hast die Stellungen gewechselt werden, der Übrigbleibende — in diesem Falle der Beratene — aber immer der Gefoppte ist. Die plötzliche Zuversicht einiger seiner Freunde auf den humoristischen Roman traf jedoch, wie wir wissen, mit alten Lieblingswünschen und lange getragnen Plänen zusammen. Ein Entwurf zu einer größern humoristisch-idyllischen Erzählung, einem Schulmeisterroman, der in der neuentdeckten, Ludwig so rasch liebgewordnen Gegend um Meißen spielen sollte, begann eben Gesicht und Gestalt zu gewinnen. Und so tröstete sich der Dichter über die in Leipzig erfahrnen Enttäuschungen, die Theatersprödigkeit und die vergebliche Verlegersuche in der besten Weise, die dem wahren Künstler zu Gebote steht, mit schöpferischen Gedanken, mit neuen Erfindungen und Gestalten. Am 2. Mai 1845 verließ er Leipzig und kehrte über Meißen, wo ihn seine Braut begrüßte, nach der Schleifmühle im Triebischtale zurück.

Die Sommermonate der Jahre 1845 und 1846 verflossen in ähnlicher Weise wie der Sommer von 1844. Ludwig war eifrig bei der Arbeit und führte, während er die Grundlinien zu dem Schulmeisterroman zog, auch einzelne Kapitel bereits niederschrieb, das noch in Leipzig geplante moderne Trauerspiel „Die Rechte des Herzens“ in rascher Folge aus. Hatten an der Wahl des Stoffes oder vielmehr an der Ausstattung des Helden Paul Lubinski mit allen den Eigenschaften, die der deutsche Liberalismus jener Tage dem polnischen Flüchtlingstum beimaß, die Anschauungen des Leipziger Lebenskreises unsers Dichters noch einigen Anteil gehabt, so ging Ludwig bei der Gestaltung des Dramas auf nichts weniger als auf tendenziöse Wirkung aus. Die Zeitstimmung wurde von seiner

Führung der Handlung und seiner Charakteristik rasch besiegt, wer die Gestalten der beiden Liebenden recht ins Auge faßt, weiß alsbald, daß Leidenschaftsdarstellung der eigentliche und alleinige Zweck des Dichters ist. Immerhin war ein Hauch, ein Duft in dem Stücke, der dem tendenziös gerichteten und gestimmten Publikum der vierziger Jahre zur Hauptsache hätte werden können, wie es fast gleichzeitig bei Freytags Schauspiel „Die Valentine“ geschah. Ludwig selbst glaubte nicht an diese Gefahr — und als er sich im Spätherbst 1845 entschloß, die Handschrift seines Trauerspiels an Eduard Devrient zu senden, hegte er nur Besorgnisse wegen des dramatischen Aufbaus und des Verhältnisses seines leidenschaftlich eigentümlichen Dialogs zum theatralisch Herkömmlichen, aber keine wegen des Hintergrundes von Ostrolenka und Warschau. Ludwig hatte überdies um diese Zeit so viele Eisen im Feuer, daß ihm das Schicksal eines einzelnen Werkes wenig Sorgen machte. Wie er in Leipzig, wenn er seine Manuskripte anbot, den Verlegern die abschlägliche Antwort selbst und im voraus in den Mund gelegt hatte, schrieb er auch jetzt an Theaterdirektoren, Schauspielregisseure und tragische Liebhaberinnen und bot ihren Ablehnungen die Hand; er wußte schon, daß „seine Produktionen etwas vom Heckpfennig hätten, der jedesmal zeitig wieder zu seinem Herrn zurückkommt“. Hätte ihm nicht der Blick auf seine Braut, die mit allem Vertrauen reiner Jugend und bewundernder Liebe an ihm hing, die Pflicht nahe gelegt, sich um die Aufführung seiner Schöpfungen zu bewerben und wenigstens Aussichten fürs Künftige zu gewinnen, so würde er wahrscheinlich vorgezogen haben, das Fertige still beiseite zu legen und am Neuen still weiter zu arbeiten. Die Stärke seines Produktionstriebes ließ jetzt kein Besinnen, kein Zögern zu, zwischen neue Gestalten drängten sich die alten herein, denen er noch

kein Leben gegeben hatte, und die er gleichwohl nicht aus seiner Phantasie zu bannen wußte. So kam es, daß während er an einem neuen bürgerlichen Trauerspiel „Die Pfarrrose" arbeitete, ihn doch die Gesichte wieder heimsuchten, die in früherer Zeit die Beschäftigung mit E. T. A. Hoffmanns dämonischer Novelle „Das Fräulein von Scuderi" geweckt hatte, und gleichzeitig das Verlangen sich regte, seinem „Engel von Augsburg", der alten Bernauertragödie, eine neue Gestalt zu geben.

Beim Beginn des Winters von 1845 kehrte Ludwig weder nach Leipzig noch nach Dresden zurück — eine äußere Nötigung dazu war nicht vorhanden, eine innere verspürte er nicht, und es schien ihm ein zu hartes Opfer, auf den kurzen täglichen Verkehr mit seiner Braut zu verzichten. Er bezog in der Stadt Meißen, für deren malerische Lage und charakteristische Bauart er, seit er sie zuerst erblickt hatte, besondre Vorliebe hegte, eine hübsch gelegne Wohnung in der Burggasse, in der er einen sehr fleißigen Winter verbrachte. Hier, wo er ganz fremd war und auch fremd bleiben wollte (Wetzsteins Anerbieten, ihn durch seinen Studienfreund Dr. Flügel mit einigen Meißnern von gesellschaftlicher Stellung und literarischer Bildung bekannt zu machen, lehnte er entschieden ab), konnte er sich noch ungestörter als im Triebischtale seinen Arbeiten hingeben. Während des Winters hörten auch die Leipziger und Dresdner Besuche auf, der Schriftsteller schneite vollständig ein, wie er an Schaller meldete, und „ließ sichs etwas Rechtes wohl sein im Pläne spinnen und Pläne behaglich ausführen". Er schrieb jetzt einen großen Teil des Romans „Aus einem alten Schulmeisterleben". Vermochte sich Ludwig in der Anlage und in zahlreichen Partien des humoristisch-idyllischen Werkes nicht völlig von dem bei diesem Stoffe ohnehin natürlichen Vorbilde Jean Pauls zu trennen,

so verleugnete er doch weder den stärkern Zug seiner Natur zur Geschlossenheit der Komposition, noch ließ er eine schärfere und treuere Wiedergabe der Wirklichkeit vermissen. Bei viel breiterer Anlage und soweit die ausgeführten Teile (etwa die Hälfte des Ganzen) ein Urteil zulassen, zeigte Ludwigs Roman nicht die Genialität und frühe Meisterschaft, die aus dem „Märchen von den drei Wünschen" und der Novelle „Maria" zu uns sprechen. Aber vieles Einzelne ist kräftig, charakteristisch und mit echtem Humor getränkt; für Ludwigs damalige literarische Situation war es sicher zu bedauern, daß der Roman unvollendet blieb. Natürlich erscheint es dagegen, daß, nachdem ihn der Dichter im Mai 1846 aufgegeben hatte, er in spätern Jahren auf den alten Entwurf und die alten Anfänge nicht zurückgriff, obschon ihm einmal (im Jahre 1860) das äußere Bedürfnis die Versuchung dazu nahelegte.

Der Vollendung des Schulmeisterromans erwuchs wohl das Haupthindernis durch einen glücklichen Schritt vorwärts, den Ludwig eben auf der dramatischen Laufbahn getan hatte. Zwar sollte die Aufführung eines seiner Dramen noch auf Jahre hinaus nur eine Hoffnung bleiben, aber die persönliche Verbindung mit Eduard Devrient, die noch am Ende des Jahres 1845 begann, brachte dem Dichter zum erstenmale die wahre, dauernde und wirksame Teilnahme eines dramatischen Künstlers, der mit sicherm Blick Ludwigs geniale und tief ausgiebige Begabung erkannte und sich zu mehr als einigen Bewundrungsäußerungen verpflichtet fühlte. Eduard Devrient, einer der drei künstlerischen Neffen des großen Schauspielers Ludwig Devrient, hatte damals schon seit Jahren den Beruf des dramatischen Sängers mit dem des Heldenspielers und Charakterdarstellers im gesprochnen Schauspiel vertauscht und war 1844 als Oberregisseur an die Dresdner Hofbühne berufen worden, wo man ihm außer seinen eigentlichen amtlichen

Vollmachten auf der Szene eine Reihe von Tiecks ehemaligen dramaturgischen Befugnissen übertragen hatte. Er ließ in der Richtung seines Geistes wie seiner Darstellungskunst erkennen, daß ihm der vielgepriesene Charakterdarsteller des achtzehnten Jahrhunderts, Konrad Eckhof, als das Ideal und Muster eines Schauspielers galt und vorschwebte. Mehr durch den tiefen Ernst seines Wesens, durch eine unablässige Reflexion und durch den Einfluß seiner geistigen Bildung als durch Phantasie und Naturell hatte sich Devrient zu einem in gewissen Rollen bedeutenden Schauspieler, durch die Fähigkeit, das Ganze eines poetischen Werkes in sich aufzunehmen und aus sich heraus szenisch zu gestalten, zu einem vorzüglichen Regisseur und Theaterleiter erhoben. Mit umfassenden Studien über Wesen, Entwicklung und Schicksale des Dramas und des Theaters, die in seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" literarisch verwertet wurden, erwarb er Namen und Ruf auch außerhalb der Bühnenwelt. Er war nicht ohne einen pedantischen Zug, der die aufrichtige Begeisterung des Künstlers für die dramatische Kunst gefährdete, er zog im Verlangen nach Reinheit und nach ethischer Wirkung und bürgerlicher Ehrbarkeit des Theaters die Schranken des Darstellungswürdigen, des dichterisch und schauspielerisch Möglichen bedenklich eng und fühlte nicht, wie absurd ein Familien-Shakespeare wäre, er unterschätzte die Gefahr, die der Kunst und ihren höchsten Forderungen von der wohlmeinenden geistigen Dürftigkeit und dem Philisterium immer droht. Doch er trug eine lebendige Vorstellung von einer Bühne in sich, die im Kulturleben seines Volkes mit edler Macht wirken sollte, er fand sich nicht leichtherzig mit den Eintagserscheinungen der dramatischen Literatur ab und spähte unablässig nach dem Größern, Bleibenden, Zukunftverheißenden aus, was er zu Otto Ludwigs Glück

auch im Unfertigen zu erkennen vermochte. Als ihm der Dichter kurz vor Weihnachten 1845 die „Rechte des Herzens“ zuschickte, empfand er auf der Stelle, daß er hier einer bedeutenden Natur, einer starken Phantasie und energischen Gestaltungskraft gegenüberstehe, er verzeichnete es mit einem ihn ehrenden Glücksgefühl in seinem Tagebuche, daß sich da einmal ein Talent zeige, und schrieb an Ludwig (Dresden, 22. Dezember 1845), daß ihm das dramatische Gedicht außerordentliche Freude bereitet habe, daß es eine wahre Erquickung sei, einmal wieder einem frischen, lebendigen, warmen Talente zu begegnen. Er verhehlte ihm nicht, daß Umarbeitungen nötig wären: „Der Dichter muß das machen, aber ich wünschte zum Besten der Sache, er ließe sich dabei speziell vom Regisseur weisen.“ Als Ludwig infolgedessen am 28. Dezember Devrient persönlich aufsuchte — der winterliche Sonntagnachmittag war schon so weit vorgerückt, daß in Devrients Zimmer die Lampe brannte —, kam es zu einem lebhaften, eingehenden Gespräch zwischen dem Dichter und dem literarisch gebildeten Schauspieler. In Eduard Devrients Tagebuch ist dieser ersten Begegnung mit den Worten gedacht: „28. Dezember 1845. Nachmittags besuchte mich der Dichter Otto Ludwig, ein einsiedlerisch aussehender Mann mit Bart und Brille, im Schnitt des Gesichts an Oheim Ludwig erinnernd; er blinzt viel mit den Augen. Ich sagte ihm meine Ausstellungen an seinem Stück, er ging sehr leicht verständigt auf alles ein, war voll Dankbarkeit. Über Theater überhaupt und seine Stellung zum Staate. Er ist verständig und gesinnungstüchtig. Seines Zeichens Musiker, hat langjähriges Nervenleiden ihn der Musik entzogen, der er sich nun wieder zuwenden will.“

Jedes Leben und Geschick hat einen geheimen, beständig wiederkehrenden Zug: in dem Ludwigs schloß sich stets an noch so wohlbegründete Hoffnungen fast

unmittelbar eine herbe Enttäuschung an. Mit Lust und Liebe brachte er im Januar und anfangs Februar 1846 die von Eduard Devrient geforderten Änderungen seines Trauerspiels zustande, sodaß ihm der dramaturgische Ratgeber (Dresden, 17. Februar 1846) bezeugen durfte: „Ihre Umarbeitungen sind vortrefflich und zeugen für eine der wichtigsten Eigenschaften eines dramatischen Dichters, für Gelenkigkeit der Erfindungskraft; das Gedicht ist nach meinem Geschmack das schönste, das ich seit vielen Jahren in Händen gehabt", aber er mußte ihm zu gleicher Zeit eröffnen, daß er infolge heftiger Zerwürfnisse mit seinem Bruder, dem gefeierten Emil Devrient, die Oberregie niedergelegt habe. Devrient gestand sich in seinem Tagebuch ein: „Ich helfe keinem Dichter mehr auf!" und erfuhr die Wahrheit dieses Worts schon am 28. Februar: „Heute fragte ich Winkler (Theodor Hell) um seine Ansicht über Otto Ludwigs Stück. O das ist abscheulich, ganz unnatürlich und verletzend. Es hat dem Geheimrat auch gar nicht gefallen usw. — Mit rechter Lust brach er aus, daß er nun das Recht hat, das schlecht zu finden, was ich lobe." Als ob es am Kriege der Theatergewalten noch nicht genug gewesen wäre, erfolgte gerade in diesen Tagen die unglückliche revolutionäre Erhebung des letzten kleinen polnischen Staates Krakau und die Bewegung in Galizien, die die ruthenischen Bauern im Blute ihrer polnischen Herren erstickten. So war jede Aussicht auf eine Dresdner Aufführung abgeschnitten. Ludwig fügte sich rascher in sein Schicksal als sein neuer Gönner; Eduard Devrient versuchte noch mancherlei einflußreiche Darsteller und urteilsfähige Kreise für das Stück zu interessieren. Noch ein Jahr nach der Zurückweisung (am 3. Januar 1847) verhalf er den „Rechten des Herzens" durch eine dramatische Vorlesung in seinem Hause zu einer Art von Leben. Über diese Vorlesung, die Devrient in gewal-

tige Aufregung versetzte, als ob er ein eignes Gedicht vortrüge („ich fühlte doch, daß es ein Unternehmen sei, ein unbekanntes Werk einem Auditorium zu bieten — ich hatte etwas zu vertreten" [Devrients Tagebuch vom 3. Januar 1847]), berichtete Ludwig eingehend nach der Heimat: „Vorgestern fuhr ich nach Dresden, weil Devrient berichtet, er werde mein Polenstück ‚Die Rechte des Herzens' vorlesen. Er liest nämlich vor wirklich ausgesuchtem Publikum ältere, anerkannte Dramen vor (von Shakespeare, Goethe, Schiller), und zwar nach der seit Tieck beliebten Manier (ohne die Namen zu lesen, die Handlung nur leise andeutend, wo es nicht anders geht). Eine solche Vorlesung ist mir, wenn sie gut, weit lieber als eine Aufführung. Ich machte mich per Dampf auf, wurde von Devrient und seiner beweglichen, aber sehr angenehmen und gescheiten Frau und seiner Tochter aufs freundlichste empfangen. Der Anteil, den sie alle an dem Stücke nehmen, ist für mich rührend — sogar die kleinen Jungen waren damit angesteckt, denn sie delibrierten seit Tagen unter sich ganz ernsthaft und nicht ohne Streit, wie es besetzt werden müsse, und der kleinste, ein Bürschchen von etwa sechs Jahren, konnte nach beendeter Vorlesung seinem Papa vorwerfen, er habe einiges ausgelassen (was allerdings wahr, aber mit gutem Vorbedacht geschehen war). — Nun versammelten sich die Herren und Damen, da sah man Toiletten, aber auch Gestalten, die sie nicht gebraucht hätten; die Creme des Dresdner Publikums, zur Hälfte den höhern Ständen angehörig, darunter einige polnische Grafen, einige hohe Militärs, z. B. General von Lützerode mit Gemahlin und andre Exzellenzen. Der Oberintendant Exzellenz von Lüttichau war nicht zugegen, wohl aber sein Fräulein Tochter, wollt ich sagen Baronesse, und dann die Exzellenzen von der Natur Gnaden, z. B. die Akademieprofessoren Bende-

mann, Hübner, Erhardt usw., Schnorr wurde erwartet, kam aber nicht, der berühmte Komponist Hiller, item einige Literaten, darunter Uffo Horn usw. Wie nun alles, über fünfzig Mann und Männin schätz ich, sich in dem Salon niedergelassen, begann Devrient, an seinem Tischchen sitzend: wie er den Gegenstand betreffend heut eine Ausnahme mache, die er aber zu machen sich getraue, und überzeugt sei, daß sein Publikum sie genehmigen werde, daß er nämlich statt eines als klassisch anerkannten Stückes ein modernes Trauerspiel eines noch unbekannten Dichters vortragen werde. — Nun hab ich vergessen, zu erwähnen, wie Devrients Frau und Tochter und einige Freundinnen sich schon vorher auf die Neugier und hundert Fragen derselben nach dem Dichter gefreut hatten; denn ich war inkognito zugegen. — Devrient las den letzten Auftritt des ersten Aufzugs, wo der eine Pole den andern zwingt, ihm zu sekundieren, so ausgezeichnet, daß zwei Schauspieler unmöglich so ineinander hätten spielen können, der erste Aufzug war beendet, und ich hörte aus leisen Zuflüsterungen und sah aus Zuwinken, daß er Glück gemacht. Frau Devrient sagte mir, so aufgeregt habe sie ihren Mann noch nicht lesen hören; seine Stimme zitterte zuweilen hörbar, er wußte nur zu gut, wie schwer es ist, einem neuen Poeten zur Anerkennung zu verhelfen, zumal wenn dieser solchergestalt in Gesellschaft von Shakespeare und nur vollkommen Anerkannten erscheint und dadurch gewissermaßen prätentiös auftritt. Kurz, mein braver Devrient machte seine Sachen so gut, daß die Aufnahme des Stückes im ganzen eine sehr günstige war. Nach dem Schlusse trat nun das ganze Publikum auf einen Knoten zusammen, der immer enger wurde, und es wurde ein Totengericht gehalten, das meine Situation nun erst recht interessant machte. Uffo Horn und Hiller fochten an; Devrient verfocht seinen Autor mit Feuer-

eifer; die beiden — die auch bei den andern keinen Beifall zu finden schienen — erklärten nach langer Debatte und nachdem auch eine hoch und gewaltig gewachsene Dame des Poeten Partei genommen, der eine, daß er mit seinen Ausstellungen keineswegs sagen wolle, der Poet habe nicht ein großes, ja sogar sehr großes Talent — was über alle meine Erwartungen ging —, der andre, daß er nicht so eifrig Widerpart gehalten haben würde, wenn nicht die eifrige Verteidigung Devrients ihn dazu entzündet hätte. — Dagegen zeigte sich Professor Hübner (einer von den berühmten Düsseldorfern) eifrig pro; General von Lützerode und andre Hochgestellte konnten sich nicht genug wundern, daß dies Stück politischer Ursachen wegen zurückgewiesen werden könne, und zeigten ebenfalls ihr unumwundnes Behagen an dem Stücke. Die Bestürmung um den Namen des Autors begann von neuem. Einer vermaß sich, er woll' es herausbekommen, einer wollte gleich andern Tages nach Meißen erkundigungsweise schreiben, wo der Poet sich aufhalten sollte (was letzteres der Maler Peschel, dem Devrient früher davon gesagt haben mochte, als Einhilfe angab). So ist denn der erste Schritt zu meinem Bekanntwerden auf günstige Weise geschehen. Anfang Februar soll und werde ich nach Dresden ziehen." (An Ludwig Ambrunn, Meißen, 5. Januar 1847.)

Auf diese Umsiedlung und einen stärkern Verkehr mit der äußern, der geistig geselligen Welt drang Eduard Devrient seit einem Jahre. Er glaubte zu spüren, daß Ludwig allen Segen der Abgeschiedenheit schon ausgekostet habe, und daß es nötig sei, ihren bedenklichen Einwirkungen entgegenzutreten. In Devrients Tagebuch (8. Januar 1847) findet sich die Bemerkung, daß Ludwig nach dem eben geschilderten Vorlesungsabend in dem gastlichen Künstlerhause geblieben sei, wo es ihm Frau Devrient behaglich

zu machen suchte. „Er sprach viel, oft treffend und gesund, oft grüblerisch und phantastisch, wie Einsiedler pflegen."

In der Tat hatte Ludwig abermals einen Sommer, den von 1846, in seiner Garsebacher Zurückgezogenheit und die ersten Monate des Winters von 1846 zu 1847 in Meißen verbracht, wo er diesmal im Gasthof zum „Goldnen Schiff" wohnte. Durch die Ermutigung Eduard Devrients war sein wankender Glaube, daß er zur dramatischen Dichtung berufen sei, neu gestärkt worden („Das fällt in meine jetzige merkwürdig fruchtbare Periode wie ein Sonnenschein. Ich habe gegründete Hoffnung nun, was Tüchtiges (versteht sich relativ) zu leisten und vielleicht mehr Anerkennung zu finden, als ich verdiene." Brief an Ambrunn vom 5. Januar 1847), und er gab nicht nur die Fortarbeit an seinem Schulmeisterroman auf, sondern beschloß die weitern Pläne zu Erzählungen „gleich in der Geburt zu ersticken". Dazwischen spielte er freilich mit dem Gedanken, seinen „Friedrich II. von Preußen" zu einem historischen Roman umzugestalten, und meldete an Ambrunn und Schaller, daß er nach Schlesien reisen und sich in der Gegend von Schweidnitz, wo das Ganze spielen sollte, gründlich umtun werde. Denn wenn im Drama das Detail des Schauplatzes einer Handlung kaum in Frage komme, so verhalte es sich bei einem Roman ganz anders. Bezeichnend für die mächtige, weitausgreifende Phantasie Ludwigs und sein Bedürfnis, in großer Folge zu wirken, war es, daß er auch hier von seinem „ersten historischen Roman" sprach und eine Reihe andrer in der Zukunft vor sich sah. Er hätte sich auch sagen dürfen, daß es kein Zufall sei, der seinen Gestaltungstrieb von Zeit zu Zeit auf das epische Gebiet ablenkte, daß er für den Reichtum seiner poetischen Erfindungen und Anschauungen nicht überall den dramatischen Rahmen

finden und brauchen konnte. Hätte er freilich, um die große Phantasiearbeit, die längst vollbrachte Belebung des Stoffes nicht ganz zu verlieren, seinen „Fritz“ zum historischen Roman umgestaltet, so würde er mehr einer äußern als einer innern Nötigung gefolgt sein, und es lag tief in seiner Natur begründet, daß er solchen äußern Nötigungen bis zum Martyrtum widerstand. An die Ausführung eines historischen Romans, für die er sich nach seiner Weise erst einen neuen Apparat herzurichten gehabt hätte, war jetzt, mitten im Feuer der dramatischen Produktionslust, nicht zu denken. Im Sommer 1846 war eine neue Bearbeitung der Agnes Bernauer (die auch jetzt „Der Engel von Augsburg“ hieß) entstanden. Ludwig drängte in ihr eine beinahe überreiche Fülle bewegter Handlung zusammen und führte den Dialog dementsprechend in sehr charakteristischer, lebensvoller Prosa aus. Es ließ sich nicht widersprechen, wenn Eduard Devrient die Komposition, in der Altes und Neues keineswegs völlig ausgeglichen war, „voller Fehler“ fand, aber das echte Talent, der große Grundzug in dieser dramatischen Rittergeschichte, die Gestaltungskraft und Farbenfrische mußten doch zu jedem unverbildeten Sinne sprechen. Aus manchem viel unbeholfnern und wertlosern Block war ein gut theatralisches, erfolgreiches Werk herausgemeißelt worden, die lebenswarmen, treuherzig leidenschaftlichen Gestalten des Herzogs Albrecht und der Agnes hätten jede Mühe der Umarbeitung gelohnt, Ludwig wäre durch die Gewißheit einer Bühnenverkörperung seiner Dichtung leicht an ihr festzuhalten gewesen; man kann sich nicht entbrechen, in Gedanken den Gewinn zu veranschlagen, den es für ihn bedeutet hätte, jetzt in verhältnismäßiger Jugend von dem Stoffe befreit zu werden, der nicht zufällig, nicht aus einer Willkür oder Hartnäckigkeit, sondern aus der Gewißheit heraus, daß in ihm ein

tragischer Typus, ein Stück schuld- und leidvolles Menschengeschick, eine Welt voll stark anschaulicher, sinnlicher Gegensätze, ein Gestalt gewordner Klang der deutschen Volksseele, des deutschen Volksliedes schlummre, mit ihm fortlebte und dramatisches Leben heischte. Nun war es wieder Ludwigs Mißgeschick, daß Ed. Devrient eben an diesem Ludwig ins Herz gewachsenen Stoffe wenig Anteil nahm, sei es, daß er die (solange der Dichter an der historischen Überlieferung festhält) unüberwindliche dramatische Schwäche des Stoffes erkannte, die im Lebenbleiben des Herzogs Albrecht und in der mehr oder minder aufrichtigen Versöhnung des jungen Herzogs mit seinem Vater liegt, sei es, daß ihm die heiße, alle Schranken des Herkommens und positiven Rechts überspringende Leidenschaft des ungleichen Liebespaares mißbehagte. Jedenfalls bestärkte Devrient diesmal Ludwig in seiner schon allzu ausgeprägten Neigung über das, was vor der Hand abgeschlossen und aussichtslos schien, rasch hinwegzugehen, und setzte mit dem Dramatiker zugleich seine Hoffnung auf die inzwischen begonnenen bürgerlichen Stücke, das Trauerspiel „Die Pfarrrose“ und ein Drama „Die Wildschützen“, „Wilm oder Rolf Berndt“, „Die Waldtragödie“, „Das Jagdrecht“ benannt, ein Embryo, aus dem mehrere Jahre später unter neuen Lebenseindrücken die Gestalt und die tragische Handlung des „Erbförsters“ hervorwachsen sollte.

An frischer Erfassung neuer Stoffe, an Lust, etwas durchaus Bühnen- und Lebensfähiges frei aus sich herauszustellen, fehlte es Ludwig zu dieser Zeit durchaus nicht, seine ländliche Abgeschiedenheit förderte seine damals immer rege Arbeitslust. — Wenn er sich des altgewohnten Plänemachens auch jetzt nicht entschlagen konnte, so überwog doch der Drang und die Stimmung des Vollendens in einem Guß. Die Gesundheit des Dichters ließ selbst in diesen Jahren, soviel er sich auch

gekräftigt fühlte, zu wünschen übrig, in Garsebach und Meißen wurde er mehr als einmal von heftigen Magenkrämpfen gequält, sie überfielen ihn plötzlich auf Spaziergängen mit seiner Braut und zwangen ihn mehrfach, ärztlichen Rat zu suchen. Auch die wunderliche Unregelmäßigkeit seiner Lebensweise setzte er noch fort. A. Kretzschmar erzählt aus dem Sommer 1846: „Nach seinem Weggang von Leipzig besuchte ich ihn einmal in seinem geliebten Triebischtale. Es war gegen zehn Uhr morgens, als ich die Hammermühle (Schleifmühle), in der er seine Wohnung genommen, erreichte. Ich fragte die Arbeiter, die jedenfalls schon seit vier oder fünf Uhr auf den Füßen waren — es war im Monat Juli —, nach seinem Zimmer. Die rußigen Gesellen fletschten lachend die weißen Zähne und sagten, ich würde ihn jedenfalls noch im Bett finden. Und so war es auch. Er lag, als ich bei ihm eintrat, in festem Schlaf, und nachdem ich ihn geweckt und von ihm wie immer freundlichst bewillkommt worden, erzählte er mir, daß er am Abend vorher nach seiner Gewohnheit in Wald und Flur umhergestreift sei, dann die Nacht hindurch gearbeitet und sich mit Tagesanbruch zu Bett gelegt habe. Sein körperliches Befinden hatte sich, wie auch sein Aussehen bewies, bedeutend gebessert. Da ich ihm nur wenige Stunden widmen konnte, so begleitete er mich zurück bis auf das Buschbad, und hier schieden wir auf lange Zeit.“ (Erinnerungen an einen Jüngstgeschiednen. Gartenlaube, 1865, S. 223.) In der Hauptsache aber, in glücklichem Lebensmut und in der Zuversicht, daß es ihm über kurz oder lang gelingen müsse, war Ludwig jetzt ein andrer Mann als in Eisfeld. Wenn ihn gelegentlich der Unmut überwältigte, daß all sein Arbeiten bisher so wenig sichtbare Resultate ergeben habe („ich will drauf losschmieren, daß ich wenigstens die Beruhigung habe, das Meinige getan zu haben!“ rief er in einem Briefe an Ambrunn,

Meißen, 28. März 1846, aus), oder beim Berechnen seines noch übrigen schmalen Vermögens ihn eine Sorge beschlich, daß dieser Bronnen versiegen könnte, ehe ein neuer durch seine Arbeit erschlossen wäre, so blieben das alles doch nur vorübergehende Schatten einer im ganzen hoffnungsreichen Zeit.

Ludwig war auch des besten Willens voll, sich Devrients freundschaftlichem Drängen zu fügen und sich der Einsamkeit, die für ihn so viel Glück und innere Befriedigung bot, zu entwinden. Ed. Devrient schrieb ihm am 1. Dezember 1846: „Ihren Beruf zum Bühnendichter haben Sie in diesem Werke (der ‚Agnes Bernauer') wiederum auf das bestimmteste dargetan, und wie Sie mit dem Zutrauen gegen mich frei herausgegangen sind, darf ich mir wohl im Interesse der Kunst eine Mahnung an Sie erlauben. Wollen Sie dem heruntergekommenen deutschen Theater sich hingeben, wollen Sie dafür arbeiten, so dürfen Sie sich nicht länger aus dem Bereich seiner Erscheinungen, seiner Tätigkeit halten. Sie werden mich nicht so mißverstehen, als meinte ich, Sie sollten von der gegenwärtigen Theaterwirtschaft die Komposition Ihrer Gedichte lernen, aber es ist unumgänglich notwendig, daß Sie das bessere Vermögen der Schauspielkunst genau und immer beobachten können. Was dem Theater wahrhaft nützen soll, muß, glaub ich, aus dem Herzen der Schauspielkunst herausgeschrieben sein. — — Mich dünkt, Sie sagten mir, daß Sie unabhängig von Ihrem Aufenthalt seien; ist dem so, wie dringend möchte ich Sie auffordern, hierher zu ziehen, wo die Natur ebenfalls Ihrem einsiedlerischen Hange zusagen, aber das Theater Ihnen doch auch und leicht zugänglich sein würde." Ludwigs Vertrauen zu dem neuen Freunde hatte sich vermutlich noch nicht so weit erstreckt, daß er Devrient mitgeteilt hätte, welcher Magnet ihn fortgesetzt nach Meißen zog und dort hielt. Er folgte

indes im Februar 1847 Devrients dringend wiederholtem Ruf und siedelte auf ein Vierteljahr nach Dresden über, wo ihm Devrient auf alle Weise Weg und Steg zu bahnen suchte. Ludwig fand jetzt in Dresden Karl Gutzkow als den neuen Dramaturgen des Hoftheaters vor. Der Dichter stand den literarischen und politischen Anschauungen Gutzkows noch nicht so unbedingt entgegen, als einige Jahre später, hatte sich wenigstens seine Gegnerschaft nicht so klar zum Bewußtsein gebracht. Gutzkow war im allgemeinen geneigt, junge, strebende und namenlose Talente zu fördern; seine reizbare Eifersucht erwachte in der Regel nicht den Leistungen, sondern den Erfolgen andrer gegenüber. Er nahm Ludwig bei dessen erstem Besuch freundlich auf, lobte dessen „Polenstück", was er freilich bei den obwaltenden Anschauungen am Hofe und Hoftheater unaufführbar nennen mußte, forderte den Dichter auf, ihm Stoff und Entwurf neuer Stücke vor der Ausführung mitzuteilen, damit er ihm zum voraus sagen könnte, was als verfänglich und unverfänglich gelte, womit er denn allerdings mehr versprach, als er beim besten Willen zu leisten vermocht hätte. Ludwig war von dieser Anknüpfung sehr befriedigt, gewann indes in der Folge kein näheres Verhältnis zu Gutzkow und hielt sich, von seinen alten Künstlerfreunden Ludwig Richter, Oehme, Langer u. a. abgesehen, hauptsächlich an Ed. Devrient und dessen Kreis. Devrient trieb Ludwig, fleißig Theater und Konzerte zu besuchen, führte und lud ihn in Gesellschaften, Ludwig ließ nachgiebig und herzlich dankbar für sich Sorge tragen, labte sich an den theatralischen und musikalischen Aufführungen, für die ihm Devrient den Eintritt vermittelte, und meldete seinem „lieben, alten Ambrosius" in Eisfeld: „Ich schwimme hier in einem Meer von Genüssen und wäre, da auch meine Gesundheit sich bedeutend gebessert hat, ein ganz glücklicher Kerl, wenn

ich Euch bei mir hätte. Ihr fehlt mir aber, Sommerszeit in des lieben Herrgotts und Winterszeit in des Königs von Sachsen Theater." Er erzählte, daß ihm Eduard Devrient ein Billett zu den von Ferd. Hiller dirigierten Abonnementkonzerten im Hotel de Saxe geschickt („es vergehen mir nicht drei Tage, ohne ein ähnliches Liebeszeichen von Devrient zu erhalten"), und daß er in der Mozartschen G-moll-Symphonie wie tags darauf in der Aufführung der „Emilia Galotti" im Hoftheater geschwelgt habe. Aber kopfschüttelnd über all den freundschaftlichen Eifer, der ihn vorwärts zu bringen und gelegentlich ein wenig vorwärts zu drängen suchte, vertraute er dem alten Heimatgenossen weiter an: „Ich war neulich mit dem bekannten Landtagsdeputierten Brockhaus (dem Chef der Buchhandlung in Leipzig), einigen Journalisten usw. bei Devrient zum Tee, Pfannkuchen und Punsch; ich glaube, es war angestellt, um mich jenen anzunähern; was mich dauern sollte, da ich meiner alten Weise nach, die noch viel abgeschloßner worden ist, mich nicht beimachen kann, auch wenn ich wollte. Aber die guten Leute sehen mir meine leider schon verknöcherten Torheiten so freundlich nach wie einem Kinde" (An Ludwig Ambrunn, undatiert, aber Dresden, März 1847). Daß man freundlich und nachsichtig war, schloß das Bedauern über des Dichters Zurückhaltung nicht aus. Hätte Ludwig einen Blick in Eduard Devrients Tagebücher werfen können, so würde er neben den Ausdrücken der reinsten Teilnahme und ehrlichsten Bewunderung doch auch ein und den andern Ausdruck des Unmuts gefunden haben.

Während des Vierteljahrs, das er Anfang 1847 in Dresden verbrachte, wohnte er wieder wie im Jahre 1843 in der Wirtschaft „Zur Hoffnung" vor dem Falkenschlag. Die Briefe an seine Braut enthalten eine Fülle kleiner Züge zum Bilde seines täg-

lichen Lebens, aus denen hervorgeht, daß er zwar nach Kräften strebte, sich seinen einsiedlerischen Gewohnheiten zu entwinden, aber dies immer nur bis auf einen gewissen Punkt vermochte. Er war in hohem Maße beglückt über das wachsende Verständnis seiner innersten Natur und seiner poetischen Bestrebungen, das ihm Emilie zeigte. Er offenbarte ihr vertrauensvoll, was ihn bewegte, erquickte und gelegentlich beunruhigte. Er konnte sich ihrer klaren Einsicht fast bei jedem Anlaß freuen („in dem, was Du mir wegen Gutzkow sagst, liegt viel großer klarer Weltverstand. Den mußt Du ausbilden in Dir. Diesen Verstand haben überhaupt die Weiber öfter als die Männer; ich habe auch etwas davon; was ich aber davon habe, das nimmt meine Kunst in Anspruch, auf das Leben kommt nicht viel davon." An Emilie Winkler, Dresden, Februar 1847). Gegen eine übergroße Bescheidenheit und ein allzuleidenschaftliches Verlangen, ihre Bildung zu erweitern und zu steigern, mußte er wohl einmal liebevollen Protest einlegen: „Du machst mir bange mit Deiner Heftigkeit. Du bist ganz außer Dir, daß Du, wie Du sagst: meiner nicht so wert werden kannst, als Du möchtest! Das ist dummes Zeug. Hier handelt es sich, wenn es sich ja um etwas handeln soll, nicht um einen Wert, höchstens um eine Form. Und diese Form muß ich so gut wie Du mir ebenfalls erst aneignen. Diese Form kann einem vorhandnen Wert eine angenehme Zugabe sein, aber sie ist nicht der Wert selbst — Gott sei Dank! — — — Dein Wert besteht für mich in dem lebendigen Sinn, den Du für das Gute, Rechte und Schöne zeigst, in Deiner Offenheit, Deiner Verständigkeit. — — — Machs wie ich: ich bin Deiner gewiß, arbeite mit Lust und gehe der Zukunft heiter entgegen, denn welch Gesicht man der Zukunft macht, das macht sie uns. Die übertriebenen Studien werden Dich noch krank machen, und

ich Euch bei mir hätte. Ihr fehlt mir aber, Sommerszeit in des lieben Herrgotts und Winterszeit in des Königs von Sachsen Theater." Er erzählte, daß ihm Eduard Devrient ein Billett zu den von Ferd. Hiller dirigierten Abonnementkonzerten im Hotel de Saxe geschickt („es vergehen mir nicht drei Tage, ohne ein ähnliches Liebeszeichen von Devrient zu erhalten"), und daß er in der Mozartschen G-moll-Symphonie wie tags darauf in der Aufführung der „Emilia Galotti" im Hoftheater geschwelgt habe. Aber kopfschüttelnd über all den freundschaftlichen Eifer, der ihn vorwärts zu bringen und gelegentlich ein wenig vorwärts zu drängen suchte, vertraute er dem alten Heimatgenossen weiter an: „Ich war neulich mit dem bekannten Landtagsdeputierten Brockhaus (dem Chef der Buchhandlung in Leipzig), einigen Journalisten usw. bei Devrient zum Tee, Pfannkuchen und Punsch; ich glaube, es war angestellt, um mich jenen anzunähern; was mich dauern sollte, da ich meiner alten Weise nach, die noch viel abgeschloßner worden ist, mich nicht beimachen kann, auch wenn ich wollte. Aber die guten Leute sehen mir meine leider schon verknöcherten Torheiten so freundlich nach wie einem Kinde" (An Ludwig Ambrunn, undatiert, aber Dresden, März 1847). Daß man freundlich und nachsichtig war, schloß das Bedauern über des Dichters Zurückhaltung nicht aus. Hätte Ludwig einen Blick in Eduard Devrients Tagebücher werfen können, so würde er neben den Ausdrücken der reinsten Teilnahme und ehrlichsten Bewunderung doch auch ein und den andern Ausdruck des Unmuts gefunden haben.

Während des Vierteljahrs, das er Anfang 1847 in Dresden verbrachte, wohnte er wieder wie im Jahre 1843 in der Wirtschaft „Zur Hoffnung" vor dem Falkenschlag. Die Briefe an seine Braut enthalten eine Fülle kleiner Züge zum Bilde seines täg-

lichen Lebens, aus denen hervorgeht, daß er zwar nach Kräften strebte, sich seinen einsiedlerischen Gewohnheiten zu entwinden, aber dies immer nur bis auf einen gewissen Punkt vermochte. Er war in hohem Maße beglückt über das wachsende Verständnis seiner innersten Natur und seiner poetischen Bestrebungen, das ihm Emilie zeigte. Er offenbarte ihr vertrauensvoll, was ihn bewegte, erquickte und gelegentlich beunruhigte. Er konnte sich ihrer klaren Einsicht fast bei jedem Anlaß freuen („in dem, was Du mir wegen Gutzkow sagst, liegt viel großer klarer Weltverstand. Den mußt Du ausbilden in Dir. Diesen Verstand haben überhaupt die Weiber öfter als die Männer; ich habe auch etwas davon; was ich aber davon habe, das nimmt meine Kunst in Anspruch, auf das Leben kommt nicht viel davon." An Emilie Winkler, Dresden, Februar 1847). Gegen eine übergroße Bescheidenheit und ein allzuleidenschaftliches Verlangen, ihre Bildung zu erweitern und zu steigern, mußte er wohl einmal liebevollen Protest einlegen: „Du machst mir bange mit Deiner Heftigkeit. Du bist ganz außer Dir, daß Du, wie Du sagst: meiner nicht so wert werden kannst, als Du möchtest! Das ist dummes Zeug. Hier handelt es sich, wenn es sich ja um etwas handeln soll, nicht um einen Wert, höchstens um eine Form. Und diese Form muß ich so gut wie Du mir ebenfalls erst aneignen. Diese Form kann einem vorhandnen Wert eine angenehme Zugabe sein, aber sie ist nicht der Wert selbst — Gott sei Dank! — — — Dein Wert besteht für mich in dem lebendigen Sinn, den Du für das Gute, Rechte und Schöne zeigst, in Deiner Offenheit, Deiner Verständigkeit. — — — Machs wie ich: ich bin Deiner gewiß, arbeite mit Lust und gehe der Zukunft heiter entgegen, denn welch Gesicht man der Zukunft macht, das macht sie uns. Die übertriebenen Studien werden Dich noch krank machen, und

E. T. A. Hoffmann und selbst Tieck gewesen seien, die zuerst den Sinn für die verborgne Poesie des schlicht Wirklichen, des natürlich Einfachen, jedoch auch für das Eingreifen dunkler Elemente und Leidenschaftsmächte in den Alltag erschlossen hatten, er hätte selbst sagen dürfen, daß die gewaltige Gestalt René Cardillacs die Verkörperung solchen Eingreifens und darum nicht unwirklich gescholten werden dürfe, wenn er auch eine dämonische Figur sei. Doch gestand sich Ludwig, sobald das erste Feuer gelöscht war, lieber ein, daß vor allem der Drang, endlich, endlich ein bühnenfähiges, bühnenwirksames Werk zu schaffen, ihm den unheimlichen Goldschmied wieder vor die Phantasie geführt habe. Er vollendete fast gleichzeitig das schon mehr erwähnte „tragische Idyll", das „Die Pfarrrose" betitelt war, und zu dem er vielleicht die erste Anregung auf den Spaziergängen nach dem Dorfe Taubenhain empfangen hatte, dessen Namen an die Bürgersche Ballade mahnte. Er wollte in dieser Dichtung einen Konflikt verkörpern, den er in der Gegenwart überall erblickte: das Emporstreben des Weibes zu innerer, um Außenwelt und Schein allzu unbekümmerter Selbständigkeit und der männliche Stolz, der sich zum unüberwindlichen Trotz verhärtet, führen ein prächtiges junges Menschenpaar einer Katastrophe entgegen, in der sie sich gegenseitig verderben. Ludwig hatte, so tiefbescheiden er war, während der Ausarbeitung dieses bürgerlichen Trauerspiels wiederholt das frohe Gefühl, daß er jetzt seinen eigensten Stil gefunden hatte, daß seine Menschen von Fleisch und Blut, nicht bloß ausgeschnittene theatralische Pappfiguren seien, denen man das Bretterholz, auf dem sie kleben, bei jeder Wendung ansieht. Er empfand, daß er sich in der Stille — seine Weltanschauung vertiefend, seine plastische Kraft wie seine Bildung unablässig steigernd — zu einem Dichter ausgewachsen hatte, der den Kampf mit der Unnatur,

der flachen Herkömmlichkeit und der gestaltlosen Tendenz zumal aufnehmen konnte.

Auch tat ihm dieses Selbstgefühl wahrlich not. Denn wiederum waren zwei Jahre verstrichen, in denen er, fleißig arbeitend und von seinem kleinen Vermögen zehrend, im Sinne der Welt keinen Schritt vorwärts getan hatte. Sein stummes Ringen mit der gleichgültigen Sprödigkeit der Bühne wurde allgemach zum Martyrtum. Immer wieder der Bewundrung seines Talents versichert zu werden („Fülle der Poesie, Erfindung, Charakteristik und wahrhaft dramatische Kraft der Situationen" rühmte Eduard Devrient von der „Pfarrrose", Dresden, 23. März 1849), und dennoch immer wieder zu hören, daß er sich von Art und Wesen der dramatischen Komposition entferne, daß er den Forderungen der Bühne nicht gerecht werde, während ihm keiner — selbst Eduard Devrient nicht — klar machen konnte, worin diese Forderungen bestünden, stets aufs neue auf die Zukunft vertröstet, ohne daß sich auch nur eine Hoffnung und Versprechung verwirklicht hätte, das erforderte Kraft und ausdauernde Geduld. Zu den innern Kämpfen, ohne die es in solcher Lage nicht abgehen konnte, und die er mit mannhafter Resignation siegreich bestand, traten von Zeit zu Zeit Störungen seines Lebensmutes, die Folge seiner körperlichen Zustände waren. Ludwig schien den ihn oberflächlich Anblickenden völlig gesund. Doch der schlimme Feind in seinem Blute, der hundert Gestalten und keinen Namen hatte, rastete wohl, aber wich nicht. Magenkrämpfe, hochgradige Nervosität (die er mit Flußbädern und Fußwanderungen energisch bekämpfte), gelegentliche Fieberanfälle und unregelmäßige Herztätigkeit mahnten den Vorwärtsstrebenden, auf sich selbst acht zu haben. Er aber meinte gleichmütig, daß wenn ihm nur erst häusliche regelmäßige Pflege zuteil werden könnte — an der es ihm in seinem Jung-

gesellentum und bei seiner Achtlosigkeit auf äußere Dinge allzusehr gebrach —, so dürfte er seine Gesundheitsumstände nicht für unverbesserlich halten. Seine Lebensweise während der Jahre 1847 und 1848 war wieder die eingezogenste, er verkehrte einzig und allein in der Familie seiner Braut, die er fast täglich nach Tisch zu Spaziergängen abholte; an Schaller gestand er bei Beginn des Jahres 1848, daß er „ein einsamlich Leben" führe. „Ich gehe hier mit keinem Menschen um, als mit meinem Schatz, der Euch bestens grüßt und seinen Umriß mitsendet, wie ich den meinigen. Sie ist vorderhand mein Publikum. Es ist außerordentlich, wie die Einsamkeit und das Zusammenhalten und auf einen Punkt richten des Talents dieses steigert, ich wünschte nur, ich hätte mit siebzehn bis zwanzig Jahren angefangen, wie mit dreiunddreißig. Außer meinen Arbeiten ist Emilie meine einzige Gesellschaft, und sie kennt diese Arbeiten genug, um mich aufmuntern zu können, was sie rechtschaffen tut. Dazu ist eine so klare Natur einem Kunstmenschen wie ein Zeichen, das im Winter aufgesteckt wird, die etwa Irrenden auf die rechte Straße zu bringen." (An Karl Schaller, Cöln bei Meißen, 1. Januar 1848.)

Kurze Zeit nach diesem Briefe hatte die deutsche Revolution der Jahre 1848 und 1849 begonnen. Ihre nächste Wirkung auf Otto Ludwig war ein Aufjauchzen der Erlösung und der Hoffnung; in gewaltigen Liedern entströmte sein heißes Gefühl für vaterländische Größe und Ehre, seine tiefste, schmerzlich lechzende Sehnsucht nach der Einheit des deutschen Landes und Volkes dem bewegten Herzen. Seinem überall auf den Kern und das Wesen der Dinge gerichteten Sinne war es anfänglich ganz unfaßbar, daß die Gunst der Stunde unbenutzt verfliegen, daß die ungeheure Bewegung unfruchtbar bleiben, das eine, was nottat und was allein

erreichbar gewesen wäre, nicht bringen sollte. Schon nach wenig Monaten grollte durch seine letzten Zeitgedichte der Zorn hindurch, daß es bei der Schmach der Zersplitterung bleiben und der große Völkerfrühling in einem wüsten Fasching demokratischen Taumels und in einem Aschermittwoch sinnloser Reaktion enden werde. Er sah in der sächsischen Provinzialstadt, die „beinahe eine Vorstadt von Dresden" war, genug und nur allzuviel von den platten und häßlichen Ausartungen des Zeitgeistes und der zwecklosen Massenerregung, er durchlebte ein volles Jahr bittrer Stunden, da er zu den wenigen Klarsehenden gehörte, die schon seit den ersten Sommermonaten nichts mehr für das Gesamtvaterland hoffen konnten. Er wußte anderseits auch, daß die krampfhafte Hast, mit der man sich seit 1849 der Wiederherstellung des Alten hingab, nicht das Ende der weltgeschichtlichen Bewegung sei. Im Herbst des Sturmjahres schrieb er: „Wir sind ein halb Jahrhundert älter geworden, dem Gewicht der Begebenheiten nach, seit unsern letzten Briefen. Der Knäuel ist eben einmal im Abwickeln begriffen, und noch manches Jahr wird ängstlich lauschen, ob der fallende nun endlich den Boden erreicht hat. Wer es erlebte, von der Höhe der neuen Zeit diesen Kampf mit einem Blick überschauen zu können! Denn Geschichte will wie ein Kunstwerk in ihrer Ganzheit beurteilt sein. Dinge, die allein gesehen das Ganze zu verderben drohen, sind dann vielleicht so kleine Schatten im großen Ganzen, daß man sie gänzlich übersieht. — Das Ende ist nicht abzusehen. In jedem andern Lande ist es damit ein ander Ding, als in unserm guten Deutschland. — — Wenn nur die Geschichte nicht mit Schweiß und Blut schriebe, wie viel Jammer der Einzelnen steht unsichtbar zwischen den Zeilen, in denen sie die Entwicklung des Geschlechtes schildert." (An Ludwig Ambrunn, Meißen, Oktober 1848.)

Da er das Ende nicht zu erleben hoffte, hätte er sich gern in künstlerische Arbeit vergraben, wenn die stürmische Zeit nicht auch in die kaum keimenden Saaten seiner persönlichen Erwartungen, in sein stilles Lebensgeschick hereingebrochen wäre. Schon um die Mitte des Sturmjahres hatte er gleichsam achselzuckend an seinen Eisfelder Getreuen gemeldet: „Es ist mir etwas wunderlich gegangen. Wie du schon weißt, hatte ich gegründete Hoffnung, etwas auf die Dresdner Bühne zu bringen und damit meine dramatische Laufbahn glorios zu eröffnen — als das eintraf, was ich im prophetischen Geiste lange befürchtet hatte, wenn ich zuweilen dachte: sollte mir, da ich fast fertig, diesmal nichts drein kommen? Es kam, und ich hatte wiederum so manchen Tag und so manche Nacht meine ganze Kraft erschöpft, um — einige Buch Makulatur zu machen. — Und wie die Sachen nun stehen, möcht' es geraten sein, das Handwerk vorderhand aufzugeben. Und selbst für den Fall, daß verhältnismäßig bald eine der belletristischen Laufbahn günstige Chance erfolgen sollte, möchte ich eine von den Wechselfällen derselben unabhängige, wenn auch nicht bedeutende, aber gesichertere, einer ganz freien Stellung vorziehen. Aber wo eine solche finden? Auf jeden Fall würde mir, wenn ich auf der einen Seite, was ich geistig, auf der andern, was ich körperlich vermag, berücksichtige, die Schulmeisterei als das Fach erscheinen, für welches ich am besten passe. Es versteht sich von selbst, daß ich nicht die eigentliche Elementarschulmeisterei darunter verstehe und von Unterrichtsgegenständen die Realwissenschaften im Aug' habe. Zur politischen Bildung des Volkes ist der Unterricht in der Geschichte (besonders neuere und neueste Staatengeschichte) und Geographie unumgänglich nötig. Dann läge mir die des deutschen Stils und auch der Gesangunterricht nicht fern. Naturgeschichte und Physik

würden auch zu befriedigen sein." (An Ludwig Ambrunn, Meißen, Sommer 1848.)

Die wachsende Besorgnis drückte sich noch stärker in der ersten Hälfte des Jahres 1849 in einem weitern Briefe nach Eisfeld aus: „Es ist eine wunderliche Zeit, für mein Handwerk besonders. Dr. Wetzstein, ein Freund von mir, ist nach Syrien ausgewandert, als königlich preußischer Konsul in Damask; er hat mir kurz vor seiner Abreise geschrieben, ich solle ihm folgen, und mancherlei gar nicht zu verachtende Anerbieten gemacht, die redlich gemeint sind. Aber meine Gesundheit müßte zu solchem Unternehmen in anderm Verhältnis stehen, als sie wirklich steht, wenn das Ergreifen dieser Anerbieten kein dummer Streich sein sollte. Damaskus hat ein sehr hitziges Klima und brustzerstörende Winde. Ein andrer Freund ist nach Nordamerika gegangen — schon im vorigen Oktober, und im Februar hatte er noch kein Unterkommen. Mein Handwerk kann sich noch unerwartet heben, aber man muß temporisieren können, zu deutsch man muß es abwarten. Dazu wäre vielleicht ein Leihbibliothekariat, sozusagen, in Dresden ein passables Plätzchen, wenn es nicht zu teuer, was ich aber nicht glaube. Ich erwarte stündlich die Antwort auf meine Erkundigungen nach Größe, Art, Preis, den übrigen Ausgaben, die die Übersiedlung eines Fremden in ein solch Geschäft in Dresden noch mit sich bringen muß. Es wär' ein Auskommen; dazu wohnte man in Dresden; das Theater wackelt freilich ein bißchen; aufhören wird es nicht. — — Die Kaufsumme wird keinesfalls bedeutend sein; im ganzen gehen solche Bibliotheken jetzt um Spottpreise weg. Wieviel würd' ich zu diesem Zweck wohl aufbringen können? Ich weiß wohl, es läßt sich auch viel, sehr viel gegen das Projekt sagen. Aber etwas unternehmen muß man nunmehr!" (An Ludwig Ambrunn, Cöln bei Meißen, 24. Mai 1849.)

Die wunderliche Zeit trieb in der Tat wunderliche Blasen! Otto Ludwig als Leihbibliothekar in Dresden, der tiefsinnige Dichter, der strenge Künstler, der an sein eignes wie an andrer Schaffen die höchsten Maßstäbe legte, als Vermittler und Verbreiter der flachsten Unterhaltungsliteratur — es wäre eine Ironie der deutschen Literaturgeschichte mehr gewesen! Zum Glück blieb es ein flüchtiger Plan, der einen unerfreulichen Blick in die tiefe Ratlosigkeit eines großen, aber unberühmten Talents tun läßt. Eben in diesen Sommermonaten von 1849 und unter der Nachwirkung der wilden Zeit gelang es Ludwig, für die lang geplante, getragene, vielmal umgearbeitete Waldtragödie eine neue und wirksamere Handlung zu erfinden und die erste Bearbeitung des Trauerspiels „Der Erbförster" an Eduard Devrient zu senden. Am 1. Juli 1849 war die Handschrift der Schöpfung in den Händen des dramaturgischen Ratgebers, im September nach mancherlei Umarbeitungen die Annahme am Dresdner Hoftheater erfolgt. Offenbar hatte diesmal der Schauspieler, der in der Gestalt des Erbförsters Ulrich eine bedeutende Aufgabe vor sich sah, die Bedenken des Regisseurs und Dramaturgen in engere Schranken gebannt. Wiederum drang Eduard Devrient darauf, daß der Dichter sein Meißner Stilleben verlassen sollte, und mit besser begründeten Hoffnungen als je zuvor folgte Ludwig zum zweitenmal dem an ihn ergehenden Rat und Rufe des hilfreichen Freundes.



Otto Ludwig aus Eisfeld

Um die Wende der Jahre 1849 und 1850 verbreitete sich von Dresden aus in literarischen und literaturfreundlichen Kreisen die Kunde, daß ein neuer Dramatiker von ungewöhnlichem Talent, „Otto Ludwig aus Eisfeld", demnächst mit einem kraftvollen und höchst eigentümlichen bürgerlichen Trauerspiel in die Öffentlichkeit treten werde. Hergebrachtermaßen wurde der seither unbekannte Poet ohne weiteres ein „junger Dichter" genannt; widersprach es doch allem in Deutschland gewohnten, daß der Träger eines zum erstenmal auftauchenden Namens ein siebenunddreißigjähriger Mann war. Die wenigen Veröffentlichungen Ludwigs waren unbeachtet geblieben, und fast niemand wußte, welche besondre Entwicklung, welches Ringen in der Stille schon hinter dem Dichter lag, der mit seiner Waldtragödie „Der Erbförster" als ein neuer Mann auf den großen Markt der deutschen Literatur trat. Die Mehrzahl aller spätern Urteile über Otto Ludwig gingen vom „Erbförster" als seinem „Erstlingswerke" aus, und die aus der Tiefe einer in sich gesammelten Natur entsprungne, in fortgesetzter künstlerischer Arbeit wie in schweren Seelenkämpfen gefestigte Selbständigkeit des Dichters galt — seit man glücklich wußte, woher Ludwig komme — als Mitgabe des Thüringer Waldes. Wunderliche Mythen über die bisherigen Erlebnisse und Bildungswege des genialen

Autodidakten beeinträchtigten ebenso wie die Unkenntnis seiner dichterischen Anfänge die klare Einsicht in Ludwigs Entwicklung.

Bleiben doch auch für jeden, der heute teilnehmend Ludwigs Jugendgeschichte begleitet hat und alle Zeugnisse seiner poetischen Stimmungskraft und Bildkraft bis zum Trauerspiel „Der Erbförster" überblicken kann, noch Rätsel genug, und wäre es auch nur das letzte, nie zu lösende, warum die Natur eine so gewaltige gestaltenschauende Phantasie und die ganze Energie dramatischen Dranges an ein Talent verliehen hatte, das im ersten Vierteljahrhundert seines Lebens mehr ahnte als wußte, was das Wesen und die Wirkung der Bühne sei, und kaum ein Theater, das diesen Namen verdiente, gesehen hatte. Die Bescheidung, daß es nicht immer und überall gelingt, den zeugenden Kern tief angelegter künstlerischer Menschen mit Sicherheit zu bestimmen, drängt sich im Falle Ludwigs bald genug auf. Und doch ist es nicht unmöglich, wenigstens einen Teil des innern Werdens unsers Dichters an der Hand seiner Jugendversuche und im Hinblick auf die einwirkenden Lebensmächte und Erlebnisse klar zu erkennen und sich zu verdeutlichen, warum eine Phantasie, übermächtig und überreich wie keine zweite, und eine Natur, die ohne Trotz in schlichter Festigkeit nur ihrem ureignen Gesetz lebte, doch lange Jahre bedurften, um den Dichter des „Erbförsters" zu zeitigen. Gustav Freytag hat in seinem Otto Ludwig geltenden eingehenden und außerordentlich feinsinnigen Aufsatz ausgesprochen, daß „das Schaffen dieses Dichters wie sein ganzes Wesen ähnlich der Art eines epischen Sängers war aus der Zeit, wo die Gestalten dem Dichter lebendig mit Klang und Farbe in der Dämmerung des Völkermorgens um das Haupt schwebten" (Freytag, Gesammelte Aufsätze, Band 2, Seite 66), und Heinrich von Treitschke hat in seiner

geistvollen und warmherzigen Studie über Ludwig diese Meinung noch verschärft, indem er sagt: „Der erlösende Ruf, der den harmonischen, glücklichen Genius früh auf ein besondres Gebiet des Schaffens drängt, erklang diesem ringenden Geiste nicht. Seine Phantasie war ebenso unstet als vielseitig; sein Wesen gemahnt an jene Urzeit des Völkerlebens, da die Gattungen der Kunst noch ungeschieden durcheinander lagen, und der Mensch mehr in Bildern und Tönen als in Begriffen dachte" (H. von Treitschke, Historische und politische Aufsätze, 5. Auflage, Band 1, S. 438). Liegt diesen Urteilen der unabweisbare Eindruck zugrunde, daß Otto Ludwig stärker und unbedingter unter der Herrschaft einer ganz elementaren Phantasie stand als die meisten neuern Dichter, daß er die Vorgänge seiner Erfindungen in scharfer Deutlichkeit wie in farbigem Glanze vor Augen sah, daß er nach innerm Muß seine Gestalten mit vollsaftigem warmem, unmittelbarem Leben erfüllte und tränkte, ja daß sich die Gewalt dieser lebenschaffenden Phantasie mächtiger erwies als seine theoretischen Einsichten und seine überstrenge künstlerische Selbstzucht, so lassen beide Aussprüche doch die Verschiedenheit der Zeiten und die besten Resultate von Ludwigs Entwicklung zu sehr außer Augen. Der Thüringer hatte allerdings mit dem Waldhauch seiner Berge und mit allen frühen Eindrücken seinen reichgemessenen Anteil am epischen Phantasieleben seines Stammes erhalten, doch der Kraft und Lust, die sich am bunten Reichtum des Lebens genügen läßt, war von Jugend auf eine besondre, ganz persönliche Kraft gepaart, die zugleich in die Tiefen des Lebens strebte und diese Tiefen in Gestalten und Handlungen voll dramatischer Spannung und Stärke zu offenbaren trachtete. Das Vorhandensein dieser Kraft und die Ahnung, daß ihm jeder Boden für ihre Schulung und Betätigung fehlte, hatte

Ludwig von dem geraden vorwärtsweisenden Zuge der dramatischen Poesie, der schon in den Dichtungen seiner Eisfelder Singspiele, in den ältesten rohen Skizzen zur „Agnes Bernauer" und zum „Burgund" oder „Eckart" unverkennbar ist, immer wieder abgelenkt, hatte immer neue Pläne zu erzählenden Dichtungen und Prosaerzählungen aller Art gezeitigt, bis sich dann nach jeder Unterbrechung und Pause der Drang zu dramatischer Gestaltung unwiderstehlich wieder geltend machte. Ohne Anschauung eines größern Theaters, lebendiger und bedeutender Wirkungen der Oper wie des Schauspiels war ihm die zu frischem Wagnis anregende Wechselwirkung mit der Bühne, wie sie Lessing und Schiller in der Jugend zuteil geworden war, wie sie vollends alle englischen Poeten des Zeitalters der Elisabeth erfahren hatten, allzulange versagt geblieben. Wenn Ludwig im Jahre 1848 gegen seinen alten Ambrunn bemerkte, „es hat den Teufel, in solchem kleinen Ländchen geboren zu sein", so war dies ebenso sehr, ja mehr ein Stoßseufzer des Künstlers als des Politikers. Die mannigfachen Irrtümer über die besten Wege zu einem früh ins Auge gefaßten Ziel, die hemmenden und verzehrenden Zweifel an sich selbst, die abnormen Vorstellungen von einem reinsten und höchsten poetischen Wirken in der Abgeschiedenheit eines Dorfschulhauses hatten einen Teil ihrer Wurzeln in den eng begrenzten und doch romantisch eigentümlichen Lebensverhältnissen, in denen der Dichter emporgewachsen war, einen andern Teil im Gefühl berechtigter, unüberwindbarer Gegnerschaft zur „praktischen" Kunst des Tages, zu den Typen neuerer dramatischer Poesie, die er vorfand, als er in Leipzig und Dresden dem Theater näher trat. Es war und blieb ihm gewiß, daß das echte Drama echteres und volleres Leben fordre, als er in den meisten dramatischen Versuchen der Gegen-

wart wahrnehmen konnte, er befestigte sich mit jedem eignen Anlauf tiefer in der Überzeugung, daß weder die geschickte Architektur eines Werkes, die französische Kunst leblosen Szenenbaues und unwahrer Szenensteigerung, noch die Durchgeistigung des Schauspieles mit Tendenzen, mit Zeitgesinnungen und allgemeinen Gedanken dem Wert und der Wirkung ganzen und warmen Lebens gleichkomme. Obschon Ludwig nicht sowohl von der Musik her (denn die Poesie war das erste und letzte in ihm) als vielmehr über die Brücke der Musik hinweg zur „Literatur" kam und darin den Musiker nicht verleugnete, daß es ihm wichtig und unerläßlich blieb, jede seiner Erfindungen in eine durchklingende Grundstimmung gleichsam einzutauchen, so hatte doch sein Gestaltungstrieb sehr früh die Versuchung zum lyrischen Drama überwunden. Die Fragmente und Entwürfe einiger unvollendeten Operndichtungen, ein lyrisches Drama „Libussa" aus der Mitte der dreißiger Jahre lassen erkennen, daß diese Versuchung an ihn herangetreten, aber vor dem stärkern Drang, Gestalten zu schaffen, vor der plastischen Deutlichkeit und innern Lebendigkeit dieser Gestalten rasch gewichen war. Von der ersten Ausführung des „Engels von Augsburg" bis zur endgültigen Gestaltung des „Erbförsters" ließen sich in dem, was er „sein Handwerk" nannte, in der dramatischen Praxis Ludwigs Vor- und Rückschritte wahrnehmen, was bei den widerspruchsvollen Forderungen der „praktischen Bühne" unvermeidlich war. — Aber sieghaft, im beständigen Wachsen blieben sein Bedürfnis, sein inneres Muß, alle Schöpfungen mit dem warmen Odem der Wirklichkeit zu durchhauchen, der lebendigen Natur ihre geheimsten Zauber abzugewinnen und sie in seine Gestalten zu bannen. So mächtig war dies Bedürfnis, daß er darüber die Gefahr, vom Andrang wahrer und gelebter Einzelheiten überwältigt zu werden, sich

an die Wiedergabe einer freilich unerschöpflichen Lebensfülle zu verlieren, allzu gering anschlug. Unverkennbar bestand zwischen dem Grundtrieb seines persönlichen Lebens und dem seiner poetischen Natur eine nahe Verwandtschaft. Wie Ludwig gegenüber der zerstreuenden Hast der modernen Weltbewegung das Bedürfnis der innern Sammlung so über alles hinausstellte, daß er dadurch der Isolierung anheimfiel, so zwang es ihn sowohl der zur mechanischen Eintönigkeit gewordnen theatralischen Komponier- und Szenierkunst als der rednerischen Geistreichigkeit die Gewalt unmittelbaren Lebens entgegenzusetzen, auch wenn die „Technik des Dramas" darunter leiden mußte.

Während Ludwig solchergestalt auf Wegen, die von der ausgefahrnen und vielbetretenen Heerstraße der Tagesliteratur weit wegführten, den freien und überzeugenden Ausdruck seiner poetischen Individualität suchte, hatte sich im Kampfe mit widerstrebenden Verhältnissen und der vorherrschenden Zeitbildung seine Welt- und Kunstanschauung voll entfaltet. War er zur stillen Beschaulichkeit des Idylls gleichsam erzogen worden, blieb die möglichste Ruhe, das beschränkteste Gleichmaß des äußern Daseins ein Verlangen seiner nie zur vollen leiblichen Gesundheit erstarkenden Natur, so hatten sein geistiger Blick und sein poetischer Drang jede Enge der Sinnesweise, jede kümmerliche und kleinliche Auffassung des Lebens früh überflogen. Der weltumspannenden Weite seiner Einbildungskraft, die in seinen zahlreichen dramatischen Plänen und Anfängen sichtbar wird, paarte sich allerdings im Einklang mit der subjektiven Natur des Dichters ein unüberwindliches Mißtrauen gegen den Schein der Dinge, ihm fielen das große und das schlichte Heldentum unbedingt in eins zusammen, aber in Ludwigs Auffassung unscheinbaren gleichwohl echten Lebens, in seiner Vertiefung des einfachen ungeteilten

Gefühls, in seiner Bevorzugung lautloser vor der lauten Opferfähigkeit lag ein Zug zur Größe. Daß dieser Zug zur Einseitigkeit führen könnte, wußte der Dichter recht wohl, mußte sich indes angesichts der Tendenzpoesie der vierziger Jahre, ihrer Überhitzung, ihrer Lüge zur entschiednen Geltendmachung seiner innersten Empfindung, seiner Lebenswahrheit gedrungen und gestimmt fühlen. Je näher er der herrschenden Literatur ins Auge sah, um so entschiedner stieß ihn die von der Natur losgelöste Willkür, der Mangel an schöpferischer Lust, der immer stärkere Widerspruch eines anspruchsvollen Pathos mit seelen- und lebenslosen Scheingestalten und schließlich die politische Frivolität ab. Ein Brief, den er Anfang 1848 an Karl Schaller schrieb, drückt es deutlich und kräftig aus, wie ihm bei alledem zumute war:

„Preise dich glücklich, daß du die gerühmte neue Literatur nicht in der Nähe siehst, ihr Charakter ist Charakterlosigkeit. Man hat auch einen Namen gefunden, die Sache zu beschönigen; darin ist unsre Zeit ohne Widerspruch groß. Sonst regelte man sein Handeln, Wünschen usw. nach den Gesetzen der Vernunft; heutzutage schmiedet man die Grundsätze nach seiner Bequemlichkeit um, wir wollen totale Freiheit und mißbrauchen das Wenige, was wir davon haben; ob wir dadurch dokumentieren, daß wir verdienen, frei zu sein? Ein Mensch, den man sonst charakterlos, gesinnungslos genannt hätte, der heißt heutzutage ein ‚Talent'. Dadurch, daß man dem Dinge einen Namen gegeben hat, hat man ausgesprochen, daß ein Mensch eben keines Charakters bedürfe. Wer die wahre Freiheit sucht, müßte doch zuerst darauf hinwirken, sich selbst frei zu machen, d. h. sein Leben zum vollsten Ausdruck der Gesetzmäßigkeit zu machen. Lieber Gott, wenn die Freiheit, die wir erhalten sollen, denen gleicht, die sich das Ansehen geben, sie uns zu ver-

schaffen, so möcht ich meinem Vaterunser noch eine achte Bitte hinzufügen: ‚und behüte uns vor der Freiheit'. Wiewohl ich, wie du weißt, nichts andächtiger verehre als die wahre Freiheit. — Betrachte einmal das junge Deutschland, welches jetzt die Krone deutscher Literatur repräsentiert. Sie fingen im Politischen an, warfen mit Wolfgang Menzel im Bunde Goethe aus der Literaturgeschichte hinaus, das will sagen: sie wollten; darauf sattelten sie plötzlich um, bekriegten Menzel, und wer war nun ihr Panier? Der Goethe, den sie erst verfolgt, sie denunzierten nun den Menzel wie vorher den Goethe, und zwar um des Verbrechens willen, welches sie selbst mit begangen. — — Eine literarische Verbindung, ich will sie die Jungböhmen nennen, arbeiten daran, in dem eigentlichen Böhmen einen Deutschenhaß zu improvisieren. Einen davon kenne ich selbst; ein wohlgenährter behäbiger Jüngling und dazu selbst ein Deutschböhme. Diesen fragt man, wozu der Haß doch eigentlich dienen sollte, er sagt: die Nationalböhmen liegen im Schlafe, sie müssen aufgeregt werden, und dies zu bewerkstelligen ist das nächste Mittel, den alten historischen Deutschenhaß wieder in ihnen zu erwecken. — — — Ist es nun, nachsichtigst beurteilt, nicht eine wahre Gewissenlosigkeit, diese Haßerregung? Welches Unglück von Millionen kann die Folge sein von diesem Unternehmen, welches die Unternehmer selbst nur aus Langerweile und um einen Namen zu erwerben beginnen! — — Wie kommt dieses Unheil in die Poesie und Literatur? Man will Namen erwerben, Geld verdienen. Die meisten heutigen Poeten sind keine gebornen; es sind geborne Politiker, Volksredner, Glücksritter, die sich der Sprache, die wahre Dichter einst so kultiviert, daß sie, wie Schiller sagt, selbst dichtet und denkt, zu ihren Zwecken bedienen. Eine Rotte Bilderstürmer, die aus der ausgeplünderten Kirche kommend sich und andre

mit den Bilderrahmen um die Köpfe schlagen. — — Die Literatur ist wirklich ein Markt geworden. Und es macht sich nur komisch, wenn unsre Freiheitsdichter sich wie eine Art Märtyrer darstellen, als gingen sie in den Tod. Das Heldentum ohne Gefahr ist etwas Lächerliches. Der Dichter, der nicht mit in das Modehorn bläst, der ist ein Märtyrer heutzutag, denn von ihm kauft kein Verleger etwas. Diese Freiheitsgöttin thront auf dem Geldsacke der Buchhändler, die jetzt alle ‚in Liberalismus' machen; dieser Liberalismus ist eine Ware. Und das Publikum? — Teils lassen sie sich durch diese Komödianterei blenden (die etwas Unsittliches hat, wenn sie nicht durch und durch unsittlich ist), teils denken die Leute heutzutage von der Literatur eben wie von ihren eignen Geschäften, und warum sollten's die Poeten nicht machen wie sie selbst? Wenn man sein Fabrikat nicht macht, wie's die Kunden wollen, so verkauft man nichts, und verkaufen will man doch, deshalb arbeitet man ja. Alex. Dumas ist doch gegen unsre deutschen Fabrikanten noch ehrlich, wenn er vor Gericht angibt, wie viel Bogen Ware er im Monat liefern kann. Er macht kein Geheimnis daraus, daß die Industrie seine Göttin ist. Der Deutsche ist nicht naiv genug, seine Erbärmlichkeit selbst einzugestehn, er muß einen Vorwand haben, und wenn auch kein Mensch daran glauben sollte. Und das soll eine Zeit des Fortschrittes sein? Warum nicht. Im Worte Fortschritt liegt's nicht, daß man gerade die Richtung zum Bessern eingeschlagen haben muß. Mir scheint unser Zeitalter ein überschnell alterndes."

Es hätte der Wehen und Stürme der Revolution kaum bedurft, um Ludwig in seiner zum Abscheu gesteigerten Abneigung gegen die Hohlheit der Tendenzliteratur zu bestärken. Daß er der politischen Lyrik, wo sie echte Leidenschaft, tiefes, vaterländisches Gefühl

atmete, das Lebensrecht nicht absprach, bewiesen seine eignen Gedichte aus dem Jahre 1848, die sich den funkelndsten Perlen der deutschen politischen Lyrik anreihen. Was er mit wachsender Überzeugung befehdete und zu überwinden trachtete, war die flache Vermessenheit, mit der man die Dichtung ihres natürlichen Bodens, ihrer Wurzeln beraubte und für alle erdenklichen, außerhalb der Kunst liegenden Zwecke die Formen der Kunst mißbrauchte. Freilich wußte Ludwig gut genug, daß es sich hier nur um einen Schein handle, daß diese zeitgemäßen Schauspiele eben keine Dramen, diese Tendenzromane keine Romane seien, aber er wußte auch, daß das Publikum im ganzen am Schein hing und den Unterschied nicht erkannte.

Erhebung, Enttäuschung und jeder Eindruck der Jahre 1848 und 1849 aber hatten entscheidend auf Ludwigs Lebensauffassung, sein sittliches Gefühl, seine dichterischen Vorsätze eingewirkt. Der herbe Schmerz um die deutsche Zerrissenheit, dem sich ein wehmütiges Erstaunen über die sinnlose Vergeudung von Kraft und gutem Willen, ein bittrer Zorn über die ungesunde und unselige Zerrüttung in Geistern und Gemütern paarte, zwang den Dichter zu tiefster Einkehr in sich selbst. Ihm wars, als ob die Zeit und alles, was er um sich sah und erlebte, ihn zur Zusammenfassung aller Kräfte mahnten. Das dunkle Gefühl eines Gegensatzes seiner männlich ernsten, tief ethischen Natur nicht nur zur eiteln Frivolität des Tages, sondern auch zu der Anschauung, die die Welt des Schönen von der Welt der Wirklichkeit trennte, des Gegensatzes zum Prinzip des Weiblichen in Leben und Kunst, das er seit manchem Jahr in sich trug, wurde jetzt durch Erlebnisse und Nachdenken genährt, nahm mehr und mehr von seinem ganzen Wesen Besitz und entschied über Richtung und Ziel seiner Bestrebungen. Selbst in der Dichtung Goethes und Schillers empfand er nicht

mehr die erlösende Kraft, die alle Gebildeten des deutschen Volkes aus den Fesseln dürftiger, enger und zumeist unwürdiger Lebenszustände befreit, ihnen Mut der eignen Empfindung und freudigen Schwung gegeben hatte, sondern grollte mit der weiblichen Weichheit unsrer klassischen Kunst, gab der „nicht sowohl Idealisierung als Sentimentalisierung der Geschichte“ schuld, daß wir „uns in ein wirklich politisches Leben nicht zu finden wissen“. Die „unnatürliche Scheidung, die Goethe und Schiller und auf ihren Spuren die Romantiker in das Leben gebracht, indem sie das Ästhetische, das Schöne vom Guten und Wahren trennten und aus der Poesie eine Fata Morgana machten, eine geträumte Insel voll Traumes, die den Menschen, der sie sieht, mit der wirklichen Welt (der sie die Poesie entzogen, um sie dorthin zu bannen!), mit der Welt und sich selbst entzweit und ihm mit dem Heimatgefühl in dieser zugleich die Tatkraft raubt, die unnatürliche Scheidung, die unsrer Bildung den weiblichen Charakter aufprägte, habe ich für mich durch das Verständnis Shakespeares überwunden, und mein ganzes Streben ist, mit allen meinen geringen Kräften meine Heilung auch auf andre Kranke zu übertragen.“ Kein Zweifel, daß Ludwig hier mit der Einseitigkeit des schaffenden Künstlers, der ein vollberechtigtes Neues erkannt hat und will, auf die deutsche Literatur des achtzehnten Jahrhunderts zurücksah, kein Zweifel, daß er von der Schuld kleiner Nachahmer und verworrener Epigonen den herrlichen Meistern einen viel zu großen Teil zuwälzte, aber ebensowenig läßt sich zweifeln, daß er aus dem tiefsten Verlangen seiner schöpferischen Natur wie seiner ethischen Überzeugung heraus und mit reiner opferwilliger Seele den Kampf aufnahm. Sein Wirklichkeitsdrang, sein sittlicher Ernst blieben mit dem glühenden Leben der Einbildungskraft, dem feinen Verständnis der menschlichen Leiden-

17*

schaften im Gleichgewicht; seine strenge Wahrhaftigkeit besiegte die Gefahren, die ihm aus der gewaltigen Kraft seiner Situationsdarstellung erwachsen konnten. Jene Geistreichigkeit, die den Boden des Gewissens und der Charakterwürde unter den Füßen verloren hatte, galt ihm nichts. Er war weit entfernt davon, der Poesie einen nüchtern nützlichen Dienst im Gefolge der Moral oder des praktischen Bedürfnisses anzumuten, er unterschied sich durch die poetische Mitempfindung der Leidenschaft, das innere Miterleben aller menschlichen Gefühle wie durch die Kraft seiner Phantasie und seines Gestaltungsvermögens weit von den kahlen und schalen Moralpredigern, die im Grunde auch nur Tendenzschriftsteller sind. Er selbst erkannte damals einen verwandten Zug zu Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius) in sich, aber seine gewissenhafte Reinheit, seine tiefe Welterkenntnis hatte im Grunde mit der polternden Kanzelderbheit des wackern und kräftigen Pfarrherrn von Lützelflüh nur wenig gemeinsam; er schätzte an dem schweizerischen Erzähler einen Wirklichkeitssinn und den Blick für verborgne Züge der Natur, die er selbst in erhöhtem Maße besaß. Alles in allem: Otto Ludwig vergaß niemals, daß der Dichter frei über die ganze Breite und Tiefe der Welt schaltet, daß in seiner Darstellung alle Erscheinungen ihr Lebensrecht haben, aber ein starkes Gefühl, daß er verantwortlich sei und bleibe für das Licht, das aus seiner Seele auf die Erscheinungen fällt, war in ihm erwacht und pulste fortan hörbar durch seine Schöpfungen hindurch.

Beim Vergleich der verschiednen Umgestaltungen und Bearbeitungen, die der Plan zum Drama „Die Wildschützen“ oder „Wilm Berndt“ zwischen 1846 und 1849 erfuhr, mit der ersten Niederschrift des Trauerspiels „Der Erbförster“ zeigt sich sehr deutlich, wie ohne jede Verkümmerung des dichterischen Wuchses

der rein poetischen Eigenschaften, ja im Wachsen dieser der ethische Grundzug in Ludwigs Individualität und Lebensanschauung beständig stärker wurde. Von Haus aus war die Gewalt und Eigenart der Stimmung, die uns in und aus dieser bürgerlichen Tragödie ergreift, schon vorhanden, mit Recht durfte Ludwig (am 27. Juli 1847) an Ed. Devrient schreiben: „Der Berndt und sein Mädchen sollen ein paar Figürchen werden, die dem Herzen wohltun. Das Heimlichste des Zusammenlebens, das Ergreifendste, was Geschick und Leidenschaft weben können. Und dem ganzen über die Schulter sehend der grüne rauschende Wald." Mit der Charakteristik, der größern Plastik aller Gestalten, namentlich aber der des Erbförsters gewann auch der ethische Gehalt der Schöpfung; als Ed. Devrient am 1. Juli 1849 an Ludwig schrieb: „Wenn ich an die erste Form zurückdenke, in der ich den Hauptcharakter kennen lernte, bin ich erstaunt und erfreut über die große Gewandtheit und Erfindungskraft, welche Sie in der Umbildung und Sammlung des Stoffes gezeigt haben", hätte er hinzufügen dürfen, daß die Handlung, wie äußerlich bewegt sie auch jetzt noch sei, in eben dem Maße an Klarheit und Verinnerlichung gewonnen habe, als die Hauptgestalt zum Typus des Gemüts- und Instinktmenschen wurde, der sich äußerlich bis zur abstoßenden Starrheit verhärtet, aber innerlich die verderblichste Empfindlichkeit und weichste Reizbarkeit bewahrt. In diesem Typus wiederum erkannte Ludwig im Sturmjahre 1848 einen scharfen Spiegel des eignen von unbewußten zerstörenden Leidenschaften bewegten Volkes, und je individueller er die Gestalt belebte, um so höher wuchs ihre Allgemeinbedeutung. Indem aus dem ursprünglichen Gemeindebrauer Wilm Berndt von Rodenwalde der Erbförster Christian Ulrich herauswuchs, wandelte sich mit dem Charakter des Helden auch die ganze Atmo-

sphäre der Tragödie. Der dünkelvolle Rechthaber Wilm Berndt, dem der Ohm seiner Frau mit einigem Recht ins Gesicht schleudern durfte: „Warum will Berndt Geld? Weil die Seinen hungern? Dummes Zeug, was ist das weiter? Um Brot arbeitet so einer nicht. Aber prozessieren muß er doch! Was geht euch Weib und Kind an? Das Recht ist euer Weib und Kind; das Recht, das heißt euer Eigensinn! Euer Eigensinn ist euer Weib und Kind!" bildete sich in der Phantasie und dem tiefsten Gemüt des Dichters zu einer Gestalt um, an der sich wärmster, innerer Anteil nehmen ließ, und zeigt so die durchaus verschiednen Stufen der Entwicklung, auf denen der Dichter 1846 und 1849 stand.

Die gewisse Annahme seines bürgerlichen Trauerspiels „Der Erbförster" am Dresdner Hoftheater brachte einen entscheidenden Umschwung in Otto Ludwigs persönlichen Verhältnissen hervor und entriß ihn — zur Genugtuung des treuen Ratgebers Ed. Devrient — der Einsamkeit, in die er sich abermals tief eingesponnen hatte. Im September 1849 siedelte Ludwig wiederum nach Dresden über, wo er in einem bescheidnen noch bestehenden Gasthof, dem „Trompeterschlößchen" am Dippoldiswalder Platz, Quartier nahm. Die Tatsache, daß die angesehene Hofbühne ein größeres Werk des seither ungenannten Dichters unter Einsatz ihrer besten Kräfte zur Darstellung zu bringen beabsichtigte, genügte, um die wahre Teilnahme und die flüchtige Neugier der kunstsinnigen und theaterliebenden Kreise Dresdens auf den Neuankömmling zu lenken. Der Winter von 1849 auf 1850 führte Ludwig mit einer stattlichen Reihe von Persönlichkeiten zusammen, davon wenigstens einige mit ihm in dauernder und förderlicher Verbindung blieben. Ed. Devrient zeigte sich unermüdlich wie in Empfehlung des neuen Dramas so auch in der Vermittlung neuer Beziehungen. Und

der Dichter selbst fühlte, daß er sich einem lebhaften Verkehr mit Gleichgesinnten und Gleichstrebenden nicht ferner entziehen dürfe. Die tagebuchartigen kurzen Aufzeichnungen in seinem Hauskalender von 1850 gewähren ein farbiges und deutliches Bild seines Dresdener Lebens unmittelbar vor und alsbald nach der Aufführung seines „Erbförsters". Auch in den Briefen an seine Braut hat Ludwig neben aller Sehnsucht nach dem Meißner Idyll von erfreulichen Begegnungen und Aussichten zu berichten. Am 17. Januar lernte er an einem Tage Gustav Freytag und Berthold Auerbach kennen und berichtete darüber (an Emilie Winkler, Dresden, 14. Januar 1850): „Ich war im Begriff, von Devrient aufzubrechen, als plötzlich Freytag in einem Fiakerschlitten ankam. Wir wurden einander vorgestellt. Freytag wußte schon manches von mir, Devrient hatte ihm öfter von mir geschrieben. Es war nicht viel Zeit zu verlieren, Freytag, der noch zu Auerbach wollte, fuhr wieder ab; Devrient und ich machten uns zu Fuße nach dem Theater auf. Unterwegs merkte ich, daß ich keine Brille bei mir hatte; und kehrte um. Wie ich diese geholt hatte und in das Theater kam, Parterreloge 9, fand ich Freytag schon drinnen vor. Nicht lange darauf kam auch Auerbach. Freytag sagte ihm, wer ich sei, und wir stellten uns nun selbst einander vor. Auerbach erzählte mir, er habe ein Stück, welches aber des Stoffes wegen nicht auf die Bretter kommen werde. Daß er das auf den Stoff schob, verdenke ich ihm nicht, wiewohl ich weiß, daß Devrient und Freytag mit der Form desselben unzufrieden sind. Als berühmter Mann kann er einem, den er zum erstenmal sieht, nicht ein solch Geständnis machen. Wenn die beiden miteinander sprachen, war mir's, als sähe ich Klaus und Klajus aus meinem Schulmeisterleben. Freytag lang, schmal, blond, dagegen Klaus, wollte sagen Auerbach

klein, rund, beweglich, behaglich und außerordentlich gutmütig. Der erste ist ein Schlesier, dem harten Dialekt nach, der andre schien mir ein Wiener, bis mir einfiel, daß er ja vom Schwarzwald stamme. Devrient hörte die zwei ersten Aufzüge (von Freytags Schauspiel ‚Graf Waldemar') in unsrer Loge mit an, dann ging er heim seines Katarrhs zu warten, weil er, wie er zu Freytag sagte, seine Stimme mir schuldig sei. Wir sprachen nur von ihm, und zwar alle in demselben Geiste; er ist auch eine seltne Erscheinung in unsrer frivolen Welt: durch und durch brav, edel, wahr und im edelsten Sinne fromm. — Mit uns war noch eine Dame in unsrer Loge, die bald aus unsern Gesprächen erriet, daß der Dichter des Stückes zugegen. Auch Bürck, der Bayer Mann, kam zu uns, er war langweilig und trocken gegen die beiden andern gehalten. Wie das Stück zu Ende, und wir der Dame Raum zum Gehen gaben, reichte sie Freytag die Hand, indem sie sagte: ‚So danken wir bei uns in Ungarn.' Was uns alle freute. Die etwas zusammengesunkne Gestalt des sonst so frischen und humoristischen Freytag beim Anhören seines Stückes und Auerbachs gutmütiges, sozusagen tröstendes Zunicken bei besonders gelungnen und durch Applaus des Publikums anerkannten Stellen erinnerte mich wieder an die Szene im Schulmeisterleben, wo Klajus verzweifelt an der Wirklichkeit und Klaus ihn aufrecht erhalten will."

Nicht jeder Tag konnte Ludwig Bekanntschaften so bedeutsamer Art wie die mit den beiden hervorragenden Schriftstellern bringen, aber doch waren die Monate, in denen der „Erbförster" vorbereitet und endlich einstudiert, auch das Bühnenmanuskript gedruckt wurde, reich an ungewohnten Abwechslungen und neuen Eindrücken. Er besuchte häufiger als je zuvor das Theater, er ließ den Meyerbeerschen „Propheten" — die große „Sensation" jener Tage — an

sich vorüberrauschen, er hörte mit seiner von Meißen herübergekommenen Braut am 13. Februar ein großes Konzert im Hoftheater und entzückte sich in diesem zum erstenmal an Franz Schuberts verschwenderisch reicher C-dur-Symphonie; er faßte den kühnen (bald wieder fallen gelassenen) Plan, seine alten Novellen in zwei Bänden herauszugeben, er lernte bei Devrient den Maler Pecht kennen und suchte seine alten Künstlerfreunde Ludwig Richter, Öhme und Langer auf, er sah in seinem bescheidnen Zimmer im Trompeterschlößchen jetzt jeden Tag neue Gesichter und fand sich auf einmal und noch bevor der „Erbförster" eine Wirkung getan hatte, als den Mittelpunkt eines kleinen Kreises jüngrer Männer voll Talent und Enthusiasmus. Von allen, die ihm damals in den ersten Zeiten begegneten, in denen der Name „Otto Ludwig aus Eisfeld" in weitere Kreise hinausklang, haben nur wenige die bedeutenden Eindrücke, die sie von der eigentümlichen großgearteten Natur des Dichters empfingen, einer spätern Aufzeichnung für wert gehalten. Ein erfreuliches Zeugnis von der tiefen Wirkung der Persönlichkeit Ludwigs ist in den schlichten und kurzen Erinnerungen eines hochstehenden evangelischen Geistlichen, des spätern Oberhofpredigers und Oberkonsistorialvizepräsidenten Dr. Ernst Julius Meier (1828 bis 1897) erhalten, der damals Kandidat des Predigtamts war und zu Ludwig in nähere Beziehungen trat. Dr. Meier erzählt:

„Otto Ludwig gehört zu den edelsten Menschen, die ich in meinem Leben kennen gelernt, und ich werde nie den Zauber vergessen, mit dem mich, den jungen Theologen, im vollen Drang der jugendlichen Entwicklung, seine Gestalt ergriffen, als ich (durch meinen unvergeßlichen Freund Heydrich ihm empfohlen) ihm zuerst nahetrat, und er mich im Trompeterschlößchen in seiner bescheidnen Dichterherberge empfing. So

sehr mich die hohe geistige Überlegenheit des Mannes, die aus seinen Augen blitzte und aus seinen Worten strahlte, mit ehrerbietiger Scheu erfüllte, so ungemein zog mich seine schlichte Einfachheit mit dem Stempel der wahren Größe eines echten poetischen Genius und seine herzgewinnende Milde an, die aus dem Ton seiner Stimme so überaus wohltuend sprach. In ihm waren Dichter und Mensch in seltner Weise vereint. Mit glücklich divinatorischem Blick erfaßte er die Idee einer jeden Sache in ihrem innersten Kern und schaute alle Dinge mit poetischem Auge an, auch das scheinbar Unbedeutende und Zufällige wußte er in einen höhern Zusammenhang zu rücken und es oft überraschend in einem neuen Lichte zu zeigen, nicht minder aber war er als ein echter Dichter eine kindliche Natur. In keinem Menschen habe ich wieder so, als in Otto Ludwig, heterogene Eigenschaften vereinigt gesehen, einerseits den schärfsten kritischen Verstand, die grübelnde Reflexion, die nicht ohne Freude am dialektischen Spiel unerbittlich die Konsequenzen eines Gedankens bis aufs äußerste verfolgte, und in der er nicht selten fast grausam seine eignen Schöpfungen zersetzte, anderseits eine wahrhaft kindliche Naivität und die treuherzige Einfalt eines deutschen Gemütes mit ihrer ganzen Traulichkeit und Innigkeit. Durch seine Welt- und Lebensanschauung ging ein stark deterministischer Zug, und doch war er vollkommen frei von dem Schatten des Determinismus, so nahe die Versuchung dazu bei seinem langen und schweren Leiden lag; seine kerngesunde, kräftige thüringer Natur schützte ihn davor und bewahrte ihm die dankbare Freude an jeder edeln, menschlichen Interesses würdigen Erscheinung. Einen so durchdringend scharfen und sichern Blick er für die Torheiten und Verirrungen im menschlichen Leben hatte, und so meisterhaft er es verstand, sie bis ins kleinste Detail hinein mit mikroskopischer

Genauigkeit zu zeichnen, so war doch sein Urteil frei von aller verletzenden Satire; die Schärfe seines Blicks wie seines Urteils war mit dem liebenswürdigsten Wohlwollen und edler Milde vereint, die auch die Schwächen der Menschen freundlich zu deuten wußte. Ludwig war mit dem Kopf ein Heide, ein starker Skeptiker mit einer ausgeprägten Neigung, die Widersprüche in der Welt und im Menschen zu erkennen und hervorzuheben; mit allem Behagen einer spekulativen Natur verfolgte er die Probleme des menschlichen Lebens, aber so skeptisch sein Kopf war, so fromm war im tiefsten Grunde sein Gemüt, mit dem Herzen war er ein Christ. Wie in allen Stücken war er auch in religiöser Beziehung eine thüringer Natur mit einem kräftig protestantischen Bewußtsein, mit tiefer und lebhafter Freude an seinem größten Landsmann Dr. Luther und dessen männlicher, kerngesunder Frömmigkeit. Noch sehe ich sein Auge leuchten, wenn er von ihm sprach und etwa in Verbindung mit ihm von Shakespeare als dem im eminentesten Sinne protestantischen Dichter.

Um einiger charakteristischer Äußerungen Ludwigs zu gedenken, so beschränke ich mich aus der reichen Fülle derselben auf einzelne, mir persönlich am nächsten liegende. Als ich ihm auf seinen Wunsch meine erste Kandidatenpredigt vorlas über die merkwürdige Stelle im Ev. Joh. 2, 23—25, verbreitete er sich über den eigentümlich „gebildeten‘ Stil, in welchem der Verfasser das vierte Evangelium geschrieben habe und der einen hohen Geist verrate; außerdem stimmte er lebhaft dem in der Predigt ausgeführten Gedanken zu, daß gegenüber Christus und seiner völlig einzigartigen Erscheinung niemand neutral bleiben könne; darin liege seine weltgeschichtliche Bedeutung und seine Erhabenheit über alle Heroen der Geschichte. Als einmal vom Kirchengehen die Rede war, meinte er, daß er bei heiterm Himmel nie gern zur Kirche gegangen

sei, zu rechter Andacht in der Kirche gehöre ihm ein bedeckter Himmel, in die dunkle Welt hinein müsse das göttliche Licht leuchten. Daß der Geistliche jeden Sonntag zu predigen habe, hielt er für eine zu große Aufgabe; der Geistliche solle nach der eigentlichen, tiefern Auffassung seines Berufs ein Prophet sein und als ein Prophet zum Volke reden, was er unmöglich alle Sonntage könne. Am liebsten dachte er sich einen Geistlichen betagt, mit weißem Haar, mit dem Gepräge eines der Wege Gottes kundigen, aus dem Schatz reicher Erfahrung heraus redenden Weisen, hierin übereinstimmend mit Fritz Reuter, der gelegentlich einmal ausspricht, daß keinem Stande das Altwerden so gut stehe als dem geistlichen Stande. Nach einer Himmelfahrtspredigt sprach er einmal ergreifend schön von dem tiefen Ernste des Gedankens, daß der Mensch sein eignes Schicksal, Himmel und Hölle in seiner Brust trage. Als ein weiser Mentor warnte er vor geheimen unüberwundnen Zweifeln, durch deren in ernstem Kampfe gewonnene Überwindung die echte Frömmigkeit nur erstarke. Wiederholt sprach er von der Schwierigkeit, mit welcher der Redner wie der Dichter zu ringen habe, den innersten Gedanken und Empfindungen entsprechenden Ausdruck und Gestalt zu geben. Wenn man nur, pflegte er zu sagen, alles, was man drinnen hat, so aus dem Kopfe und aus dem Herzen heraus dem andern in seinen Kopf und in sein Herz hineingeben könnte, wie man's drinnen hat!

Als ich noch im Flügelkleide des jungen Theologen einhergehend in das erste geistliche Amt eintrat, begleitete er mich in dasselbe mit dem für ihn, den Realisten, charakteristischen Wunsch und der Hoffnung, daß ich ein rechter Arbeiter im Weinberge des Herrn sein werde, insonderheit in dem Sinne, daß ich auch nach Winzerart die saure Mühe nicht scheue, die Reben vom Ungeziefer zu säubern.

Über sein Leiden sprach er in späterer Zeit wohl wiederholt, aber nie mit einem bittern Wort, auch als es immer stärker wurde und ihn, wie er wohl scherzend äußerte, zu einem fixsternartigen Dasein verurteilte. Bewundernswert war der Gleichmut, die männliche Ergebenheit, mit der er sein Leiden trug, und die nicht selten von einem Anflug jenes echten Humors begleitet war, hinter dem der tiefe Ernst steht. Das Andenken des hochbegabten Dichters und wahrhaft edeln Menschen wird nie in mir verbleichen, und ich werde es immer als ein günstiges Geschick preisen, mit ihm, der mir ein wohlwollender, väterlicher Freund geworden und geblieben war, in Berührung gekommen zu sein."

Während sich um den aus langer Abgeschiedenheit plötzlich Aufgetauchten das Leben bunter und bewegter zeigte, blieben ihm die kleinen Leiden des angehenden Dramatikers nicht erspart. Die ursprünglich auf den 29. Januar 1850 angesetzte erste Aufführung des „Erbförsters" verschob sich von Woche zu Woche, als Ludwig am 10. Februar mit Devrient zur Probe kam, brachte der Regisseur Dittmarsch die Nachricht, daß Frau Bayer-Bürck, die Darstellerin der Försterstochter Marie, plötzlich erkrankt sei, erst am 2. März konnte die Einstudierung ernstlich wieder in Angriff genommen werden. Ludwig erlebte natürlich dabei alle Greuel einer deutschen Theaterprobe, bei der keiner gelernt hat, er trug nur lakonisch in seinem Hauskalender ein: „Ging nicht sonderlich"; Ed. Devrient aber, den die Schweigsamkeit des Dichters ein wenig zur Verzweiflung brachte, bemerkte in seinem Tagebuch unter dem 2. März 1850: „Probe des Erbförster. Ging sehr schlecht, niemand tat seine Schuldigkeit, alle waren in den Rollen unsicher, die Verabredungen waren vergessen. Ludwig war gegenwärtig, er wünschte ein rascheres Zusammenspiel wie in der Natur; weiter war nichts aus ihm herauszubringen." —

Am 4. März fand die erste Aufführung statt, am 7. und am 20. des gleichen Monats erfolgten Wiederholungen, die letzte schon vor leerem Hause, beide aber mit steigendem Beifall. Der Gesamteindruck war schwer zu beschreiben. Kein Zuschauer und Hörer vermochte gleichgültig und anteillos zu bleiben, atemlos lauschte man der Entwicklung, erschreckt und erschüttert beugte man sich unter der Wucht der Katastrophe. Doch je willenloser man sich der Gewalt der Dichtung gegenüber im Augenblicke gefühlt hatte, um so stärker opponierte man nachträglich und in der Erinnerung dem „grausigen" Trauerspiel. Wie man im vorhergehenden Jahrhundert zu „Othello" und „König Lear" andre versöhnliche Schlüsse verlangt und erlangt hatte, forderte man jetzt und vielleicht mit ein wenig größerm Recht einen den schauspielhaften Anfängen des Werkes entsprechenden „glücklichen" Schluß. Ein Teil der Kritik ließ sich nicht nehmen, die widersinnigsten Inhaltserzählungen und Urteile in die Welt hinauszuschleudern; auch in anerkennenden Besprechungen wurde die Wirkung der Mängel weit stärker betont als die Wirkung der Vorzüge. Trotz alledem durfte sich Ludwig eines großen und tiefreichenden Erfolges rühmen. Denn sein „Erbförster" war eben nicht bloß ein neues Stück, sondern ein literarisches Ereignis, „Otto Ludwig aus Eisfeld" nicht bloß ein neuer Name, sondern eine mächtige, in sich geschlossene Dichtergestalt, auf die sich die Blicke zahlreicher Hoffenden zu richten begannen. Einer dieser Hoffenden, der später dem Dichter engverbundne Moritz Heydrich, erzählte fast ein Vierteljahrhundert nach der ersten Darstellung des „Erbförsters" am Dresdner Hoftheater: „Ich war Zeuge jener ersten Aufführung und werde ihren gewaltigen Eindruck nie vergessen. Es war das Wehen eines originalen, echt dramatischen Dichtergeistes. Ein Werk wie aus der Sturm- und Drangzeit, einem lang-

sam heranrollenden majestätischen Gewitter gleich, plötzlich hervorbrechend, die Landschaft blitzschnell seltsam beleuchtend, alle ergreifend, erschütternd. Kein blauer Himmel nachher. Rätselhaft, geheimnisvoll. Vielen ein völlig unbegreiflicher ‚Donnersturm' der Phantasie. Ein Waldtraumbild, und doch volle Wirklichkeit, echtes Leben. Ein Dichterton so neu, so ureigen, so anheimelnd und doch auch so furchtbar und unheimlich, abstoßend und anziehend zugleich. Das Meteor war sichtbar. Was es war, die Sternkundigen wußten es. — Tags darauf suchte ich den kühnen Jägersmann auf und fand in innigem Herzenseinverständnis, unwandelbar treuer Freundschaft das reinste, befriedigendste Glück meines Lebens." (M. Heydrich, Nachlaßschriften O. Ludwigs, Bd. 1, S. 77.) Gleich Heydrich suchten andre enthusiastisch empfängliche Naturen, die in Ludwig die Erfüllung einer langgehegten Sehnsucht erblickten, der realistischen Treue und Frische seiner idyllischen Lebensbilder wie der Gewalt und Stärke seiner tragischen Situationen zujauchzten, die Bekanntschaft des Dichters; unmittelbar nach der Dresdner Aufführung und der Versendung des Bühnenmanuskripts des „Erbförsters" strömten Ludwig Briefe aller Art zu, in denen sich die starke Wirkung des Trauerspiels auf grundverschiedne Naturen offenbarte. Bei Übersendung des Werkes an Karl Schaller (der jetzt von Eisfeld nach Sonneberg versetzt war) hatte Ludwig (Dresden, 25. März 1850) dem Jugendfreunde geschrieben: „Das beiliegende Stück ist eine Kriegserklärung gegen die Unnatur und konventionellen Manieren der jetzigen Theaterpoesie sowohl als Schauspielkunst. Ich habe alle die Kunststückchen, mit denen man das Publikum packt, aus deren immer neuer Zusammenstellung man seit zwanzig Jahren, man könnte sagen seit sechzig Jahren Schau-, Trauer- und Lustspiele zusammengewürfelt, darin über Bord geworfen,

Natur, Wahrheit, schöne — nicht zu enggenommne — Wirklichkeit sind meine Kunststücke gewesen, die ich angewandt. Es wird zu kämpfen geben, denn alle dramatischen Handwerker habe ich gegen mich, sogar einen großen Teil des verdorbnen, verweichlichten Publikums; aber namentlich fallen mir die bessern unter den Schauspielern zu. Hier ist es am 4., 7. und 20. aufgeführt worden, der erste Eindruck war ein merkwürdiger. Diese Totenstille, die ersten Aufzüge enthusiastisch applaudiert, bei den letzten eine förmliche Angst, sonst das Lärmen der Aufstehenden, schon wenn das Zeichen zum Fallen des Vorhanges gegeben, diesmal noch nachher zwei bis drei Minuten, wo man jeden einzelnen Atemzug hören konnte; es war, als hätten sie vergessen, daß Komödie gewesen und diese nun aus war. Die Schauspieler übertrafen sich alle selbst, sie spielten alle mit Begeisterung, besonders Devrient, mein erster Verbündeter. In diesem Spiele war auch nichts Konventionelles, Herkömmliches, so wenig als in der Dichtung, schlichte und doch so furchtbare Wahrheit."

Die gleiche Auffassung der Bedeutung seiner Schöpfung tönte dem Dichter jetzt in vielstimmigem Echo entgegen. Noch ehe die Dresdner Aufführung erfolgt war, hatten sich Heinrich Laube, der seit wenig Monaten das Wiener Hofburgtheater leitete, und Karl von Beaulieu-Marconnay, der wahrhaft kunstsinnige Intendant des weimarischen Hoftheaters, entschlossen, den „Erbförster" auf ihren Bühnen darstellen zu lassen; der Eindruck und Erfolg der Wiener wie der Weimarer Aufführungen fielen zu Ludwigs Gunsten schwer in die Wagschale der öffentlichen Meinung.

Über die Wiener Aufführung berichtet Laube selbst: „Das Stück zeigte eine ganz neue, ganz eigentümliche Kraft. Eine realistische Kraft, welche mit Romantik verquickt war. — Das Trauerspiel wirkte bis auf seinen

Höhepunkt ungemein kräftigend und erfrischend. Die realistische Schilderung der Charaktere im Forsthause war geistig durchhaucht von fein menschlichen Zügen; die Bewegung des Handlungsstoffes war ganz natürlich, und der Atem der Romantik über alledem erschien anspruchslos und reizend. — Eben deshalb wurde das Stück auch vortrefflich gespielt. Denn die Schauspieler hängen ganz vom Dichter ab. Sie können keine guten Wirkungen erzwingen, wenn dem Dichter nicht der glückliche Zusammenhang und der überzeugende Ausdruck gelungen ist, und sie wirken nur dann leicht und sicher, wenn der Dichter ins Schwarze trifft. Anschütz als Erbförster erquickte durch solides, wohltuendes, ganz und gar einfaches Spiel. La Roche gab in dem Waldläufer Weiler ein Meisterstück von Genremalerei, Dawison brachte die Wut und das innere Entsetzen eines gemißhandelten Jünglings (Andres) genial zur Anschauung. (Laube, Das Burgtheater. Ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte. Leipzig, 1868, S. 177.)

In Weimar, wo ein Veteran echter Schauspielkunst, Eduard Genast, die Rolle des Erbförsters mit größter Liebe und Hingebung und entsprechendem Erfolg gestaltete und an Ludwig schrieb: „Ihr ‚Erbförster‘ ist das beste Werk der Neuzeit“, rief die Stimme aller Urteilsfähigen dem Dichter lauten und freudigen Beifall zu; der damalige Erbgroßherzog, nachmalige Großherzog Karl Alexander von Sachsen, fühlte sich von der innern Macht und Lebensfülle der Dichtung unwiderstehlich angezogen; Franz Liszt, dessen künstlerischer Instinkt für wirklich geniale Begabung und schöpferisches Vermögen beinahe untrüglich war, interessierte den um ihn versammelten Künstler- und Schülerkreis für die neue poetische Wundererscheinung.

Dem nunmehr an drei Hoftheatern gegebnen Beispiel folgten während des Sommers und Herbstes von 1850 eine Reihe von andern Theatern nach, in Stutt-

gart, München und Karlsruhe ging der Erbförster alsbald in Szene, zahlreiche Bühnen trösteten den Dichter einstweilen mit der „Annahme“ des Stückes. Wo das Trauerspiel zunächst nicht dargestellt werden konnte, in Leipzig zum Beispiel, sorgten Vorlesungen vor einem größern und empfänglichen Kreise für eine wenn auch unzulängliche Bekanntschaft mit der bedeutenden Schöpfung.

Auf Ludwigs persönliche Stellung in Dresden wirkten alle diese Erfolge zurück. Ihm lag nichts ferner, als die Welt zu suchen, doch die Welt suchte jetzt ihn. Anfang April wurde er auf Fr. Pechts Vorschlag mit Einstimmigkeit zum Mitgliede der Montagsgesellschaft erwählt, in der er neben Eduard Devrient und Berthold Auerbach, denen er schon näher stand, einer kleinen Zahl bedeutender Männer begegnete, zu denen Ernst Rietschel, der Bildhauer, die Maler Alfred Rethel, A. von Ramberg, Peschel und Fr. Pecht, der Rektor des Kreuzgymnasiums Dr. Julius Klee, einer der geistvollsten Philologen und jovialsten Gesellschafter, der Oberlehrer und Historiker Dr. Fr. Helbig, einige Ärzte, Anwälte und höhere Regierungsbeamte von tieferer und allgemeinerer Bildung gehörten. Auch der Dichter Robert Reinick, die Maler Bendemann und Hübner sprachen zuweilen in der Montagsgesellschaft ein, die unserm Dichter Gelegenheit gab, die lange im stillen genährte Eigenart wie die Tiefe seines Geistes, den Reichtum seiner selbst erworbnen Bildung in lebendigem Austausch zu bewähren. Unter allen Verbindungen, die er um diese Zeit in Dresden anknüpfte, wurden namentlich die mit dem Dichter der Schwarzwälder Dorfgeschichten Berthold Auerbach und mit dem jüngern Schriftsteller Moritz Heydrich für Ludwig von Bedeutung. Auerbach, der damals nach den ersten Bänden seiner Dorfgeschichten und besonders nach der vielgelesenen Novelle „Die Frau Pro-

fessorin" auf der Höhe seines Ruhmes stand, hatte sich soeben nach seiner zweiten Heirat mit einer Wienerin, Nina Landesmann, in Dresden niedergelassen, wo er bei der Rührigkeit und dem immer regen Anschlußbedürfnis seiner Natur rasch in allen Gesellschafts- und Kunstkreisen heimisch geworden war. Er hatte vom Tage der ersten Begegnung an für Ludwigs Person wie für dessen echtes und großes und wenigstens nach einer Seite hin dem seinen verwandtes Talent eine warme und werktätige Teilnahme gefaßt, er empfand augenblicklich, daß ihm die herbe Frische und Stärke wie die geistige Tiefe des Erbförsterdichters eine Fülle geistiger Anregungen bot; er sah auch mit einigem Kopfschütteln, aber mit der regsten Lust, Abhilfe zu schaffen und behend alles zum Guten zu kehren, wie unbeholfen und unerfahren Ludwig in allen äußern Dingen des gemeinsamen Schriftstellerberufs war. Bereits am 7. Mai 1850 meldete Berthold Auerbach seinem Frankfurter Vetter Jakob Auerbach: „Ich habe hier einen schönen Menschenkreis, und an Otto Ludwig, dem Dichter des ‚Erbförster‘, habe ich auch ein Stück Kamerad." (Berthold Auerbach, Briefe an seinen Freund Jakob Auerbach, Bd. 1, S. 80.) Trotz tiefreichender Unterschiede und Gegensätze in seinem und Auerbachs Wesen war Ludwig für Auerbachs Freundschaft von Herzen dankbar, dachte sehr hoch vom Talent des Freundes, liebte es, mit ihm häufig und zwanglos zu verkehren, und zeigte sich jederzeit zu tief eingehenden Gesprächen bereit, wenn Auerbach in seinen Arbeiten „etwas flüssig reden mußte". In die tragischen Erzählungen Auerbachs aus den ersten fünfziger Jahren, „Diethelm von Buchenberg" und „Der Lehnhold" ist ganz ersichtlich, und ohne daß sie darum minder Auerbach gehören, ein starker Blutstropfen von der tragischen Tiefe und Schärfe Otto Ludwigs übergegangen; umgekehrt hatte Auerbach zu dieser Zeit mit seinem freund-

schaftlichen Drängen zum Abschluß, zur äußern Vollendung begonnener Arbeiten auf Ludwig einen günstigen, fördernden Einfluß. War der geistige Austausch zwischen Ludwig und Auerbach der zweier poetischer Großmächte, deren jede der andern eigentümliche Seiten der Natur und des künstlerischen Schaffens zu offenbaren hatte, so blieb im Freundschaftsverhältnis zu Moritz Heydrich Ludwig meist der Gebende, Heydrich der Empfangende. Moritz Heydrich (1820 zu Dresden geboren und 1885 in seiner Vaterstadt gestorben) verdankte seine Bildung dem Thomasgymnasium und der Universität zu Leipzig, an der er Philologie und Philosophie studiert und sich namentlich dem geistvollen Ästhetiker Chr. Hermann Weiße als treuer Schüler angeschlossen hatte. Schwärmerisch für Drama und dramatische Kunst begeistert, hatte er in Hamburg als Schauspieler die Bühne betreten, von welcher Zeit her ihm ein lautes leidenschaftliches Pathos des persönlichen Auftretens zu eigen blieb, das mit der Schlichtheit seines Wesens und der Gesundheit seiner geistigen Anschauungen in einem gewissen Widerspruch stand. Als wahrhaft begabter Dichter bewährte er sich mit einer vorzüglich gebauten Tragödie „Tiberius Gracchus", die 1851 bei ihrer Aufführung im Leipziger Stadttheater mit Recht einen bedeutenden Eindruck hinterließ, und noch glücklicher mit der ihrer Zeit viel aufgeführten Posse „Prinz Lieschen", beinahe der einzigen Posse jener Jahrzehnte, der ein poetischer Gehalt und Hauch zu eigen war. Aber diesen vielversprechenden Anfängen entsprach die spätere Entwicklung des Schriftstellers nicht; körperliche Leiden hemmten — in verhängnisvoller Ähnlichkeit mit seinem größern Freunde — Heydrichs Streben und Schaffen, seine spätern dramatischen Anläufe beschränkten sich auf Operndichtung und Liederspiel. An Ludwig, dem er sich mit allem Feuer seiner Natur und mit der ihn beseligenden Überzeugung angeschlossen hatte,

daß der neue Freund alles das erfülle und vermöge, was er selbst bloß ersehnen und begeistert verkünden konnte, hing er mit unwandelbarer Treue, und er bewährte diese Treue über den Tod des Freundes hinaus in der Mitwirkung an der ersten Ausgabe von Ludwigs Werken und in der Herausgabe der Nachlaßschriften. Da sich Heydrich im Jahre 1852 ein ländliches Grundstück, eine Weinbergshufe in Loschwitz bei Dresden, erwarb und dauernd hier und in Dresden selbst wohnte, so sollte ihm unter allen spätern Freunden Ludwigs der längste Verkehr mit diesem gegönnt sein.

Erweiterte sich solchergestalt der Lebenskreis des Dichters ohne sein Zutun, und füllte er sich mit neuen Gestalten, so brachte diesem sein „Erbförster" auch eine Erinnerung an die verlassene Heimat. Er hatte nicht versäumt, an Schaller, an Ambrunn und Burckhardt in Eisfeld, an Papa Buck und Dr. Genßler in Hildburghausen, an Ludwig Bechstein und Kapellmeister Grund in Meiningen Exemplare des ersten Druckes seines Trauerspiels zu übersenden. Am Abend des 5. April 1850 wurde er durch eine schlichte aber herzliche Huldigung, eine Adresse von Eisfelder Bürgern überrascht, deren Wärme nachträglich eine Sühne für alle Zweifel und Mißurteile war, die ihn 1842 aus seinem thüringischen Jugendparadies getrieben hatten. Sie lautete:

„Hochgeehrter Herr Ludwig! Schon seit Monaten durch verschiedne Zeitungen in erwartungsvolle Spannung versetzt, hatten wir endlich in diesen Tagen durch Ihre Güte das bis jetzt nur wenigen vergönnte Glück, das Trauerspiel in die Hand zu bekommen, welches Ihren Namen zu den gefeiertsten Lieblingen der Nation reihen wird. Wir haben Ihren Erbförster gelesen und wieder gelesen, wir haben auch durch Vorlesen, so gut es in unsern Kräften stand, den Geist, der in dem Stücke weht, ein größeres Pu-

blikum ahnen lassen; wir haben uns endlich die über das Stück bereits entstandne Literatur zu verschaffen gewußt. Es ist uns klar geworden, daß der Erbförster das Erzeugnis eines Fürsten der Geister ist, ein Werk, das seinen Meister lobt. Die Saiten des Herzens, die darin angeschlagen werden, haben ihr Echo hier gefunden im Herzen manches Jünglings und Mannes, der, nicht verbildet von der zärtlichen Empfindelei unsrer Tage, die Natur stets als einen willkommenen Gast aufnimmt; diese Klänge haben, wie sie vom Herzen kamen, das Herz gefunden, sie haben das Innere erfaßt, weil sie das Leben deuten.

Wenn wir uns aber nicht darüber zu täuschen glauben, daß im Erbförster manch heimelnder Ton anklingt, daß der frische Tannenwald gemalt ist, als bekränze er ein thüringisches Waldtal, daß das Jägerhaus sein Urbild in unsern Bergen sucht, daß der Förster und seine stämmigen Söhne, die Försterin und ihre liebliche Tochter, daß Weiler und die beiden Wildschützen uns längstbekannte und doch erst erkannte Gestalten sind, so verstatten Sie uns wohl eine freundliche Erinnerung an den Ort, wo Sie Ihre Jugendzeit so hinbrachten, daß Sie auch in der Sonne Ihres Glückes noch gerne an ihn denken, wo Ihnen mancher Freund lebt, den Sie kennen, mancher, den Sie nicht kennen, die aber alle Ihre Freude über das gelungne Werk mitempfinden.

Wenn Ihnen die Anerkennung eines einfachen, naturwüchsigen Sinnes etwas wert ist, so empfangen Sie unsre ungeteilte Hochachtung für das schöne Werk, mit dem Sie in die Welt eintraten, unser Entgegenkommen für das Vertrauen, mit dem Sie der neuen Richtung eine Bahn im Volke brechen wollen, die Sie im Erbförster andeuten, unsern Dank endlich für den Ruhm, den Sie, ein Bürger Eisfelds, auf unsre Vaterstadt häufen, indem Sie sie in die Reihe der Städte

stellen, die es sich zur Ehre anrechnen können, daß ein Mann aus ihnen hervorgegangen ist, den das Volk achtet und liebt." —

Der Frühling des Jahres 1850 weckte aufs neue die Sehnsucht nach stiller grüner Umgebung; Ludwig verließ Anfang Mai Dresden und siedelte sich für einige Monate unter den schönen alten Laubbäumen des Buschbades bei Meißen an. Hier besuchten ihn im Laufe des Sommers die neugewonnenen wie die alten Dresdner Freunde, Auerbach und Heydrich, Wilhelm Wolfsohn und Pecht, Öhme und Langer, der ihn vor seinem Weggang aus Dresden gezeichnet hatte. Während der fleißigen Wochen im Buschbad wurde er einigemal zu kurzen Reisen nach Dresden veranlaßt, einmal, um mit Gustav Freytag und dessen Frau einen Mittag in „Stadt Rom" und einen Nachmittag auf der Brühlschen Terrasse zu verbringen, ein andresmal, um Eduard Devrient nach dessen Rückkehr aus Bad Kreuth in Bayern zu begegnen und von ihm über Bedeutung und Wirkung des Oberammergauer Passionsspieles unterrichtet zu werden. Als Ludwig Dresden verließ, hatte er den Plan der Tragödie „Der Jakobsstab" entworfen und mit Devrient eingehend besprochen, während der ersten Wochen im Buschbad beschäftigte er sich mit ihrer Ausführung. Als er auf unerwartete Schwierigkeiten und Zweifel stieß und ungewiß wurde, ob er nach Devrients Wunsche bis zur Winterspielzeit sein Drama vollenden könnte, kam ihm der Einfall, einem oft wiederholten Winke seines dramaturgischen Ratgebers zu folgen und die Tragödie „Die Pfarrrose" in ein Schauspiel „Die wilde Rose" umzuschmelzen. Binnen wenigen Wochen löste Ludwig die Aufgabe, die er sich in einem Augenblick gesetzt hatte, wo er den innersten unantastbaren Kern seiner Natur wie seines Talents verkannte. Er konnte alles, nahezu alles, das Höchste wie das Tiefste, wo

er mit der ganzen Seele, der ganzen Kraft und Überzeugung seiner Phantasie und der zeugenden Wärme seines Gemüts dabei war, aber die Behendigkeit und das Geschick des willkürlichen Machens gebrachen ihm, er verlor die Sicherheit der Selbstkritik, sobald er nicht er selbst sein durfte. Wenn Eduard Devrient nach der Lesung der „Wilden Rose“, die er „mit Entsetzen fortgelegt“ hatte, in sein Tagebuch schrieb: „Das ist eine Arbeit, wie im Rausch gemacht“, traf er den Nagel auf den Kopf; der Zwang, den sich Ludwig bei solcher von außen her angeratener und wider die eigne erste Empfindung streitender Umarbeitung auferlegte, wirkte genau wie ein Rausch, beraubte ihn des freien Gebrauchs seiner besten Kräfte. Die herbe Kritik Devrients über die „Wilde Rose“ ließ den Dichter denn auch sehr kühl, um so kühler, als er jetzt, im Herbst 1850, die Gestalten und großen Situationen seiner Makkabäertragödie vor Augen sah. Noch vor der Rückkehr nach Dresden — im November — hatte er eine erste Ausführung seines Stoffes vollendet, die Devrient freilich nur als „Skizze zum Bild“ vorgelegt, von ihm aber doch mit den höchsten Erwartungen begrüßt wurde. Der Winter von 1850 auf 1851 nun zeigte sich minder erquicklich als der vorangegangne. Ludwig kämpfte wiederum mit Anfällen seiner alten Übel, auch mit einer tiefen Hypochondrie, die ihn an Eisfelder und Leipziger Zeiten erinnerte. So bereitwillig er sich auf Devrients erstes Andringen gezeigt hatte, die „Makkabäerin“ neu zu bearbeiten, so fand er es zunächst unsäglich schwer, dem völlig umgestalteten Plane die volle schaffende Neigung entgegenzubringen. Das tief eigentümliche Motiv der Doppelehe Judahs mit Lea und Thirza und des Todeshasses der ältern gegen die jüngere Frau schien ihm mit Recht so ergiebig als ergreifend; doch gerade dieses Motiv erklärte Devrient schlechthin für bühnenunmöglich. Am

22. Dezember seufzte Ludwig in seinem Hauskalender: „Lese Schuberts Reise in den Orient, bin nicht imstande, an die Makkabäerin zu denken. Sie ist mir wie die ganze Welt zuwider." Nach einem Weihnachtsbesuch in Meißen, der ihm das Herz erfrischte und das Auge lichtete, rief er freilich: „In dieser Stimmung würde ich die Makkabäerin in vierzehn Tagen vollenden." Während der ersten Monate des Jahres 1851 aber sah sich der Dichter wiederum viel durch Krankheit ans Zimmer gefesselt, am 21. Februar schrieb er dem in Leipzig weilenden Heydrich, daß er sich „körperlich noch immer erbärmlich" befinde; im März begann er zwar die Ausarbeitung des neuen Makkabäerplanes, mußte sich aber gleichzeitig einer strengen Kur unter Leitung des Medizinalrates Dr. Trinks unterwerfen, die ihn an allem geselligen Verkehr und aller freien Bewegung hinderte und im Arbeiten wenigstens hemmte. Erst im Juli durfte er wieder aufatmen und sich dauernd ins Freie wagen, mietete sich in dem an der Elbe nahe bei Dresden gelegnen Dorfe Übigau eine ländliche Wohnung, in der er vom August bis Oktober verweilte und die zweite Bearbeitung des Makkabäerstoffes, die nun den Titel „Die Mutter der Makkabäer" führte, glücklich zum Abschluß brachte. Aber stärker als je zuvor empfand er in allen guten und bösen Stunden dieses Jahres, wie unentbehrlich ihm eine feste Sammlung seines Lebens, eine glückliche Häuslichkeit, die endliche Verbindung mit seiner Emilie geworden sei, mit dem Mädchen, die wie niemand sonst sein ganzes Wesen begriff und ehrte, die in äußerer Bedürfnislosigkeit mit ihm wetteiferte, ja ihn übertraf. Als er im November 1851 aufs neue im „Trompeterschlößchen" zu Dresden Quartier nahm, war der Entschluß gefaßt, sich auch in einer Nußschale dem Meer anzuvertrauen; im Dezember stellte Ludwig das Gesuch um Aufnahme

für seine Braut in den herzoglich meiningischen Staatsverband und das Bürgerrecht von Eisfeld; am 27. Januar 1852 fand zu Meißen seine Trauung mit Emilie Winkler statt, und Ludwig führte seine junge Frau alsbald nach Dresden, wo er zu bleiben beschlossen hatte, trotz der Einladung, die ihm um eben diese Zeit (auf Anregung des Erbgroßherzogs) von Weimar aus zukam, sich daselbst, „wo man ihn auf den Händen tragen werde", niederzulassen, und trotz der Pietät, mit der er seinen Gartenbesitz in Eisfeld festhielt.

In der Vaterstadt des Dichters gab seine Heirat den Anlaß zu einer Neuaufführung des alten Ludwigschen Singspiels von 1837 „Die Geschwister", deren Ertrag zu einer silbernen Hochzeitsgabe für das junge Paar verwandt wurde. Den Namen „Otto Ludwig aus Eisfeld" aber trugen fortgesetzte Aufführungen des Trauerspiels „Der Erbförster" in weite Kreise; während des Jahres 1851 hatten auch die mittlern und kleinern Bühnen angefangen das Drama zu erwerben, und der „Erbförster" war in Ulm und Halle, in Graz und Chemnitz, in Hildburghausen und Meiningen gegeben worden. Überall spürten die Empfänglichen, daß der „neue" Dichter eine ungemeine Erscheinung sei und eine ungemeine Entwicklung verheiße.

Die deutsche Literatur in den fünfziger Jahren

Otto Ludwigs öffentliches Hervortreten mit dem „Erbförster" im Jahr 1850 und die kurze Folge seiner zur Vollendung und alsbaldigen Veröffentlichung kommenden Hauptschöpfungen fiel in die fünfziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts und half Gewicht und Nachwirkung der reichsten dichterischen Ernte erhöhen und verstärken, die der deutschen Literatur seit den Tagen der Klassiker und der Romantiker zuteil geworden war. Die nahezu völlige Überwindung der Tendenzpoesie, die Rückwendung zur unmittelbaren und künstlerischen Welt- und Lebensdarstellung, die spätere und glücklichste Entwicklung der hervorragenden Talente, die bereits in den vierziger Jahren durch ihre Anfänge begründete Hoffnungen erweckt hatten, das Hervortreten neuer poetischer Kräfte, unter denen einige von vornherein als ganz ungewöhnlich phantasiereiche und gestaltungsmächtige Dichternaturen gelten mußten, gaben jenem und dem folgenden Jahrzehnt das Gepräge und den Glanz einer Zeit, in der eine Fülle bleibender Werke entstand und erschien, und mit der Überlieferung vom Epigonentum der neuern deutschen Literatur endgültig abgerechnet werden durfte. „Daß der große Zug zu selbständiger Erfassung und dichterischer Wiedergabe der Welt seit Heinrich von Kleist und Grillparzer immer stärker einer wesentlich realistischen Richtung entgegenführte", daß

„auch die Dichter, die die Elemente idealer Poesie: hohen Schwung des Gefühls und Macht der Leidenschaft, herzgeborenes Pathos innerer Überzeugung, Größe der Anschauung, Tiefe und Reichtum der Gedanken einzusetzen hatten, festern, innigern Anschluß an die Wirklichkeit suchten und schärfern Blick für die Mannigfaltigkeit des Lebens zeigten als zahlreiche Poeten früherer Perioden", wurde gerade in den fünfziger und sechziger Jahren besonders deutlich. (Ad. Stern, Die deutsche Nationalliteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart. 5. Auflage 1905, S. 103.) Das vielseitige schöpferische Leben in der deutschen Literatur dieses Zeitraums, dem freilich, wie oft zuvor, die Empfänglichkeit des deutschen Volkes nur teilweise entsprach, war die wichtigste und verheißungsreichste Bürgschaft einer nationalen Zukunft, an der auf andern Gebieten damals vielfach selbst die Besten verzweifelten.

Der eigenste Vorzug der literarischen Periode, unter deren Vertreter und Träger Otto Ludwig in voller männlicher Reife trat, und deren hervorragendsten Häuptern er alsbald hinzugerechnet werden mußte, beruhte auf der gleichzeitigen freien Entfaltung der verschiedensten künstlerischen Individualitäten. Obschon in mehr als einer literarischen Gruppe Neigung vorhanden war, alles über den engsten Kreis ihrer Bestrebungen Hinausliegende zu verwerfen und zu befehden, so gelang es keiner, die Teilnahme ausschließlich an sich zu reißen, und weder die Münchner formfrohen Poeten, noch die Realisten in jenem engsten Sinne, der die gestaltende Phantasie der Beobachtung unterordnete, fesselten die breiter werdenden Massen der Leser und Hörer gänzlich in ihren Bann. Auch die jugendlich frischesten Talente standen höchstens da im Gegensatz zu den Alten, wo eben diese Alten fortfuhren, die hohle Rhetorik und leblose Reflexion der Tendenzliteratur zu pflegen. Man darf dabei nicht vergessen, daß der er-

höhte Anspruch an Lebenswirklichkeit und künstlerische Ausgestaltung dichterischer Werke selbst die Tendenzliteratur nicht unbeeinflußt ließ, wofür ihre größten Leistungen in diesem Jahrzehnt, die ausgedehnten Romane Karl Gutzkows „Die Ritter vom Geiste“ und „Der Zauberer von Rom“, entscheidendes Zeugnis ablegten. Sonst aber zeigt das Gesamtbild der deutschen Literatur der fünfziger Jahre das bewußte und unbewußte Nebeneinanderwirken dreier Poetengenerationen im Ringen nach echter Lebensdarstellung. Von den Talenten, die unmittelbar von der Romantik aus den Übergang zum poetischen Realismus gefunden und gewonnen hatten, schuf Mörike in den ersten fünfziger Jahren seine letzte und schönste Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“ und vollendete sein köstliches Idyll „Der alte Turmhahn“. Wilibald Alexis schloß den großen Zyklus seiner märkischen Romane mit den beiden den Niedergang und die innre Auflösung vor der Katastrophe 1806, die Einkehr und die Erhebung zwischen 1807 und 1813 darstellenden mächtigen und lebensvollen Vergangenheitsbildern „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ und „Isegrim“. Der Gruppe hervorragender und entwicklungsfähiger Dichter, die zwischen 1840 und 1850 aufgetaucht waren, entstammten im folgenden Jahrzehnt eine Reihe der gehaltvollsten und erfreulichsten Schöpfungen. Gustav Freytag, der Dichter der Schauspiele „Die Valentine“ und „Graf Waldemar“, entfaltete und erhob sich zum Lieblingsdichter des wohlangesehenen und gebildeten Bürgertums. Mit seinen geistvoll belebten, heitern „Journalisten“ gab er das beste deutsche Lustspiel nicht nur des Jahrzehnts, sondern eines ganzen Halbjahrhunderts und mit „Soll und Haben“ einen der reifsten und liebenswürdigsten Romane aus der Gegenwart. Eduard von Bauernfeld erwies mit den Lustspielen und Lebensbildern „Der kategorische Imperativ“, „Krisen“, „Fata morgana“

und „Aus der Gesellschaft“, daß er dem Leben Wiens noch immer dramatische Motive und fesselnde Menschengestalten abzugewinnen wußte. Berthold Auerbach schrieb, bevor die reflektierenden und didaktischen Elemente seiner Natur in den großen Romanen „Auf der Höhe“ und „Das Landhaus am Rhein“ in seiner Produktion ein lähmendes Übergewicht gewannen, seine bedeutendsten Dorfgeschichten „Brosi und Moni“, „Diethelm von Buchenberg“ und „Der Lehnhold“. Adalbert Stifter fügte der Reihe seiner besten Studien in den „Bunten Steinen“ noch so farbenreiche, feinempfundne Idyllen wie „Granit“ und „Bergkristall“ hinzu. Emanuel Geibel schlug in seinen „Neuen Gedichten“ und den wenig spätern „Gedichten und Gedenkblättern“ Töne an und schaute Bilder, die tiefern und nachhaltigern Eindruck hervorriefen als seine Jugendlyrik. Der größte und gestaltungsmächtigste Dichter unter den Lebenden, Friedrich Hebbel, erfüllte in dem fruchtreichen Jahrzehnt alle Voraussagungen, die in den vierziger Jahren an seine genialen Erstlingswerke geknüpft worden waren. Die Folge der Meisterdramen seiner zweiten Lebenshälfte, das gewaltige Fragment „Moloch“, die Komödie „Michel Angelo“, die Tragödien „Herodes und Mariamne“, „Agnes Bernauer“, „Gyges und sein Ring“ und die Trilogie „Die Nibelungen“, dazu die neuen lyrischen Gedichte Hebbels und die erzählende Dichtung „Mutter und Kind“ waren nicht nur Zeugnisse einer völlig ursprünglichen Welterfassung und außerordentlichen Darstellungskraft, sondern zugleich der wunderbarsten Klärung und Verinnerlichung, die die Geschichte der neuern Literatur aufzuweisen hat.

Abseits von dieser Entwicklung deutscher Poesie führte im gleichen Zeitraum der Dichtermusiker Richard Wagner, den es von Jugend auf gedrängt hatte, vorzugsweise dichterische Absichten durch die Musik zu

verwirklichen und zu beseelen, die umfassendste und bedeutendste seiner musikalischen Dramendichtungen, den vierteiligen „Ring des Nibelungen" poetisch aus und erhob für Dichtung und Musik dieses Bühnenfestspiels die ideale Forderung einer Darstellung außerhalb des Rahmens der bestehenden Theater.

Den schon weitgespannten Kreis schöpferischen Vermögens und poetischer Darstellung des vorigen Jahrzehnts erweiterte und erfüllte neben und nach den in den dreißiger und vierziger Jahren wurzelnden Talenten eine Gruppe jüngerer Kräfte, die, gleich Otto Ludwig, in den fünfziger Jahren zuerst genannt und bekannt wurden. Mit der zweiten Sammlung seiner Gedichte, dem Meisterroman „Der grüne Heinrich" und dem ersten Teile des Novellenzyklus „Die Leute von Seldwyla" bewährte der Züricher Gottfried Keller einen Reichtum der Phantasie, eine Fülle glühend warmer Natur, den tiefsten und sichersten Blick für das ungemein und schlicht Menschliche, ein gleich starkes Gefühl für die Tragik wie für den Humor des Lebens, dazu den ernsten und ehrlichen Künstlersinn, der ihn sofort in die Reihe der schaffenden Kräfte stellte, deren wachsende und bleibende Wirkung von vornherein gewiß ist. — Allmählicher entfaltete der holsteinische Lyriker und Novellist Theodor Storm neben dem lyrischen Zauber seiner Erzählungskunst auch deren tiefsten und eigentümlichsten Lebensgehalt, doch erwiesen schon in seinen Anfängen seine innigen Liebeslieder und zartsinnigen Naturbilder ein elementares Talent und einzelne Erstlingsnovellen den keimkräftigen Kern seiner spätern Welt- und Menschendarstellung. Der Poetengruppe, die sich seit den ersten fünfziger Jahren in München um Em. Geibel scharte, und deren Häupter sich der persönlichen Gunst und Teilnahme König Maximilians II. von Bayern erfreuten, gehörte vor allen ein Dichter von so reicher

Phantasie, so warmer poetischer Sinnlichkeit, so bestrickender Anmut, so quellender Produktionslust wie Paul Heyse an, dessen erste poetische Erzählungen, vollendete Prosanovellen und dramatische Dichtungen in die fünfziger Jahre fielen und über eine frühe Meisterschaft der Form hinaus eine glänzende und selbständige Entwicklung verhießen. Neben Heyse vertraten der kräftig ursprüngliche Lyriker und historische Epiker Hermann Lingg, dessen zu breit angelegte „Völkerwandrung" gleichwohl Einzelgesänge voll großen Zuges und leuchtender Farbenpracht enthielt, der Lyriker Friedrich Bodenstedt (Mirza Schaffy), der Lyriker und Epiker Jul. Grosse, in spätrer Zeit der jugendfrische lebenswarme Schwabe Wilhelm Hertz, dann der kulturhistorische Erzähler H. W. Riehl, die Novellisten Melchior Meyr und Hans Hopfen die Münchner Schule und erwiesen, daß in dieser größere Selbständigkeit und Mannigfaltigkeit der Begabungen und Bestrebungen herrschte, als die Gegner eines alexandrinischen Akademismus, den man später einzelnen Münchnern mit Fug und Recht schuld gab, einräumen mochten. In einer gewissen persönlichen und geistigen Beziehung zu München stand Josef Viktor Scheffel, der mit dem Gedicht „Der Trompeter von Säkkingen" und dem historischen Roman „Ekkehard" eine frische Gestaltungskraft und heitre Lebensstimmung an den Tag legte, die leider das Jahrzehnt nicht überdauerte. Ganz selbständig entwickelte sich der gemütstiefe und phantasiereiche humoristische Erzähler Wilhelm Raabe, dessen Erstlingswerke in eben diese Zeit fielen. Die Wiederbeleber niederdeutscher Dialektdichtung, der Lyriker und Epiker Klaus Groth, der mit seinem unsterblichen „Quickborn" in Bild und Ton die Volksseele seiner holsteinischen (dithmarsischen) Heimat offenbarte, und der zur höchsten Volkstümlichkeit gelangende Mecklenburger Erzähler Fritz Reuter, dessen poetische

Erzählungen „Kein Hüsung“, „Hanne Nüte“ und erstes Meisterwerk in Prosa „Ut de Franzosentid“ ebenfalls in den fünfziger Jahren entstanden. — Nimmt man zu alledem hinzu, daß sich auch die poetischen Anfänge Theodor Fontanes, namentlich seine schönsten Balladen, die lyrischen Gedichte Otto Roquettes, R. Hamerlings, J. Georg Fischers, Hermann Allmers', Peter Cornelius' und Otto Bancks in diesem Jahrzehnt zu verbreiten begannen, daß sich Erzähler wie Leopold Kompert, Hermann Kurz, Edmund Höfer, wenigstens in ihren besten Novellen zur Höhe echter poetischer Gestaltung und Wirkung erhoben, so ergibt sich, daß wenige Perioden literarischer und künstlerischer Entwicklung eine gleiche Fülle wertvoller und zum Teil unvergänglicher Schöpfungen hinterlassen haben. Daß es unendlich mehr bedeutete, in solchem Zeitraum von den Urteilsfähigen als eine der mächtigsten und ursprünglichsten Erscheinungen erkannt und begriffen zu werden, als in dürren unergiebigen Tagen eine erquickliche Ausnahme zu bilden, ist klar genug. Der Lebensodem einer ureignen Individualität, der den „Erbförster“ durchhauchte, die seelische Tiefe, die durchaus männliche Auseinandersetzung mit den Rätseln der Welt und der menschlichen Natur und die schlichte echt dichterische Freude an dem Reichtum der Erscheinungen sprachen mit so eindringlichem Ausdruck zur deutschen Welt jener Tage, daß gehässige Kritik und nörgelndes Nichtverständnis, an denen es keineswegs fehlte, nichts davon abzudingen vermochten. Ja an die „Makkabäer“ und den Roman „Zwischen Himmel und Erde“ knüpften sich Erwartungen eines reichen Nachwuchses großer Dichtungen, denen der Dichter nur zu gern gerecht geworden wäre, denen nicht gerecht werden zu können wohl ein tragisches Geschick heißen durfte.

Aus der großen Zahl der echten, künstlerisch hoch-

strebenden dichterischen Naturen der fünfziger Jahre trat für die Nachwelt das geniale Dreigestirn Friedrich Hebbel, Otto Ludwig und Gottfried Keller mit immer wachsender Leuchtkraft und Anziehungskraft hervor. Die von Schiller verfochtene Überzeugung, daß letztlich der Dichter nichts andres geben könne als seine Individualität, daß das Kunstwerk „der reine vollendete Abdruck einer interessanten Gemütslage eines interessanten vollendeten Geistes“ sein müsse, lenkte in allen Perioden die Blicke auf die großen schöpferischen Kräfte, die zugleich eigne Charaktere sind, und hat für Ludwig und Keller neben Hebbel entschieden. Bedarf es zum Allgemeinwerden solcher Überzeugung eines Menschenalters, so geht im kleinern Kreise ein prophetischer Instinkt, ein Vorgefühl der Erkenntnis vorauf. Und soweit neben dem Eindruck der Schöpfungen der Eindruck der vollen Persönlichkeit reichte, bildete sich um Otto Ludwig schon in den fünfziger Jahren ein solcher Kreis, so wenig der nach Einsamkeit trachtende, an Einsamkeit gewöhnte Dichter danach verlangen mochte.

Glückliche Jahre

Wenige Wochen nach seiner Heirat schrieb Otto Ludwig dem alten Eisfelder Freunde und Vertrauten, dem „lieben Ambrosi", der krank gewesen war: „Was machst du? Hast du dir dein Übel und seine Folgen von den Flügeln geschüttelt? Allem Anschein nach ist deine Maladie wenn nicht eine Schwester doch eine Base von meiner gewesen. Ich nehme seit meiner Heirat an Gesundheit zu; es ist doch etwas Schönes um solch liebevolle Pflege, wie sie am Ende niemand als eben eine Frau gewähren mag und gewähren kann. Unsre Wirtschaft hat vorderhand noch etwas Studentenmäßiges; wir, ich und meine Frau Studentin, stecken zusammen in demselben Zimmer des Trompeterschlößchens, das ich als Junggeselle schon innegehabt, einem Zimmer, etwa zehn Schritte lang und fünf breit, und einem Kämmerlein, das eben Raum hat für zwei Betten, Koffer, Waschtisch und zwei Leute, die sich freilich mühsam dazwischen und aneinander vorbei bewegen können. Mit Beginn des Frühlings wollen wir uns auf dem Lande ein wohlfeiles Logis einfach einrichten, bis dahin ein Stadtlogis zu mieten, wäre töricht gewesen. — — Das ganze Leben kommt mir heitrer vor, und an Arbeitslust und Vertrauen auf das Gelingen fehlt mir's ebensowenig als an Lust am Leben und der Welt. Vormittags wird gearbeitet, nach dem Mittagessen durch-

wandeln wir ein paar Straßen und betrachten uns die Herrlichkeiten in den prachtvollen Gewölben, die eine immerwährende Weihnachtsbescherung scheinen, ohne irgend jemand zu beneiden, der von allem kaufen kann; das Zeug in den Läden kommt uns vor wie die Blumen, die auch nirgends schöner sind als ungepflückt an dem Baum oder Busche, der sie trägt. Dann wird wieder gearbeitet oder von künftigen Arbeiten gesprochen, und meine Frau stellt mit großem Geschick und gleicher Liebe meinen Registrator, Kopisten und vorläufig mein Publikum vor. An öffentliche Orte kommen wir kaum und vermissen keine Art von Vergnügen, die wir nicht in unsern vier Pfählen finden. Meine Frau geht, und zwar nicht etwa mit Aufopferung, so auf alle meine Lebensbedingungen ein, daß ich schaudern kann, wenn ich mir denke, ich wär' an ein Wesen gekommen, wie jetzt fast alle sind; denn das ungeheuerste Vermögen und was sonst wünschens- und erringenswert heißen mag, würde mir keinen Ersatz geben für das Aufgeben dieses meinem geistigen und physischen Bedürfnis so vollkommen entsprechenden Bei- und Füreinanderseins. — — Ich muß mich einmal nach meiner kleinen Frau Studentin umsehen, die schon eine gute Weile die Feder kaut, die, wie es scheint, nicht mit ihrem vollen Herzen Schritt halten will." (An Ludwig Ambrunn, Dresden, 8. März 1852.)

Die Arbeit, bei der dem Dichter seine junge Frau so treulich zur Seite und beistand, war die abermalige und diesmal endgültige Neugestaltung der Makkabäertragödie. Während dieser ersten Dresdner Monate und auch nachdem das junge Paar im Juni 1852 nach dem Dorfe Strehlen übergesiedelt war, das damals noch nicht als ein halb städtischer Vorort Dresdens galt, ging Ludwig in der Hingebung an den gewaltigen Stoff auf, mit dem er rang, und an dem er

nicht verzagte, obschon Devrient und andre Freunde fortgesetzt neue Anforderungen erhoben. Die mehrfache Umarbeitung seines ursprünglichen Planes erfolgte nicht mehr in der unangefochtenen Stille, deren sich Ludwig zu Lust und Leid in den Meißner Tagen erfreut hatte, er lebte jetzt nicht umsonst in einem spezifisch literarischen Kreise, hinter dessen poetischen Kräften allerlei Journalisten und literarische Neuigkeitsträger standen. Und da der Dichter seit dem „Erbförster“ ein Gegenstand der Teilnahme wie der Neugier war, so waren unterschiedliche Fabeln und Schiffernachrichten über seine neue Tragödie in die Welt gegangen, die zu vorzeitigen Anfragen über Erwerb und Aufführung des Stückes führten. Als die verhängnisvollste der vorläufigen Verfügungen über die noch unabgeschlossene und unvollendete Schöpfung muß die Bestimmung angesehen werden, nach der sich die ausgezeichnete Berliner Schauspielerin Auguste Crelinger (frühere Frau Stich) im allgemeinen entschieden hatte, zur Feier ihres Jubiläums am Berliner Hoftheater, bei der sie eine große neue Rolle darzustellen wünschte, die Lea in Ludwigs Dichtung zu wählen. Man sieht leicht, daß dieser mehrfach betonte Wunsch die Darstellerin zu nichts verpflichtete, im Falle die dramatische Arbeit Ludwigs ihren Beifall nicht fand, aber daß umgekehrt der Dichter und sein dramaturgischer Ratgeber bewußt und unbewußt durch den Gedanken an die natürlichen Forderungen der dramatischen Heldenmutter beeinflußt wurden. Otto Ludwig war freilich der letzte Theaterschriftsteller, irgend einem Bühnenheros oder einer Heroine eine Paraderolle auf den Leib zuzuschneiden, allein die Mahnung Devrients, die überragende Bedeutung der Makkabäermutter auf alle Fälle festzuhalten, klangen ihm doch in der Phantasie und in den kritischen Erwägungen nach, die bei der letzten Ausführung des großen dra-

matischen Planes notwendig waren. Im Verlauf des Juni und Juli 1852 war Ludwig in seiner ländlichen Einsamkeit in Strehlen, wo er sich so abgeschlossen und verborgen hielt, daß ihn Auerbach auf einer Irrfahrt durch die Dörfer um Dresden fast nur zufällig auffand, voll heißen Eifers mit der Vollendung der großen Tragödie beschäftigt. Am 23. Juli hielt Ed. Devrient die fertige Handschrift in den Händen, beklagte zwar, daß die neue Bearbeitung „viel ältere Schönheiten vertilgt" habe, mußte sich aber eingestehen, daß das Ganze „sehr schön und echt poetisch" sei, und eilte am 26. Juli nach Strehlen hinaus, um noch einige Abänderungen zu befürworten. „Über die Makkabäer verständigten wir uns leicht, er versteht schnell und fein; wir machten die nötigen Verabredungen", heißt es in Devrients Tagebuche vom gleichen Tage. Der Schauspieler, der sich bald in den Intendanten des Karlsruher Hoftheaters verwandeln sollte, unterdrückte daneben die Bemerkung nicht, daß Otto Ludwig in Strehlen „in seiner eignen Weise behaglich wohne", die einem andern minder gefalle. Wer überhaupt auf Äußerlichkeiten achtete, fand in den folgenden Jahren fortgesetzt Gelegenheit, die schlichte Bedürfnislosigkeit des Dichters, die seinen Haushalt wie seine Person durchdrang, zu bewundern oder — je nachdem — zu schelten. Die einfachen Gewöhnungen Ludwigs schlossen für ihn zunächst keine Entbehrung ein, es lebte in ihm der Geist jener Tage fort, in denen er geboren und erwachsen war, und in denen beinahe jedes Haus in Deutschland eine gewisse knappe Begrenzung im Hausrat, in allen Bedürfnissen und Bequemlichkeiten des äußern Lebens aufgewiesen hatte. Ludwig fühlte sich so hoch über alle Zufälligkeiten des Besitzes erhoben, lebte in unbeirrbarem Ernst so durchaus seinen geistigen Bestrebungen, daß ihm im großen und ganzen selbst der Vergleich seiner Lebens-

lage mit der andrer fern lag; er war der höchsten Genüsse so fähig, daß er andre Genüsse kaum je vermißte. Wäre Ludwig dieses eng umschränkten Glückes und Lebensbehagens für die Zukunft sicher gewesen, hätte ihm der bescheidenste Ertrag eines Vermögens oder sonst einer Einnahme, die er lediglich sich selbst dankte, die Fortdauer seiner besondern Art der Existenz unangefochten verbürgt, so würde er mit dem ruhigsten Gleichmut auf alle glänzenden Preise des Lebens verzichtet haben. Denn in seinen Augen hatte neben dem friedvollen, der Natur und den Lebenszwecken des Einzelnen angemessenen Dasein im Hause und in der Familie nur eines Wert: die ernste künstlerische Leistung, die ein Künstler mit gutem Kunstgewissen und mit dem reinen Bewußtsein, zum Besten eines wahren und höhern Lebens in seinem Volke geschaffen zu haben, aus der Stille seiner Werkstatt hinausgehen lassen kann.

Der Dichter der „Makkabäer“ durfte, wenn einer, dies gute Gewissen und dies reine Bewußtsein haben und hegen. Wenn er mitten in der Arbeit an seinem Drama dem alten Eisfelder Vertrauten einmal gestand: „Die Aufgabe, die ich mir mit diesem Stücke gestellt, ist eine sehr große, eine weit größere als die im Erbförster. Es gilt, ein Muster der idealen Tragödie aufzustellen, das das Poetische und Theatralische innigst mit dem Charakteristischen verbindet, und diese Verbindung, die nur in dem einzigen Shakespeare realisiert ist, noch in eine einheitlichere Form zu gießen; dabei der Oper mit ihren eignen Waffen gegenüber zu treten; ferner dem Werke eine solidere Basis zu geben wie Schiller und Goethe, die die Willkür ihrer Subjektivität zur Gesetzgeberin nahmen“, so fügte er bescheiden sogleich hinzu: „Versteht sich, daß ich mir nicht einbilde, dies Muster geben zu wollen; ich meine nur, es muß den Dramatikern, wenn sie ihre Kunst

wirklich fördern wollen, vorschweben." (An Ludwig Ambrunn, Übigau, Spätsommer 1851. Undatiert.) Die erste wie die letzte Bearbeitung der Tragödie, verschieden in den Motiven und der Führung der Handlung, teilweis verschieden in der Charakteristik der handelnden Gestalten, zeigen doch den einen Grundcharakter mächtigen tiefen Ernstes und eines Schwunges, der den ewigsten und unmittelbarsten Empfindungen des Menschendaseins und eines geschichtlichen Volksdaseins entsteigt. Durchgehends hielt Ludwig die Erkenntnis fest, daß die Familientragödie im Hause des Matthatias der Spiegel einer großen Volkstragödie sei, daß sich Leben, Handeln und Leiden ganz Israels in den gewaltigen Konflikten zwischen den höchst individuell gezeichneten Spielern und Gegenspielern einer konzentrierten Handlung wiederhole. Ludwig täuschte sich nicht darüber, daß dem in den biblischen Büchern überlieferten Stoffe ein epischer Charakter anhafte, aber er traute sich die Kraft zu, ihn in ein vollkommen wirksames Drama umzuwandeln. Das Gepräge ernster Würde und einer priesterlichen Hoheit, die der Makkabäergeschichte innewohnt, durfte auch die Tragödie nicht verlieren, und so blieb Ludwig durch alle drei Bearbeitungen bemüht, dies eigentümliche Gepräge zu wahren, und scheute vielleicht nur darum vor einer noch rücksichtslosern Ausscheidung aller überlieferten epischen Elemente zurück, die in den dramatischen Gegensätzen nicht aufgehen wollten. In der ersten Bearbeitung von 1850 „Die Makkabäerin" trat entschieden der tatkräftige Held Judas gegen die beiden Frauen zurück, deren Zwist sein Leben vergiftet, alles Interesse, alle Spannung richtete sich auf den Konflikt zwischen der hochfahrenden gewaltigen Lea, die jede Schranke weiblicher Demut überschreitet, und der engelhaften Thirza, die sich nur zu sehr innerhalb dieser Schranken hält. Es gelang Ludwig weder völlig, Natur,

Tat, Schuld und Sühne seines Judas Makkabäus in ursächlichen Zusammenhang mit dem Kampfe Leas wider Thirza und der daraus erwachsenden Katastrophe zu bringen, noch vermochte er das mitspielende Volk wirksam zum Untergrunde der tragischen Vorgänge zu machen; die Handlung spielte sich auf dem Hintergrunde einer großen Volksbewegung ab, und die Darstellung dieser erhielt dadurch stellenweise den Schein des Äußerlichen, Opernhaften. Daß sich dieser Übelstand hätte beseitigen lassen, ohne das ursprüngliche Motiv zu opfern, empfand Ludwig sehr stark, aber nachdem er einmal zugestanden hatte, daß die orientalische Sitte der Doppelehe auf unsrer Bühne nicht wohl dargestellt, am wenigsten zum Ausgangspunkt, zur Voraussetzung eines tragischen Konflikts gemacht werde dürfe, war eine tiefgreifende Umgestaltung seines ganzen ursprünglichen Planes unerläßlich. Die Umwandlung Leas aus der Frau in die Mutter des Judas, des Hasses der ältern Gattin gegen die mehr geliebte jüngere in den Haß der stolzen Mutter eines großen und blühenden Hauses gegen die Sohnesfrau, die ihr des „niedern Hauses niedre Tochter“ bleibt, wurde bereits in der zweiten Bearbeitung „Die Mutter der Makkabäer“ (in Übigau bei Dresden zwischen dem 28. August bis 10. Oktober 1851 ausgeführt) mit gutem Gelingen vollzogen, aber freilich mußten ganze Szenenreihen voll höchster Poesie dabei geopfert werden, und Ludwig zeigte sich darin seinem dramaturgischen Ratgeber überlegen, daß er nicht wähnte, alles minder Geglückte ausmerzen, alles Gelungne aber gleichwohl beibehalten zu können.

Die „Die Mutter der Makkabäer“ betitelte (zweite) Gestaltung der Tragödie stand dem Grundgedanken, der Form, in der die Welt Ludwigs größte dramatische Schöpfung besitzt, schon bedeutend näher. Wie der Titel besagt, war auch hier Lea als die eigentliche

Heldin der Tragödie, als charakteristische Vertreterin der Besonderheit ihres Volkes im Guten und im Schlimmen erfaßt und durchgeführt. Die Besonderheit der zweiten Makkabäerbearbeitung lag nicht nur darin, daß der Gegensatz zwischen der innern echten Größe, dem männlichen Bewußtsein des heldenhaften Judah und der Scheingröße, der brennenden Eitelkeit des schwächern Eleazar bereits in die Erscheinung trat, sondern vor allem auch darin, daß hier Judah im Beginn an sich selbst und seinem Beruf zweifelt, ja einen Augenblick (am Schluß des ersten Aktes) durch den kühnen Ausbruch Eleazars nach Jerusalem („Was macht den Knaben so selbstgewiß?) an Eleazars Sendung zu glauben beginnt. Die befreiende Tat, die in der letztgültigen Bearbeitung vorbereitet erscheint, ist in dieser zweiten Fassung viel mehr Eingebung des Augenblickes. Judah hat noch zu Eingang des zweiten Aktes starke Zweifel an sich selbst, an der Berechtigung seines Kampf- und Tatendranges zu besiegen. Das Verhältnis zwischen Lea und Naemi, der Mutter und der Frau Judahs, war stärker hervorgehoben, mehr detailliert; Naemi erhält mit jedem Blick, jedem Wort ein Maß, an dem sie messen soll, wie klein sie ist. Das junge Weib ist auch nicht wie in der letzten Fassung bloß lauter Demut und schlichte Liebe, sondern durch ihre Kindlichkeit ein unbewußtes Werkzeug in den Händen der Simeiten. Der Wegfall mehr als eines dieser Einzelzüge war ein Verlust am Reichtum des Details, und doch wußte Ludwig wohl, daß er recht tat, die Handlung wie die Charakterdarstellung auf einfachere Grundzüge zurückzuführen, denen Verständnis und Mitempfindung der Zuschauer rascher zu folgen vermochten.

In der Bearbeitung und Gestaltung des Jahres 1852, die gespielt und veröffentlicht wurde, tritt namentlich der Charakter des Judah in wirksamer Kraft

und großzügiger Festigkeit lichtvoller und zwingender hervor. Die Gegensätze zwischen Lea und Naemi, zwischen Judah und Eleazar sind zugleich vereinfacht und doch verschärft, eine große Anzahl von aufhaltenden und schleppenden Einzelheiten ist beseitigt, die sinnliche Kraft, der dramatische Schwung des Ausdrucks durchgängig erhöht — wie der einfache Vergleich der großen Schlußszenen des zweiten Aktes in der zweiten und der dritten Bearbeitung der „Makkabäer" lehrt. Der zweite und der fünfte Akt wuchsen zu einer Größe und innern Gewalt empor, die sich nur mit der Größe und Gewalt der höchsten Schöpfungen der deutschen Poesie vergleichen ließ. Wenn es Ludwig nicht völlig gelang, sein Trauerspiel zu einer ganz einheitlich wirkenden, vom Anfang bis zum Ende in einem Zuge fortreißenden Tragödie umzubilden, so trug daran nach unsrer Überzeugung nicht die viel behauptete epische Natur seines Talents und nicht die Unfähigkeit zur dramatischen Sammlung auf einen Kernpunkt die Schuld, sondern die Ablösung des Helden der ersten Akte durch die Heldin der letzten Akte. Sollte (wie es ursprünglich geplant war) Lea die Makkabäermutter, deren Hochmut und Ehrgeizschuld so furchtbar gerächt und gesühnt wird, die alleinige Heldin des gewaltigen Werkes bleiben, so durfte Judah nicht bis zu der selbständigen, alles überragenden Bedeutung emporwachsen, und trieb es umgekehrt den Dichter, die Gestalt des Helden in den Mittelpunkt der Handlung zu rücken, so mußte Judah eine stärkere Schuld am Untergange seiner jüngern Brüder gegeben werden und die schließliche Überwindung seines eifernden Heldentums durch das leidende Heldentum der Glaubensblutzeugen noch überwältigender hervortreten, als es in der abgeschloßnen Dichtung geschieht.

Dergleichen Bedenken mußten sich regen und laut werden, als am Ende des Jahres 1852 und im Be-

ginn von 1853 die große Tragödie auf einigen Bühnen erschien; sie wurden nicht verschwiegen, als Otto Ludwig 1854 die „Makkabäer" im Buchhandel erscheinen ließ. Und doch wogen alle diese Bekenntnisse und Erkenntnisse im Grunde nur für den Dichter schwer; für die aber, die den treibenden Geist, die schöpferische Kraft und die Macht edler Leidenschaft in der Gesamtheit des Werkes zu würdigen vermochten, verschwanden sie in der Beglückung über den gewaltigen Wurf des Dichters, über das, was ihm gelungen war. Die große Spannung und das hinreißende Pathos des zweiten Aktes war freilich erst im fünften Akt wieder erreicht, und es bedurfte großer dramaturgischer und szenischer Kunst, um das allzu Begebenheitliche, namentlich im dritten Akt, in den Fluß dramatischer Handlung zu bringen. Am Burgtheater zu Wien scheiterte bei der ersten Aufführung beinahe die ganze Tragödie an diesem Akte, in Dresden traten die Länge dieses und des vierten Aktes gegenüber dem echt dramatischen Anwachsen und Steigen der beiden ersten und wiederum des fünften Aktes allzu fühlbar hervor, in Berlin errang die Tragödie nur mit dem zweiten Akte einen ganz entscheidenden, unbestrittenen Sieg, überall aber blieb die Empfindung lebendig, daß man etwas durchaus Ungewöhnliches, in seiner Ganzheit der einzelnen Zweifel spottendes geschaut habe. Die „Makkabäer" forderten und ertrugen andre Maßstäbe als die gewohnten; wer sich bewußt blieb und lebendig mitempfand, wie hoch Erfindung, Handlung, Charakterzeichnung, Leidenschaftsgehalt, künstlerische und ethische Weise dieses Trauerspieles über zahllosen dramatischen Versuchen und Anläufen der letzten beiden Menschenalter stand, der schob die kritischen Bedenken leicht zur Seite. Emanuel Geibel stand nicht allein, als er (München, 7. August 1855) an Ludwig schrieb: „So lebendig mich der ‚Erbförster' in sich hineinzog,

die Kritik hatte mir bis zum letzten Augenblick ausgereicht. Bei den ‚Makkabäern‘ war das anders. So lang ich las, kam ich gar nicht zur Reflexion, ich hatte nur die Empfindung, daß etwas Übermächtiges mich anrührte, und mich überkam jener Schauder, welcher der Menschheit bestes Teil ist, und der über alle Theorie hinaus die Gegenwart des Genius offenbart. Seitdem habe ich das Stück vielfach wieder gelesen, leise und laut, und die Wirkung ist für mich und andre stets dieselbe geblieben. Die ganze Handlung ist in eine Sphäre tragischer Hoheit hinaufgehoben, wie sie selbst bei unsern ersten Meistern nur selten vorkommt, und doch sind nirgends die verknüpfenden Bande durchschnitten zwischen Himmel und Erde; es ist dieser Erhabenheit ein unvergleichliches Maß von jenem Realismus beigesellt, welchen wir an Shakespeare bewundern. Daß mir trotzdem bei nachträglicher Erwägung einzelne Mängel des Stückes nicht entgangen sind, darf ich nun wohl offen hinzufügen. — — — Aber das alles wird von dem inkommensurabeln Etwas der Poesie, die das Ganze durchwebt, sowie von dem reinen Verhältnis zwischen Schuld und Buße überreich aufgewogen. Die deutsche Nation mag darauf stolz sein; daß einer ihrer Söhne dies Werk zu schaffen vermochte, mir selbst ist es ein wahres Stahlbad wider allen literarischen Pessimismus gewesen. Wo ist denn überhaupt das Drama, das gar keine Fehler hätte? — — Mir scheint es nicht sowohl darauf anzukommen, daß das absolut Tadellose, sondern daß Großes, Hohes und Lebendiges frischweg geschaffen werde!“

Niemand, der heute diese Zeilen Geibels liest, kann sich des schmerzlichen Bedauerns erwehren, daß der letzte Zuruf des Lyrikers nicht stärkender und entscheidender auf Ludwig gewirkt hat. Für die Zeit unmittelbar nach dem Erscheinen der „Makkabäer“ drückte Geibel genau und glücklich aus, was alle freudig beschämt

empfanden, die nach dem „Erbförster" die gestaltende Kraft, die Wärme und Frische Ludwigs bewundert, aber gezweifelt hatten, ob sich dies mächtige Talent in die Region des großen Lebens erheben könnte. Hier war die tendenzloseste Verkörperung eines Stückes biblischer Historie, hier war treue Wiedergabe der Eigenart des jüdischen Volkes, und doch nichts von archäologischer lebloser Vergangenheitsschilderung, hier empfingen die ursprünglichsten und ewigsten Leidenschaften und Lebensverhältnisse Gestalt, hier wehte der Odem starker Unmittelbarkeit, allereigenster Lebensanschauung, der die müßige Frage nach der Beziehung zu Tagesinteressen und Zeitstimmungen hinwegblies, hier gab sich eine Macht der Phantasie, eine Freude an der Verkörperung des ursprünglichen Adels der menschlichen Natur kund, die den Dichter schon jetzt unter die unvergänglichen reihte. Der Begriff des Epigonentums wurde gegenüber solcher Schöpfung zum sinn- und wesenlosen Schlagworte.

Die Genugtuung, die Ludwig aus den bestrittenen und unbestrittenen Erfolgen seiner „Makkabäer" zu dieser Zeit erwuchs, wurde durch den Verlust des Freundes beeinträchtigt, der mehr als ein andrer dazu beigetragen hatte, daß der Dichter die Bühne gewann. Eduard Devrient wurde im Herbst 1852 durch den kunstsinnigen und einsichtigen Großherzog Friedrich von Baden als Generaldirektor zur Leitung des Karlsruher Hoftheaters berufen. Ließ er sich auch, sobald er dort fest im Sattel saß, die Einführung der Werke Ludwigs angelegen sein und brachte bereits im April 1854 eine Aufführung der „Makkabäer", von der er sich selbst sagte: „Alle voll von der Sensation, welche die Aufführung hervorgebracht; das wäre denn einmal gelungen und ganz", und: „Wie sehr mir das heutige Stück am Herzen liegt, merkte ich an der kindischen Freude, die mir jedes Garderobestück machte, das guten

Effekt versprach. Die Vorstellung ist das Bedeutendste, was wir bis jetzt geleistet. Wie ist der Geist der Totalwirkung schon in das Personal gedrungen, wie bildeten und lösten sich die Gruppen, und wie lohnte sich meine Sorgfalt an Kostümen. Eine malerische Situation über die andre. Es war eine vollkommen gerundete Vorstellung, lebendig, zuschlagend, glänzend und von großem Eindruck.“ Doch wog der Gewinn eines Theaters mehr für den Dichter den Weggang Devrients nicht auf. Seinem unablässigen Drängen, seiner festen, sogar einseitigen Beharrlichkeit, mit der er Ludwig immer wieder auf die Bedürfnisse, die berechtigten wie die unberechtigten, aber einmal überlieferten Forderungen des Theaters hinwies, hatte der Dichter immerhin zu danken, daß seine dramatische Tätigkeit jetzt eine Reihe von Jahren in Fluß geblieben war. Auch war Devrient wie kein andrer bemüht gewesen, den Freund nicht allzusehr in das Einsiedlertum geraten zu lassen und ihn zu geselligen Abwechslungen zu veranlassen, ja zu nötigen. Ludwig wußte dies so wohl, daß er Devrient am liebsten nach Karlsruhe nachgezogen wäre und sich eine Zeit lang ernstlich mit dem Plane der Umsiedlung nach Süddeutschland trug. Devrient fand es leider unmöglich, aus der Ferne und brieflich in ähnlicher Weise auf Ludwig einzuwirken, wie es in Dresden geschehen war.

Von dieser empfindlichen Lücke abgesehen, stand Ludwig zu dieser Zeit ebenso im Vollgenuß seines jungen Familienglücks wie seines jungen Ruhmes. Im Jahre 1852 war ihm sein erster Sohn geboren worden, der den Vornamen des Vaters, Otto, erhielt, während der zweite, 1854 zur Welt gekommene, Reinhold, nach dem früh verstorbnen jüngern Bruder Ludwigs getauft wurde. Sein Familienleben gestaltete sich durch das kräftige Emporwachsen dieser Knaben nach seines Herzens Wünschen. In seinen Briefen sprach er noch

immer gelegentlich von der Heimkehr nach Eisfeld, und man kann sich der Vorstellung nicht ganz entschlagen, daß ein erneuter längerer Aufenthalt auf seinem prächtig gelegnen, noch ungeteilten Gartengrundstücke in Eisfeld ihm körperlich wohlgetan haben würde. Anderseits war ihm Dresden mit seinen Umgebungen durch die Erlebnisse eines Jahrzehnts zur neuen Heimat geworden, und er gestand sich ein, daß, wenn auch im Kunstleben einer größern Stadt unendlich viel Affektation mit unterlaufe, doch selbst diese Affektation zum Beweis diene, „daß die Kunst eine Macht ist". (An Karl Schaller, Dresden, 12. Juli 1856.) Er mochte die künstlerischen Eindrücke nicht entbehren; er hatte sich im ganzen sein Leben so gestaltet, daß nur das Beste und Erquicklichste des Dresdner Kunsttreibens an ihn herankam, daß er näher nur mit einem kleinen Kreise verkehrte, das Theater und die Künstlerwerkstätten nur dann besuchte, wenn er sich einen innern Gewinn davon versprechen durfte.

Nachdem Ludwig im Winter von 1852 auf 1853 in einem Gartenhause des Kunstgärtners Seidel gewohnt hatte, dessen Wintergarten mit tausend hochstämmigen Azaleen, Kamelien und Rhododendren ihm einen öfter gerühmten Augenschmaus bereitet hatte, siedelte er im Mai 1853 nach Loschwitz über, wohin ihn die Hoffnung und der Wunsch zog, im Laufe des Sommers ein neues Drama zu beenden. Gestalt und Geschichte der schönen Baderstochter von Augsburg standen wieder einmal anschaulich vor seiner Seele, und es drängte ihn, eine neue Gestaltung des Stoffes zu versuchen, mit dem er rang wie Jakob mit dem Herrn: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn." Der verflossene Winter hatte ihm mancherlei neue Bekanntschaften gebracht; noch im April, kurz bevor er nach Loschwitz ging, führte ihm Heydrich Professor Weiße aus Leipzig zu, der dem Dichter eine ungeheuchelte und tiefe Ver-

ehrung entgegenbrachte. Der Verkehr mit Auerbach war um so lebhafter gewesen, als Auerbach damals einen letzten Winter in Dresden zuzubringen und sich im nächstfolgenden Jahre irgendwo in Schwaben anzukaufen beabsichtigte. Zu den häufigern Besuchern gehörte auch Wilhelm Wolfsohn, der sich auf dem Gebiete des Dramas zu versuchen begann und, wie eine Reihe der besten und ernstesten unter den jüngern Poeten, in Ludwig seinen Meister ehrte.

Die Arbeit an einer neuen Gestaltung des Bernauerstoffes, die sich Ludwig für die Sommermonate in Loschwitz vorgesetzt, und von der er gehofft hatte, sie in raschem Zuge zu Ende zu führen, wurde weder durch gesellige Zerstreuungen noch durch Krankheit des Dichters, aber durch Bedenken unterbrochen, die Ludwig von außen kamen. Es war die Zeit, wo eine Reihe deutscher Bühnen abwechselnd Friedrich Hebbels „Agnes Bernauer" und Melchior Meyrs „Herzog Albrecht" zur Aufführung brachten. Auerbach, der immer Praktische, schüttelte den Kopf zu dem Plane, jetzt mit einer dritten Agnes an die Bühnenleiter heranzutreten, so freudig gerade er es als Widersacher Hebbels gesehen haben würde, wenn Ludwig Hebbels Trauerspiel mit einer volkstümlichern Handlung und einem glücklichern Schlusse übertrumpft hätte. Wohl nahm Ludwig nun einen alten Schauspielplan, dessen Anfänge ins Jahr 1846 zurückreichten, „Das Wirtshaus am Rhein oder der tolle Heinrich", wieder auf und begann an diesem volkstümlichen Soldatenstück aus den deutschen Befreiungskämpfen zu arbeiten, aber er „kam nicht in die rechte Brutglut" (an Berthold Auerbach, Loschwitz, 18. Juni 1853). Die Kritiken, die er über die „Makkabäer" von den verschiedensten Seiten vernahm, konnten ihn nicht beirren, denn schließlich waren die meisten seiner Beurteiler geneigt, höher von dieser Dichtung zu denken, als er selbst es in seinem Kunsternst und

seiner bescheidnen Strenge vermochte. Er sah sich durch alles, was über die „Makkabäer“ öffentlich gesagt wurde, lediglich in dem schon zuvor gehegten Wunsche bestärkt, mit seinem nächsten Stücke einen dramatischen Fortschritt zu beweisen. Neue Gestalten drängten sich ihm aus der geheimnisvollen Tiefe seines erregten Phantasielebens vor Augen; die Geschichte der Maria Stuart, die er in diesem Sommer las, zeigte ihm auf der Stelle mit wundersamer Deutlichkeit die Schottenkönigin, ihren Gemahl Darnley und ihren unheimlichen Geliebten Bothwell, und er hätte mit der Ausführung nur anfangen dürfen, wenn er nicht zugleich von dem immer wieder erwachenden Gedanken bewegt worden wäre, sich durch ein neues eifriges Studium Shakespeares, Lessings und der Alten neue Aufschlüsse über tragische Stimmung und tragische Notwendigkeit zu verschaffen. In den grüblerischen Zweifeln, die ihn hierbei überkamen, entschloß er sich endlich, „das Dramatische vorderhand beiseite zu legen“ und „im Roman oder in der Novelle künftigen dramatischen Produktionen eine Milchkuh zu erziehen“. (An Ed. Devrient, Loschwitz, Juli 1853.) Er folgte hierin dem freundschaftlichen Rate Auerbachs, der ihm mit Fug versprechen durfte, seine erzählenden Schöpfungen rasch und zu den vorteilhaftesten Bedingungen unterzubringen. Doch machte er die Erfahrung, daß sich der Sprung aus dem dramatischen ins novellistische Gebiet keineswegs leicht und rasch vollzog, um so weniger leicht, als die Dramengestalten, die „ihren Leib von ihm verlangten“, sich nur allmählich verscheuchen ließen.

Aus diesem Sommer, den Ludwig auf der Höhe von Loschwitz, in einem mitten in Weinbergen, unter Obstbäumen gelegnen Häuschen verbrachte, aus dem er einen schönen Blick auf Dorf, Elbstrom und Stromtal bis hinüber zu den blauen Höhen im Süden von Dresden genoß, stammen auch meine frühesten persön-

lichen Erinnerungen an den Dichter. Bald nach Pfingsten 1853 war ich, damals noch ein halber Knabe, den harte Familienschicksale allzu früh auf eigne Füße gestellt und auf autodidaktische Bildungspfade gedrängt hatten, mit der Empfehlung eines Leipziger Freundes zu Moritz Heydrich gekommen, und dieser fand so viel Wohlgefallen an meiner jugendlichen Zuversicht und an meinem Enthusiasmus für die echten poetischen Bestrebungen jener Tage, daß er sich freiwillig erbot, mich zu Otto Ludwig zu führen. Ich würde, bescheiden wie ich bei aller Anmaßung der Jugend war, die Bitte um diese brennend ersehnte Gunst, die nach Ludwigs Wünschen nur wenigen gegönnt wurde, nicht gewagt haben, deren Möglichkeit mir doch auf dem ganzen Wege von der Dresdner Neustadt bis zu Heydrichs kleinem Grundstück vor der Seele gestanden hatte. Freudig bewegt und nicht ohne Bangen folgte ich meinem Gastfreunde allerhand Weinbergswege und steile Treppen empor, die ich heute nicht wieder zu finden wüßte, während das Gemach, in dem ich den bewunderten, leidenschaftlich verehrten Dichter der „Makkabäer" zuerst erblicken sollte, mit allen Einzelheiten treu in meiner Erinnerung steht. Der lange Sommernachmittag neigte sich schon zum Abend, Ludwig stand beim einzigen Fenster des Zimmers hinter einem Tisch, auf dem sich ein Stehpult erhob. Die hohe Gestalt, in einem hellen, wie mir schien leinenen Sommerrock, gegen den sich das dunkle Haar und der dunkle Vollbart des mächtigen Kopfes kräftig abhoben, zeigte damals ebensowenig wie die Züge des männlich schönen Gesichts eine Spur von Krankheit. Ich hatte den Eindruck einer bei äußerster Schlichtheit imponierenden Erscheinung, und die milde Freundlichkeit, mit der Ludwig den jungen Ankömmling aufnahm, gab mir rasch die Sprache zurück, um eine Reihe von Erkundigungen des Dichters nach Leipziger Persönlich-

keiten und Verhältnissen beantworten zu können. Wie im Halbtraum suchte ich mir währenddes Haltung, Bewegung, Blick und Ton des Dichters einzuprägen, den ich damals nur eine Viertelstunde zu sehen und zu hören glaubte. Und wie es in solchen Viertelstunden zu gehen pflegt, sah ich mehr, als ich sehen wollte, bald an Otto Ludwigs Haupt vorüber durch das Fenster ins Freie, wo ich grüne Baumwipfel und dahinter farbige Wolkenstreifen wahrnahm, bald auf den Tisch unter seinem Stehpult, wo eine Reihe von Büchern stand, deren Titel ich mir sofort unverlierbar einprägte: Beckers Weltgeschichte, einige Bände Shakespeare in der Schlegel-Tieckschen Übersetzung, ein Band Goethe und Eduard von Bülows „Novellenbuch". Alles das könnte ich heute noch malen, und genau besinne ich mich, daß mir das Zimmer für Ludwigs stattliche Figur viel zu eng vorkam, während der Dichter freilich mit voller Behaglichkeit die Pfeife, die er bei unserm Kommen in eine Ecke gestellt hatte, wieder in Brand setzte. Das Gespräch nahm bald eine Wendung, die mir sofort einen tiefen Blick in Ludwigs Eigenart und Lebensanschauung gewährte. Es war von einer geistreichen und vielgeschäftigen Dame die Rede, die ich, solcher Erscheinungen noch ungewohnt, allzu jugendlich gepriesen hatte. Plötzlich wandte sich Ludwig mir zu und sagte mit leichtem Kopfschütteln: „Sie wissen, ja Sie ahnen noch nicht, was eine schlichte Natur, ein echtes Weib bedeutet, aber Sie werden es erfahren." Und im weitern Verlauf derselben Unterredung fiel das gewichtige Wort: „Ein Auge zu haben, das von keinem, aber auch gar keinem Schein geblendet wird, muß der Dichter als die höchste Gottesgabe betrachten." Ich wußte damals nicht, in welchem Zusammenhange diese und manche verwandte Äußerungen Ludwigs mit seiner wachsenden Shakespeareerkenntnis und Shakespearebewundrung standen.

Moritz Heydrich, der wohl wahrnehmen mochte, wie schwer mir der rasche Abschied von dem kaum erblickten großen Dichter wurde, unterbrach plötzlich die Unterredung mit dem Vorschlage, den Abend in seinem Hause gemeinsam zu verbringen. Ludwig nickte beifällig, rief seine junge Frau herzu und stellte mich dieser vor. Es wurde verabredet, daß Ludwig sofort mit uns hinabgehen, Frau Emilie aber später nachfolgen sollte. Wir brachen alsbald auf, und im Freien hatte ich erneute Gelegenheit, die prächtige Erscheinung Ludwigs, die schlichte Würde seines Auftretens zu bewundern. Wir sollten aber das Häuschen Moritz Heydrichs nicht erreichen, ohne daß sich noch eine sehr bezeichnende Episode abspielte. Wir waren eben die Treppe neben einem Weinbergsgrundstück hinabgestiegen, als sich uns ein wunderlicher Gesell in den Weg stellte, der mir als „Schriftsteller Koch“ genannt wurde, und der halb vertraulich halb unterwürfig dem sehr ernst und gerade nicht ermutigend dreinschauenden Ludwig eröffnete, daß er bitten müsse, eine Stunde zu bestimmen, in der er — Koch — dem Dichter seine Tragödie vorlesen könnte. Ludwig bemerkte kurz, daß er in nächster Zeit schwerlich Muße zum Anhören dieses Werkes finden werde. Der Autor schien diese Zurückweisung nicht verstehen zu wollen und sagte endlich mit einem gewissen zudringlichen Zynismus, daß es ihm eben nur darauf ankomme, bei Theaterdirektionen und Schauspielern sagen zu können, daß Otto Ludwig von seinem Werke Notiz genommen habe. „Es ist ja ein geringer Gefallen, um den ich bitte,“ fuhr der Herr fort, „und ich weiß ja wohl, daß das Stück keinen Schuß Pulver wert ist, aber —“ „Nun, wenn Sie schon wissen, daß das Zeug nichts taugt, warum wollen Sie mich noch behelligen?“ gab Ludwig scheinbar ganz ruhig, aber mit einem eigentümlichen Blick auf den Bittsteller zur Antwort und ließ weiter

wandelnd den Verblüfften am Wege stehen, indes wir ihm nacheilten. Der kleine Vorfall aber wurde Anlaß, daß der größere Teil des Abends in sehr ernsten Gesprächen über die sittlichen Pflichten alles Künstler- und Schriftstellertums verging, wobei Ludwig anfänglich in seiner kurzen, lakonischen, andeutenden Ausdrucksweise, dann in immer raschern Redeflusse darlegte, daß das mindeste, was vom Schaffenden gefordert werden müsse, das eigne Erfülltsein vom Gegenstande, der eigne Glaube an die Wahrheit des Erstrebten bleibe. „Das ist für die Kunst noch nichts, für das Gelingen keine Bürgschaft, aber wer so anhebt und es ehrlich meint, wird ja meist merken, wieviel und wo es ihm fehlt. Schlimm genug, wenn einer Fratzen malt, wo er Gesichter herausbringen will, aber viel schlimmer, wenn er weiß, daß unter seinen Fingern nichts andres entstehen kann, und doch drauf lospinselt, weil er meint, die dumme Welt damit betrügen zu können. Und zudem ist's wunderlich, die Welt ist gar nicht so dumm, und meist merkt sie dem frechen Sudler ab, daß er sich noch über sie lustig macht. Wenn die Leute nur immer den rechten Mut hätten, zu sagen, was sie sehen." Heydrich erinnerte an Andersens Märchen von den Kleidern des Kaisers, Ludwig lachte gutmütig und meinte: „Freilich, freilich, es laufen ihrer viele nackt und gerupft umher, die man nicht anrufen darf." — Von dem Nachklang der Begegnung draußen kamen wir an dem frugalen Abendtische bald los, es war von neuern und neuesten Dichtungen die Rede, Ludwig sprach schwere Bedenken über den unerhörten Erfolg des Redwitzschen Gedichtes „Amaranth" aus. „Welch eine Verweichlichung, Versüßlichung und Verbildung des Publikums gehört dazu, um einem so schwächlichen Werke eine solche Auflagenzahl zu sichern! Die Dichter sollen und müssen jetzt acht haben, auf dem Wege der Verwöhnung und der Nachgiebigkeit gegen die Launen

der Unnatur keinen Schritt mehr zu tun — es sind der Schritte schon zuviel zurückgelegt worden." Dazwischen fiel durch den Hauswirt veranlaßt, der auf seinem Klavier die Ouverture zur „Entführung aus dem Serail" spielte, die Rede auf Mozart, und ich, der damals noch nichts von Ludwigs musikalischer Vergangenheit wußte, hatte Gelegenheit, über die Vertrautheit des Makkabäerdichters mit Mozarts dramatisch-musikalischen Schöpfungen zu erstaunen. Dann kam eine Stunde, in der wir alle einsilbiger wurden, Ludwig schweigend durch das offne Fenster in die stille Nacht hinaussah. Als er sich mit seiner Frau zum Heimgang nach seiner Wohnung erhob, reichte er mir herzlich die Hand und behielt meine Hand einige Minuten in der seinen: „Gute Nacht, und weil Sie morgen schon reisen, leben Sie wohl. Seien Sie tapfer, und wenn's sein kann, auch heiter." Der Welt- und Seelenkundige hatte mir in den wenigen Stunden, in denen ich kein Wort von meinen persönlichen Schicksalen gesprochen hatte, doch rasch abgelauscht, daß es meiner Jugend an Heiterkeit gebrach.

Einen unauslöschlichen Eindruck, der kräftigend und erhebend wirkte, nahm ich aus dieser Begegnung mit hinweg, noch nach Monaten konnte ich merken, daß jedes von Ludwigs Worten, selbst ein ganz leichthin zufällig gesprochenes, als ein Gewicht in meine Brust gefallen war. Erst zwei Jahre später war es mir vergönnt, bei einem Winteraufenthalt in Dresden Ludwig wiederzusehen, von ihm freundlich aufgenommen zu werden. Jede Stunde, die ich dann in seinem schlichten Arbeitszimmer in dem Gartenhause der Äußern Rampischen Gasse, in dem er jahrelang wohnte, bei ihm zubrachte, und in der er mich durch seine ruhige Güte zu zutraulicher Mitteilung meiner Meinungen, Wünsche und Pläne zu veranlassen wußte, wurde lehrreich und erziehend; ich schaute mit Ver-

ehrung auch dann zu ihm empor, wenn ich ihn im Augenblick nicht völlig verstand. Als ich ihm 1858 meinen ersten größern poetischen Versuch, die erzählende Dichtung „Jerusalem", zugesandt hatte und nun im Sommer 1858 wieder zu ihm kam, bangte ich vor seinem gleichwohl heimlich ersehnten Urteil dermaßen, daß ich mir wenigstens für den ersten Besuch dieses Urteil noch ersparen wollte. Ich führte deshalb einen Freund, von dem ich Ludwig schon früher gesprochen hatte, und der ihn zunächst als Landsmann interessierte, den geistvollen Musiker Felix Dräseke bei ihm ein. Dräseke, ein Enkel des gefeierten Kanzelredners Bischof Dräseke, war in Koburg geboren, und sein Vater lebte als Superintendent in dem Eisfeld nahegelegnen koburgischen Städtchen Rodach. Ludwig verriet in einer Folge von Fragen seine fortdauernde Teilnahme an Zuständen und Menschen seiner Heimat. Er erzählte Dräseke auch, daß er noch immer einen Garten in Eisfeld besitze (es waren die letzten Monate, in denen er das so lange bewahrte und im Herzen gehegte Kleinod sein nennen durfte), aber dann sprang er auf Kunstfragen über und äußerte sich zunächst über die musikalischen Erscheinungen des Tages. Er verhehlte seine beharrlich festgehaltene Gegnerschaft gegen Wagner, die unsern Ohren nicht lieblich erklang, auch heute nicht, forderte aber unsern Widerspruch lächelnd heraus und hielt uns nur soweit Widerpart, als nötig war, um alles zu erfahren, was wir dachten. Plötzlich setzte er die Pfeife ab, der er, Dräseke oder mir zuhörend, kleine stoßweise Wolken entlockt hatte, und sagte mit dem tiefsten Ernst: „Sie sollen recht haben, der Mann hat aus sich gemacht, was irgend in seiner Natur lag, doch Sie werden erleben, wie der Rausch, in den er die Jüngern versetzt hat, notwendig endet. Aus Mozart konnte ein Beethoven herauswachsen, das war natürlich, organisch, und für die Kleinern wie

Hummel und Reichardt blieb auch noch Raum. Ihr Wagner aber hat die Musik in eine Sackgasse geführt, aus der sobald kein Herauskommen ist." Dann, als ob er nicht wünschte, das Thema weiter zu verfolgen, sprach er von den geheimnisvollen Nachwirkungen künstlerischer Irrtümer überhaupt, und auf einmal sahen wir uns mitten in der Dekomposition und Kritik des Schillerischen „Wallenstein". Eine Stunde und länger entrollte der Dichter ein Bild des geschichtlichen Wallenstein, wie er ihn sah, und hielt den Schillerschen dagegen. Wie oft habe ich in den letzten Jahren beim Lesen und Enträtseln der Niederschriften von Ludwigs „Shakespearestudien" an jenen Abend zurückdenken müssen, an dem es mir dem fesselnden Zauber von Ludwigs Rede gegenüber mehr und mehr zumute wurde, als ob der unheimliche kaiserliche Feldherr im Scharlachmantel, wie ich ihn auf dem Bilde im Friedländer Schlosse so oft gesehen hatte, aus einer der Ecken des Gemachs hervortreten müsse. So ganz erfüllt war der Dichter von seinem Gegenstande, daß kaum eine Unterbrechung im lebendigsten Fluß seiner Rede eintrat, daß er, wenn sie eintrat, längst an dem kalten Pfeifenrohr sog, und daß er die modulationsreiche, mild gedämpfte Stimme mehr als einmal zu gewaltiger Kraft steigerte. Als wir, wunderbar bewegt, endlich an den vergessenen Aufbruch und Abschied dachten, wandte er sich plötzlich noch einmal zu mir und sagte ein wenig zögernd: „Sie haben mir Ihr Gedicht ‚Jerusalem' geschickt, ich habe es gelesen. Sie beherrschen die Sprache recht ungewöhnlich. Und auch sonst — in der Beschreibung vom Tempelbrand und in dem Psalm, da ist etwas!" Er wünschte Dräseke und mir gute Nacht, und wir gingen davon. Mir aber klang sein Urteil nach, und ich war weit davon entfernt, mir an seinem milden Lobe genügen zu lassen. Die unausgesprochne Kritik hatte ich ihm, während er

sprach, von der klaren Stirn und aus den dunkeln, auf mich gerichteten Augen gelesen, er fand das Gedicht zu rhetorisch und deskriptiv und vermißte den echt epischen Ton. Das Nachdenken über den Sinn seiner wenigen Worte wurde mir fruchtbar; ich erfuhr übrigens nur, was alle jüngern Männer, denen Otto Ludwig ernstliche Teilnahme gönnte, mit ihm erlebt haben. Er wußte wie wenige durch die einfachsten Winke, durch ein plötzliches Licht, in das er Tun und Lassen des andern rückte, die stärkste Nachwirkung zu erreichen; ohne daß ein scharfes Wort fiel, empfing man den Eindruck schärfster Bestimmtheit der Forderung und des Urteils; wer überhaupt ein künstlerisches Gewissen hatte, dem wurde es sicher durch Ludwig geweckt. — So oft ich in den folgenden Jahren an seine Tür klopfte, so oft ging ich mit dem Gefühl innerlicher Bereicherung wieder von dannen. Alles, was er sprach und oft nur leise andeutete, quoll aus der Tiefe des Lebens, nichts erschien unbedeutend oder gehaltlos. Ich konnte damals, in den letzten fünfziger und ersten sechziger Jahren, nicht ahnen, daß mir über ein Vierteljahrhundert später vergönnt sein würde, das Lebensbild des Dichters zu zeichnen, aber so eindrucksvoll, so charakteristisch war jede Begegnung, jede Unterredung, so gut ließ sich jede im Herzen und im Gedächtnis bewahren, daß mir viele Jahre später aus Briefen und Tagebuchblättern doch immer das unvergeßliche mächtige Haupt lebendig hervorschaute und die gewinnende Stimme wieder herausklang. Ich besuchte Ludwig zuletzt, als ich im Sommer 1862 von Jena aus, wo ich damals meinen Studien oblag, zur Feier des großen Festes zu Ehren Julius Schnorrs von Carolsfeld, das im Park von Siebeneichen stattfand, auf einige Wochen nach Dresden gekommen war. Ich mußte dem Dichter, der damals schon schwer leidend war, und den ich im Gärtchen vor seinem Hause im

Lehnstuhl traf, von den Vorbereitungen viel erzählen, die die jüngere Künstlerwelt, und darunter mehr als einen seiner jüngern Freunde, in große Bewegung versetzten. Er kannte den Schauplatz, auf dem das von mir gedichtete allegorische Festspiel in Szene gehen sollte, aus seinen Meißner Tagen genau, freute sich unsers entschlossenen Eifers, unterdrückte aber schließlich die Bemerkung nicht: „Das heißt nun Ehre und Dank der Welt! Da hat der alte Meister zehn Jahre seines Lebens aufgewandt, um die Bilderbibel zu vollenden, und nun muß er euch jungen Leuten noch einen Tag herhalten, damit ihr euern Spaß habt.“ Ich erwiderte ihm zwar mit großem Feuer, daß wir nichts wollten, als ein lebendiges, weithin sichtbares Zeugnis unsrer Verehrung ablegen, aber ich hatte die bestimmte Empfindung, daß es unmöglich sein würde, ein Ludwigfest zu feiern, auch wenn der vor mir sitzende kranke Mann ganz gesund wäre und alle seine begonnenen Schöpfungen vollendet hätte. — Als ich im Herbst 1864 nach Dresden zurückkehrte, war Ludwig schon so leidend, daß er nur selten Besuche annehmen konnte, und so sah ich ihn erst auf dem Totenbette am Morgen vor seiner Bestattung wieder. —

Um die gleiche Zeit, um die meine persönlichen Erinnerungen an Otto Ludwig anheben, lernten ihn trotz seiner Zurückhaltung auch andre näher kennen, denn für gewisse Überzeugungen stand der Dichter der „Makkabäer“ im Mittelpunkte der lebendigen und emporstrebenden Literatur. Der Sommer von 1853 brachte Ludwig eine Freude, die mit seinen Heimat- und Jugenderinnerungen zusammenhing. Sein alter Ambrosius, der Eisfelder Amtsregistrator, hatte sich auf den Weg gemacht, um sich persönlich von der Lage seines ehemaligen Schülers und vom Wohlbefinden seines Patchens (Ludwigs Erstgebornem) zu überzeugen. Er wurde mit Jubel bewillkommt, und Ludwig zeigte ihm

nach Kräften persönlich die Kunstschätze und Herrlichkeiten Dresdens und fühlte sich durch ihn noch einmal versucht, an eine wenigstens zeitweilige Rückkehr nach Eisfeld zu denken. — Ein ganz andrer Besuch fand sich im September ein, und über diesen berichtete Ludwig an den inzwischen längst heimgekehrten Ambrunn: „Nicht zu vergessen, daß Liszt aus Weimar Heydrich und mich in Loschwitz besucht hat. Tags darauf waren wir bei einem Herrn Pohl (dem Musikschriftsteller Richard Pohl), einem seiner Verehrer in Dresden, wo wir nebst noch zwei intimern Freunden Liszt und den alten berühmten Geigenvirtuosen Lipinski fanden. Hier spielte Liszt uns einiges. Einige Tage später war er wieder hier in Loschwitz und spielte auf Heydrichs altem Kasten. Ich wünschte dich zu uns, ich glaube kaum, daß es je wieder einen solchen Klavierspieler geben wird. In Dresden hat er nicht weiter gespielt, als bloß vor uns.“ (An Ambrunn, Loschwitz, 24. September 1853.)

Im Oktober 1853 bezog Ludwig die schon mehrerwähnte Dresdner Stadtwohnung Äußere Rampische (jetzt Pillnitzer) Straße 35, die den Vorteil großer Stille und eines zwischen dem Haupthaus und dem vom Dichter bewohnten Gartenhaus gelegnen Gartens darbot. In dieser Wohnung wurde ihm 1854 sein zweiter Sohn Reinhold geboren, dessen Pate Moritz Heydrich war. In ihr entstanden die letzten Schöpfungen, deren Vollendung Ludwig von seinem dunkeln Geschick gegönnt wurde, sie war die Werkstatt voll angehauener Blöcke, die Entstehungsstätte einer so gewaltigen Reihe begonnener, nur zum Teil ausgeführter, selbst in ihrer Unfertigkeit geheimnisvoll anziehender und imponierender Werke, wie die deutsche Literatur keine zweite aufzuweisen hat.

Im Winter von 1853 auf 1854 begann Ludwig zunächst die thüringische Erzählung „Die Heiterethei“

zu entwerfen, die er dann im Sommer 1854 unter fortgesetztem freundschaftlichem Ermahnen und Drängen Auerbachs zu Ende führte. Es waren Heimaterinnerungen aller Art, die bei der Komposition und Ausführung dieser Erzählung aus lange verborgen und gleichsam erstickt gewesenen Quellen über ihn hinrieselten und strömten, und in denen er sich der alten Lust des Detaillierens um so unbefangner überließ, als die plötzliche Befreiung von den strengen Forderungen des Dramas wie berauschend auf ihn wirkte. Die Geschichte der Heiterethei und des Holderfritz, eines einfachen, schönen Menschenpaares, das halb durch den angebornen Trotz braver, tüchtiger und vollsaftiger Naturen, halb durch den kleinstädtischen Klatsch auseinander gehalten wird, wirkt in all ihrer Breite doch nicht ermüdend, weil die Hunderte der Einzelzüge, die den Fluß der Erzählung aufhalten, vom goldensten Gemüt erhellt werden. Der „höchste Aufwand von psychologischer und ethnographischer Treue", den H. v. Treitschke in seiner Charakteristik Ludwigs der Geschichte, die er dürftig schilt, zum Vorwurf macht, schloß doch die volle und echte Künstlerarbeit ein, durch die alles in Fleisch und Blut lebendig geschauter Gestalten verwandelt wird. Ludwig lag nichts ferner, als der Dorfgeschichtenmode zu huldigen, aber er hatte die Empfindung, daß es der Poesie nicht unwürdig sei, verschwindende Sitten und Zustände, in denen zweifellos manches Stück Menschenschicksal befangen und beschlossen war, noch einmal abzuspiegeln und festzuhalten. Auerbach, der vergebens zuerst die Cottasche Buchhandlung für den Verlag der Ludwigschen Erzählung zu interessieren suchte, vermittelte den Ankauf der fertigen Novelle bei dem Verleger der „Kölnischen Zeitung", in deren Feuilleton die „Heiterethei" vom Neujahr 1855 an zum Abdruck gelangen sollte. Es war immerhin ein Entschluß der Zeitung,

der ihr Ehre machte, denn eine Feuilletonerzählung im Sinne der meisten Redaktionen und Leser war die Thüringer Geschichte wahrlich nicht.

Wie wenig Ludwig selbst sein eigenstes Bedürfnis nach dem Schönen und nach dem Charakteristischen in der humoristischen Erzählung befriedigt hatte, verrät ein ausgeführtes Planheft zu „König Darnley“ aus dem Juni 1854. Wären die Forderungen des Lebens an den Dichter, der jetzt sein kleines Vermögen nahezu erschöpft hatte, nicht allzu dringend gewesen, so würde er versucht haben, an dem genannten dramatischen Plan, seiner Maria Stuart, festzuhalten. Da er aber aus Erfahrung wußte, welche Kluft bei ihm den ersten feurigen Anlauf und die völlige bühnenmäßige Ausgestaltung trennte, so legte er den Plan nach einigen Monaten wieder beiseite (obschon ihn die Gestalten der Schottenkönige Darnleys und Bothwells bis in die letzte Zeit seines Lebens umschwebten und gelegentlich Gestaltung heischend heimsuchten) und gab dem wohlgemeinten Drängen Auerbachs, den von verschiednen Seiten an ihn gestellten Aufforderungen zu Erzählungen nach. Die „Heiterethei“ erhielt ihr Widerspiel in der humoristischen Novelle „Aus dem Regen in die Traufe“, die Ludwig Laistner viele Jahre später bei ihrem Abdruck im „Neuen Deutschen Novellenschatz“ die „in sich vollendetste und gattungsmäßigste von Ludwigs novellistischen Arbeiten“ nannte; im Verlauf des Jahres 1855 aber gelang Ludwig Entwurf, Ausführung und Abschluß seiner großen tragischen Novelle „Zwischen Himmel und Erde“, die weiten Lebenskreisen die Krone aller seiner Schöpfungen geblieben ist.

Die in ihrer Art einzig dastehende Erzählung Ludwigs sollte dem Dichter nicht nur den am weitesten reichenden und nachhaltigsten Erfolg bringen, sondern auch ebenso der Gegenstand eines leidenschaftlichen

Enthusiasmus wie einer gereizten Polemik werden. Während sich die unbefangnen und einigermaßen ernsten Leser der tiefen und erschütternden Dichtung willig dem Eindruck der eigenartigen Erfindung, der meisterhaften Charakterdarstellung in den Gestalten der ungleichen Brüder, des blinden Vaters der beiden und der von ängstlicher Gewissenhaftigkeit und frecher Gewissenlosigkeit um die Wette geopferten Christiane überließen, stritten die naturalistisch Gestimmten mit einer Art Fanatismus für die Äußerlichkeiten der Erzählung, die genauen Schilderungen des Schieferdeckergewerbes und die Haarschraube des Federchensuchers Apollonius, und empörten sich umgekehrt die angeblichen Vertreter des alten Idealismus der deutschen Literatur gegen die Ausmalung der Zurüstungen auf Dach und Turm der Kirche und gegen einen Helden, der im Augenblick, wo die innerlich heiß Geliebte in seine Arme sinkt, von der dunkeln Vorstellung ergriffen wird, als könnte er ein Tintenfaß über Wäsche oder ein wertvolles Papier gießen. Auch die Genießenden und den ganzen mächtigen Gehalt der Dichtung Erkennenden empfanden den Druck der Enge, in die so gewaltige Leidenschaften zusammengepreßt sind, und spürten etwas vom Grauen des Alpensteigers, dem die starren Felswände immer drohender über das Haupt wachsen, während sich der Abgrund zu seinen Füßen bergetief öffnet. Doch wer hätte leugnen können, daß das Leben solche Konflikte einschließt, wer in Abrede stellen mögen, daß der gewagte Stoff dem Dichter Anlaß gegeben hatte, die volle Energie seiner Leidenschaftsergründung, die Tiefe und Wärme seiner Belebung des Einfachen und Unscheinbaren, die nur ihm gehörige Erhabenheit im Schlichten zu entfalten? Paul Heyse, dem niemand weder Mangel an Schönheitssinn vorrücken noch feines Gefühl für das psychologisch Mögliche absprechen wird, schrieb (München, 3. De-

zember 1856) an Ludwig: „Ich habe nun doch darauf verzichten müssen, teuerster Herr Ludwig, Sie in diesem Sommer von Angesicht kennen zu lernen. — Es ist mir herzlich leid, daß ich es nicht zwingen konnte. Wie wenig von dem, was ich Ihrer Novelle verdanke, wird Ihnen aus diesen Zeilen entgegensehen. Und doch war sie in der Stille unsers märkischen Idylls wochenlang unser Gespräch und verleidete uns außer den Seldwylern alles andre, was sich für Roman oder Novelle ausgeben wollte. Ich habe Ihnen damals über manches Einzelne schreiben wollen. Da ich aber die Vormittage an meiner Esse stand und Verse schmiedete und die Nachmittage verrauchte, verschlief, vertat — ohne sie darum im mindesten ‚dreifach zu verachten' —, so blieb zum Glück keine Zeit, Ihnen und mir mit nichtsnutzigen kleinen Bemerkungen lästig zu fallen. Ein Gefühl, das unsern Frauen bei aller herrlichen Größe des Werkes, die sie nicht genug anstaunen konnten, zu schaffen machte — und wahrscheinlich teilen sie es mit den meisten ihres Geschlechts —, hatte mich nicht von fern angewandelt. Daß der Held Ihrer Geschichte sein Geschick zu erfüllen hat und eine absolute, menschliche, ideale Entwicklung des Verhältnisses über die Grenzen seiner Natur hinausgegangen sein würde, war mir außer allem Zweifel. Darum aber schien mir Ihre Dichtung eine so echte und ganze Novelle. — Ich kann mich noch jetzt, wenn ich der Höhepunkte Ihres Werkes gedenke, sogar physisch auf die Erschütterung zurückbesinnen, mit der mich das wunderbare Schicksal anrührte. Wie Orgelmusik, in welche sich vom Chor herunter Posaunen mischen, durchdröhnte mich's feierlich und gewaltsam und melodisch zugleich. Dergleichen ist wohl in Prosa nie erschaffen worden."

Daß auch Naturen, die das Geheimnis der Ludwigschen Subjektivität nicht mit Künstlersinn zu deuten wußten, von der Erzählung „Zwischen Himmel und

Erde" ähnlich ergriffen wurden, dafür ließen sich mannigfaltige Zeugnisse beibringen. Ich erinnere mich eines Abends, an dem mir Otto Ludwigs wackrer Freund, der Rektor Klee in Dresden, von der Aufnahme des Buches in seinem Hause erzählte. Bei ihm lebte noch seine alte Mutter, die schon seit Jahren wenig mehr und fast nie etwas Neues las. Auf das Drängen des Sohnes entschloß sie sich, die „Schieferdeckergeschichte" zu lesen, und sie, die alte Frau, die sich sonst an wenigen Seiten genügen ließ, durchlas in stundenlangem Schweigen, empfindlich gegen die leiseste Störung, das Werk. Und als sie geendet hatte, sagte sie dem Sohne, wie aus einem tiefen Traume auffahrend: „Das ist aber seltsam. Die Erzählung ist doch etwas ganz andres — aber ich bin so ergriffen gewesen, als damals, wo ich zum erstenmal den Werther Goethes las." Mit untrüglichem Instinkt hatte die Greisin herausgefühlt, daß der geheimnisvolle Strom echten Lebensblutes, höchster poetischer Unmittelbarkeit, der aus der Wertherdichtung heraus die Herzen aller Leser geschwellt hatte, auch durch diese Kleinstadtgeschichte vom Thüringer Walde rann.

Ludwig selbst wäre der letzte gewesen, der eine unbegrenzte Verehrung für seine Dichtung in Anspruch genommen hätte. Er räumte brieflich und mündlich ein, daß das Schicksal des Apollonius das Schicksal des Übergewissenhaften sei, er gab zu, daß der Kern der Tragik dieses Lebens in der scheuen und kleinlichen Verschämtheit des Helden liege, die ihm im Anfang Christianen gegenüber den Mund schließt, dem Bruder Fritz den Betrug und frechen Seelenraub erst möglich macht; er meinte selbst, daß die trübe Resignation des Schlusses nicht für alle gelten könne und nur für Apollonius das sittlich Notwendige bleibe. Er hätte H. v. Treitschke nicht widersprochen, wenn dieser geltend machte, daß die dargestellten rein menschlichen

Empfindungen von kleinstädtisch konventionellen Begriffen durchsetzt seien. Gleichwohl hätte er erwidern dürfen, daß dieselbe Unfreiheit des Denkens und der Sitte, aus der heraus Apollonius den ethischen Konflikt löst, in den er gedrängt ist, das unwandelbare Geschick eines größern Teiles der Menschheit ist, und daß es schwere Bedenken hat, dem Dichter die warme Teilnahme und die gestaltende Freude just an diesem Teile untersagen zu wollen. Ludwig war nur zu geneigt, nachdem er sich theoretisch in das Wesen des Epischen vertieft hatte, den freien Zug und Fluß des Begebenheitlichen in seiner Meistererzählung zu vermissen und ihre dramatische Spannung und Gewalt als einen Fehler zu betrachten. Ohne Frage enthält „Zwischen Himmel und Erde" stärkere dramatische Elemente, als sie der rein epische Stil fordert, und ist es gewiß, daß die Szenen auf dem Turm, wo der alte Nettenmayer Fritz zum Sturz in die Tiefe nötigen will, und der letzte Zusammenstoß der Brüder so gut wie der entscheidende Bruch der Eheleute am Bett des toten Kindes gewaltig wirkende Teile einer bürgerlichen Tragödie sein würden. Da jedoch anderseits niemand im Ernst die Verwandlung der Erzählung in ein Drama, die theatralische Darstellung der innern Kämpfe des Apollonius und der erlösenden Tat im Gewittersturm fordern wird, so liegt in „Zwischen Himmel und Erde" einer jener Stoffe vor, die nicht rein in dem Begriff einer Gattung aufgehen. Wer mit uns der Meinung ist, daß, obschon der Dichter sich wohl hüten soll, die Grenzen unnötigerweise zu verrücken oder gemischte Wirkungen zu suchen, doch das Leben und die Poesie eher waren, als die poetischen Gattungen, und daß die Erweiterung einer Form, so oft sie aus dem unwiderstehlichen Drange echter Lebensdarstellung erwächst, nicht verneint werden darf, kann auch einer Schöpfung wie „Zwischen Himmel

und Erde" weder das Lebensrecht noch den Kunstwert absprechen.

Die rasche Abkehr Ludwigs von seiner Erzählung, die trotz ihres tragischen Stoffes, ihrer düstern Grundfärbung und ihres trüben Ausganges ungewöhnliches Glück machte und zwei Jahre nach ihrer ersten Veröffentlichung (Frankfurt a. M., 1858) bereits in zweiter Auflage erscheinen konnte, in die meisten europäischen Sprachen übersetzt wurde, wurzelte nicht bloß in der tiefen Bescheidenheit des wahren Künstlers, der das Beste, was er getan hat, für nichts erachtet dem gegenüber, was noch zu tun bleibt; nicht bloß in dem Wunsche, zu seinen eigentlichen Aufgaben, den dramatischen, zurückzukehren, sondern auch in den frühesten Wirkungen seiner Shakespearestudien. Es war nicht eine Redensart, wenn er schon 1853 an Eduard Devrient schrieb, daß die erneute kritische Beschäftigung seine Ansprüche an sich selbst bis zum Schwindeln erhöht hätte. Er ließ die Zuversicht nicht fahren, daß er über kurz oder lang allen diesen Ansprüchen mit lebendigen Schöpfungen genügen könnte, aber er empfand eine innere Notwendigkeit, sich ungeachtet der Einnahmequelle, die ihm die Novellistik durch Auerbachs freundschaftlichen Beistand und durch den ungeahnten Erfolg der Erzählung „Zwischen Himmel und Erde" eröffnet hatte, ganz wieder auf das dramatische Gebiet zu beschränken. Ludwig konnte jetzt im Sommer 1856 um so weniger ahnen, daß das letztgenannte Werk auch die letzte seiner abgeschlossenen Schöpfungen bleiben sollte, als er um diese Zeit noch entschlossen war, die kritischen Studien, die ihn mehr und mehr zu fesseln begannen, neben der schöpferischen Tätigkeit zu betreiben. Am 28. März 1856 war er vom Kabinettssekretariat des Königs Max von Bayern benachrichtigt worden, daß ihm der kunstsinnige Fürst auf ein Jahr ein Stipendium von siebenhundert Gulden (vierhundert

Talern) verliehen habe, das er vom 1. April an beziehen sollte. Offenbar hatten Ludwigs einflußreiche Freunde, Geibel zumal, dem König davon gesprochen, daß der Dichter mit einer dramatischen Gestaltung der Geschichte der Agnes Bernauer beschäftigt sei, von der man sich Außerordentliches versprechen dürfte, und an deren Vollendung Ludwig durch materielle Sorgen behindert würde. Der König, der sich für die von Hebbel (1852) unternommene Bearbeitung dieses tragischen Stoffes lebhaft interessiert und später die Aufführung von Melchior Meyrs „Herzog Albrecht“ angeordnet hatte, ohne seine Erwartungen von beiden Werken erfüllt zu sehen, knüpfte in Gedanken die Entschließung seiner Hilfe für Otto Ludwig allzusehr an die Ausführung gerade des Werkes, von dem man ihm gesprochen hatte. Ludwig fühlte bei dem Gedanken an materielle Sorglosigkeit seine Schwingen wachsen; mit der Nachricht von der königlichen Pension zugleich schrieb er (1. April 1856) an Heydrich: „Es scheint, mein ganzer Dichtdrang ist wieder aufgewacht. Und der ist notwendig, mich über die Kluft, die zwischen Theorie und Praxis, zwischen Kritik und Schaffen befestigt ist, wieder zurückzuflügeln und mir den Abstraktions- und Reflexionsstaub abzuwaschen, der mir fingerdick auf den Flügeln liegt.“ Doch so mutig er begonnen hatte, so zuversichtlich er noch ein paar Monate später war, „eine Insel der Poesie in sich zu entdecken, die die Zeit und andre Dinge verschüttet hatten“, so hemmten zwei Umstände die wirkliche Vollendung des abermals neu entworfnen und in Angriff genommenen Dramas. Zuerst wurde es der Dichtung verhängnisvoll, daß dem Dichter im Überreichtum seiner Phantasie zwei ganz verschiedne Gestaltungen des Stoffes, zwei in Empfindung, Anschauung, Handlungsführung und Charakterdarstellung gegensätzliche Dramen aufgingen, denen nur die eine Tatsache der Ehe des

Herzogssohnes mit der Baderstochter gemeinsam war. Um die Gestalt der Agnes aus der bloß rührenden Figur der Volksballade in eine tragische Heldin zu verwandeln, gedachte der Dichter seinem „Engel von Augsburg" einen Kern von Eitelkeit und Ehrgeiz zu geben, aus dem die Schuld mit überwältigender Gewalt aufsprießen und den frevelnd rasch geschlossenen Bund zerstören mußte, wofür sich Ludwig wiederum zwei Möglichkeiten mit erschreckender Deutlichkeit und bis in die kleinsten Züge darstellten. Er führte die überreich detaillierte, jedes Motiv durch ein neues Motiv noch stützende Handlung (die durch das bedenkliche Spiel mit dem Zauberspiegel, zu dem sich Agnes in der Exposition verleiten läßt, und das Gegenspiel der Isotta, dem komplizierten Intrigenstück verzweifelt nahegerückt, und nur durch die Tiefe der Leidenschaft und die Lebensfülle in den Hauptcharakteren wieder darüber erhoben wird) bis zum dritten Akte durch, ohne die Stimme in sich selbst, die nach der einfachen, dem Stoff allein gemäßen Behandlung als Liebestragödie rief, völlig zum Schweigen bringen zu können. Sodann wurde der Dichter im Herbst 1856 von einem neuen Krankheitsanfall, einem Vorboten des spätern schweren Leidens heimgesucht, der ihn in der Arbeit an seiner Tragödie unterbrach. Und so wenig er daran dachte, sie aufzugeben, die Unterbrechung vielmehr wie eine „in ein Außending umgesetzte Gewissensmahnung" aufnahm, so war er doch für den Augenblick unfähig, sich sofort in eine neue, innerlich gleichwohl schon vollbrachte Umdichtung des ganzen Dramas hinüber zu schwingen.

Auch jetzt noch drängte es ihn, sich über seine Studien, die ihn durch Wochen und Monate fesselten, mit frischer poetischer Tat empor zu heben. Dem Jahre 1857 gehören zwei der eigentümlichsten und vielverheißendsten dramatischen Pläne Ludwigs an,

die innerliche Gestaltung des Trauerspiels „Genoveva", der neben den umfangreichen Planheften ein höchst lebendiges und farbenreiches Bruchstück von seelischer Tiefe und kräftigem Leben entstammte, und die groß-angelegte ebenso leidenschaftlich gespannte wie farben-reiche Tragödie „Marino Falieri", deren ausgeführte mächtige Anfänge das tiefste Bedauern wecken, daß Ludwig auch diese nicht weiterzuführen vermochte, nach-dem in ihrer Gestaltung eine Unterbrechung durch Krankheit eingetreten war. Dies wiederholte aus der begonnenen Ausarbeitung einer Dichtung mit einem schmerzlichen Ruck Herausgeschleudertwerden erzeugte bei Ludwig die Vorstellung, daß er sich in Besitz einer so sichern, so unfehlbaren Technik, eines so einfachen, nie versagenden dramatisch-theatralischen Apparats setzen müßte, daß es ihm in Zukunft nicht schwer fallen könnte, in den Pausen verhältnismäßiger Gesundheit und Kraft je ein dramatisches Werk im raschesten Zuge auszuführen. Die nächste Folge dieser Vorstellung war es, daß in den folgenden Jahren, den letzten, in denen der Dichter eine längere Reihe gesunder, glück-licher Tage sah, die Shakespearestudien wieder in den Vordergrund seines Denkens und seiner Arbeit traten. Die Vertiefung in die Kunst Shakespeares sollte dem ernsten hochstrebenden Dichter der Gegenwart den Schlüssel zum Geheimnis ganzer und unfehlbarer dra-matischer Wirkung gewinnen helfen. Mit täglich wach-sendem Vertrauen auf die heilende und fruchtbringende Kraft dieser Studien überließ er sich ihnen nicht aus-schließlich, aber monatelang; in grüblerischem Nach-sinnen, in unablässiger Lektüre der Shakespearischen Dramen; in tagebuchartigen Niederschriften verfolgte er einen Weg, an dessen Ende er ein lichtes Ziel, eine völlige Erneuerung, eine Wiedergeburt seines dichte-rischen Menschen winken sah, wie er an Emanuel Geibel schrieb:

„Der Willkür des falschen Idealismus zu entfliehen war ich dem Naturalismus in die Hände geraten. Die großen Mängel meiner frühern Versuche schrieben sich von einem Fehler her, in den ich geraten war, um einem andern zu entgehen. Natürlich, daß ich, sobald ich jene Fehler erkannte, sie zu vermeiden strebte. Ich sah aber bald ein, daß mir dies nicht gelingen würde, ehe ich nicht die Ursache derselben entfernt hätte. Da diese nun als bereits in die innerste Natur meines poetischen Erfindens und Schaffens übergegangen sich erwies, blieb mir nur die Wahl, in meinem alten Irrwege fortzugehen, der, wie ich wohl begriff, endlich aus aller Poesie in die gemeinste Wirklichkeit führen mußte, oder meine ganze Natur zu revolutionieren. Die letztere Partie zu ergreifen war aber nur dann möglich, wenn ich eine längere Pause in der Produktion machen durfte. Ich darf auch wohl sagen, daß ich mit Energie den Prozeß der Wiedergeburt begann und in seinem Verfolge mir weder Trägheit noch Mangel an Ausdauer vorzuwerfen habe, denn die mannigfachen Störungen durch Kränklichkeit zu verhindern hing nicht von meiner Willkür ab.“

An Julian Schmidt, an Rektor Julius Klee, an G. Freytag, an alle Freunde, mit denen er dauernd oder ab und zu in Briefwechsel stand, selbst an seinen alten Ambrunn in Eisfeld teilte er die Hoffnungen mit, die ihn in diesen ersten Jahren erfüllten und in längern Zwischenräumen auch in der spätern Leidenszeit wieder aufflammten. Zum Eingang des Jahres 1858 glaubte er die „Hauptresultate seiner Studien“ schon in dem tapfern Zuruf an sich selbst zusammenfassen zu können: „Fort mit allem Raffinierten, Intriganten, mit allen falschen Reizen in den Kombinationen. Das Populäre im höchsten Sinne angestrebt; das Älteste, Gewöhnlichste, das, was immer geschieht, ohne künstliche Beleuchtung von einem reflektierten

Standpunkt aus, ein geschlossener Typus; das Älteste, Gewöhnlichste, aber mit einer sinnlichen Klarheit, einer Energie und Lebendigkeit, mit einer Mannigfaltigkeit in den dialogischen Wendungen, und typischer Individualität, in einer künstlerischen Wirklichkeit, d. i. poetischen Wahrheit und Überzeugendheit der Erscheinung, in einer rührenden — ungemachten — Naivität und einfachen Größe, bei aller Kraft in Darstellung der Leidenschaft, sodaß das Alte neu wird, wunderbar neu, und doch das Alte bleibt, das alle kennen, für das jeder in sich selbst den Maßstab hat." Man erkennt leicht, wie ungebrochen damals noch sein Verlangen nach dichterischer Wirkung war.

Leider begann sich um den Ausgang der fünfziger Jahre der Lebenshorizont unsers Dichters mit immer dichtern, den hellen Lebensmut verdunkelnden Wolken zu umziehen. In seinem häuslichen Leben, das bei der Beschränkung des mäßigen Weltverkehrs, den er bis zu Ausgang der fünfziger Jahre unterhielt, mehr und mehr zu seinem ganzen Dasein wurde, fühlte er sich völlig befriedigt und glücklich. Noch im letzten Briefe, den er an K. Schaller richtete, durfte er ausrufen: „Tausend Grüße von meiner Frau, die in Gesundheit unverändert, an Seelengüte und allen häuslichen Tugenden fortwährend wächst und mir trotz Sorge und körperlichen Schmerzen, die nicht klein, das Wort ermöglicht, daß ich nicht glaube, es könne jemand glücklicher sein als ich." Zu seinen schon kräftig und frisch heranwachsenden Knaben hatte sich, nachdem ein 1856 gebornes, Alma getauftes Mädchen ihm und seiner Gattin schon nach wenigen Monaten wieder entrissen worden war, 1858 wieder ein Töchterchen gesellt, die den Namen einer der rührendsten und lieblichsten, dem Sinne Ludwigs und dem Grundton seiner Natur innerlichst verwandten Shakespearischen Frauengestalten, Cordelia, erhielt, und deren Taufpaten Gustav

Freytag und Frau Therese, Eduard Devrients Gattin, wurden. Mit inniger Freude nahm Ludwig wahr, daß seine Kinder die Gesundheit der Mutter als Lebensmitgabe erhalten hatten, und in treuherziger, innerlicher Teilnahme belauschte er die Spiele, die kindlichen geistigen Regungen seiner „Teufelchen", wie er sie wohl scherzend nannte. Er verlor den Ernst und den pädagogischen Takt, der ihm angeboren war, und den er im Verkehr mit so manchen Erwachsenen unablässig betätigte, den eignen Kindern gegenüber nicht. Aber wer ihn mit seinen Kleinen sah, empfand doch, daß der warme Odem weicher Zärtlichkeit für die Seinen die Seele des starken Mannes durchdrang, und alle, die ihn so zuerst kennen lernten, bewahrten die Einzelheiten davon wie einen Gewinn des eignen Lebens. Wer ihn kannte, der pries, wie Julian Schmidt, das Gemüt, die Augen und die Gesundheit der Seele, die dem Dichter die Augen für jeden Quell der Freude offen hielten, auch wenn er viel entbehrte. In der Tat drückten neben dem wachsenden körperlichen Leiden schwere Lebenssorgen, Sorgen, die der Hinblick auf seine so fröhlich gedeihende Familie nicht mindern konnte, auf den Dichter. Die bayrische Pension war nicht über das Jahr hinaus erstreckt worden, auf das sie ursprünglich gewährt worden war. Auch wenn Ludwig nicht in die Shakespearestudien gebannt, in ihnen gefangen gewesen wäre, so hätte er jetzt längst erkennen müssen, daß seine Art des Dichtens, seine Forderungen an sich selbst jenen literarischen Erwerb, der die Sicherheit seines eignen Daseins und die Zukunft seiner Familie verbürgt hätte, schlechthin ausschlossen. Die Erzählung „Zwischen Himmel und Erde", die erfolgreichste aller seiner Arbeiten, hatte ihm doch nur wenige hundert Taler eingebracht. Am Ende des Jahres 1858 sah er sich genötigt, sich des so lange festgehaltnen, mit seinen Erinnerungen und mit dem be-

scheidnen Selbstgefühl, doch einen Fleck Erde sein zu nennen, verknüpften Besitztums, seines Gartens in Eisfeld, zu entäußern. Sein alter Schul- und Spielkamerad Johannes Recknagel, der ihn wie jeder Eisfelder, der nach Dresden kam, im Jahre 1857 besucht hatte („Johannes Recknagel und sein Bruder Wilhelm besuchten mich am 24., waren am 25. zum Essen bei uns; ich gab ihnen neben einem Bilde für Johannes eins für Ambrunn, eins für Burckhardt und eins für den alten Forstkommissär Dressel mit." O. Ludwigs Hauskalender von 1857), war der glückliche Erwerber des Gartens, auf dem schon längst, durch das Bedürfnis des Dichters und seines Haushalts veranlaßt, mancherlei Lasten ruhten. Für Ludwig war es ein tiefer Schnitt ins Leben, daß er das Grundstück, das er freilich seit nun sechzehn Jahren nur im Traum mit Augen erblickt hatte, dessen Bild sich aber mit tausend geheimen Fäden aus seinem frühern in sein gegenwärtiges Dasein hinüberspann, fortan missen sollte. Die wenigen tausend Gulden, die ihm der Garten brachte, der letzte Rest seines Vermögens, konnten voraussichtlich die Sorge nur eine gewisse Zeit von der Schwelle des Dichters fernhalten, und Ludwig hoffte um so zuversichtlicher, daß ihm in dieser Zeit gelingen würde, ein großes Drama zu vollenden, als sich eben jetzt mitten zwischen den Shakespearestudien der poetische Trieb in seinem Blute mit Macht wieder zu regen begann, und er Mut faßte, noch einmal, ein letztes mal die Bernauertragödie zu beginnen und auszugestalten. Und diesmal sollte es dem innersten Wesen und Sinn der Volksüberlieferung, dem eigentlichen Kern der ganzen Bernauergeschichte entsprechend wiederum eine verwegne Liebestragödie werden, die Darstellung und der tragische Ausgang „einer waghalsigen Liebe, deren süße Frucht am Rande einer Schlucht gepflückt wird", die Liebe zweier heißblütiger Menschen,

„die sich gegen den Weltwillen verbinden, aber an ihm scheitern, denen die Gefahr den Liebesmut zum Trotz erhebt", sollte es die Darstellung einer frevelhaften aber schönen Liebe auf dem Hintergrunde einer heißblütigen Zeit voll sinnlicher Kraft und gewaltiger Leidenschaft werden. In voller Reife war der Dichter zu dem Gefühl und der Anschauung zurückgekehrt, die ihn in früher Jugendzeit mit einer gewissen Beseligung erfüllt hatte. Wer den allein abgeschlossenen ersten Akt dieser letzten Gestaltung mit dem immerhin genialen und farbenreichen Fragment von 1856 vergleicht, dem bleibt kein Zweifel, daß sich die mächtig regende Phantasie dem Dichter den rechten Weg wies, und daß einzelne Wendungen und Ausdrücke, in denen das allzu ausschließliche Studium Shakespeares zutage trat, leicht zu beseitigen gewesen wären.

Die Geselligkeitsansprüche Ludwigs waren zu allen Zeiten beschränkt gewesen, sie minderten sich in den Jahren zwischen 1854 und 1858 immer ersichtlicher. Immer seltener wurden in seinen Schreib- und Hauskalendern die Eintragungen, daß er mit seiner Frau ein Konzert im Großen Garten oder auf der Brühlschen Terrasse gehört habe, in stets weitern Abständen wurde der Besuch einzelner Opernaufführungen (Mozarts „Don Juan", Dezember 1854; „Die Entführung aus dem Serail", März 1856) verzeichnet. Nur schwer gewann sich's der Dichter ab, einen Abend außer seinem Hause zuzubringen; Einzeichnungen wie die vom 28. Februar 1856 „mit Frau und Kindern Auerbachs Geburtstag auf der Terrasse gefeiert", vom 9. Oktober des gleichen Jahres „den Abend bei Gonnes gewesen" oder gar wie die vom 3. Januar 1858 „zur Vorlesung ‚der Vielgeschäftigen Holbergs' durch Heydrich auf der Saloppe bis morgens gegen 2 Uhr gewesen. Professor Richter dagewesen" stechen gegen den gewöhnlichen Verlauf seiner stillen arbeitsvollen Tage entschieden ab.

Das erfreuliche Beisammensein mit Ludwig Richter führte zur Übersendung eines Exemplars der „Thüringer Naturen“ an den Künstler und zu einem Abendessen mit diesem am 5. März des gleichen Jahres bei Richters Schwiegersohn, dem Holzschneider Gaber. Besuche konnte Ludwig zu dieser Zeit noch unbeschränkt annehmen, und sie fehlten um so weniger, als der Ruf des Dichters seit dem Erscheinen und dem großen Erfolg der Erzählung „Zwischen Himmel und Erde“ beständig im Wachsen war.

Im Sommer von 1859 nahm das Leben des Dichters noch einmal einen frohern und wechselreichern Aufschwung. Das Gastspiel der genialen Wiener Tragödin Julie Rettich, die nicht versäumte, die Bekanntschaft des Dichters der „Makkabäer“ zu suchen, führte Ludwig wiederholt ins Dresdner Hoftheater, die Gespräche mit der bedeutenden Frau wirkten erfrischend und anregend, und so wenig Ludwig den Enthusiasmus der Wiener Hofschauspielerin für Friedrich Halm teilen konnte und mochte, so empfand er die poetische Tiefe, die gewaltige Darstellungskraft der Künstlerin in ihren Gesprächen. Sie konnte ihm berichten, daß am Wiener Burgtheater die Wiederaufnahme seiner beiden Trauerspiele, des „Erbförsters“ und der „Makkabäer“, bevorstehe, sie konnte, was wenige Zeit später auch durch ihren jungen, für Ludwig leidenschaftlich erglühten und begeisterten Kollegen Josef Lewinsky geschah, im Namen Laubes die Bitte an Ludwig richten, dem Burgtheater bald ein neues fertiges Werk aus seiner Feder zur Darstellung anzuvertrauen. Damals durfte Ludwig im Nachklang der erlebten frohen Tage und mancher neuerweckten Hoffnung an Ambrunn berichten: „Für mich scheint sich in nicht zu weiter Ferne endlich eine heitere Aussicht in die Zukunft zu eröffnen. Darüber schreibe ich Dir bald mehr. Werde mir nicht krank; bleibe jung, lieber Ambroß,

denn wir müssen noch sehr vergnügt miteinander sein. Ich freue mich schon auf meine künftigen Arbeiten; ich bin wie eine rechte Mausekatze, die, wenn sie recht Mäuse fangen soll, nicht durch den Hunger, sondern durch einen gewissen Übermut getrieben werden muß. Alle Arbeit läßt sich erzwingen und kann durch Anstrengung geraten, nur nicht die Art Arbeit, die schlecht ist, wenn sie Anstrengung verrät, die nur, indem sie des Arbeitenden Heiterkeit und Behagen widerstrahlt, gut sein kann." (An Ambrunn, Dresden, 18. Oktober 1859.) In jenen Tagen und unter dem frischen Eindruck der günstigen Nachrichten, die er über die Aufführungen des „Erbförsters" (am 29. September) und der „Makkabäer" (am 15. Oktober) erhielt, gestand der sich niemals Überschätzende sich dennoch ein: „Ich habe Grund, überzeugt zu sein, daß ich nun nach gewissenhaften Studien weiß, was zu einem gesunden und tüchtigen Drama gehört, und auch des Könnens, nicht allein des Wissens sicher zu sein. Nur ein Blick auf zwei oder drei Jahre völliger Sorglosigkeit, und einige Tragödien sollten sich aufbauen, deren sich meine Nation und Zeit nicht zu schämen haben sollte. Ich sehe eine ganze Welt von Erfindung und Gestalten, die ich zwingen könnte, wenn ich von dem niederhaltenden Gewichte befreit wieder in den Flug käme. Ich glaube, es wäre noch nicht zu spät." (Ludwigs Hauskalender für 1859.)

Niemand, dem das Herz für die Größe und Würde der deutschen Litteratur warm schlägt, und vollends niemand, der Otto Ludwig in der Geschichte seines Lebens kennen gelernt und erkannt hat, wird eine Niederschrift wie diese ohne ein Gefühl tiefer Trauer lesen. Es bleibt eine jener Unbegreiflichkeiten, für die man umsonst nach einer Erklärung sucht, daß es den zahlreichen und einflußreichen Freunden des Dichters nicht gelang, seine bescheidnen Wünsche nach mäßiger

Sicherung seines Daseins, nach sorgenloser Entwicklung zu erfüllen. Wieder und wieder fragt man sich, ob es unter der ganzen Zahl der kunstsinnigen deutschen Fürsten keinen gab, der dem Dichter durch ein Jahrgehalt die so heiß ersehnte Unabhängigkeit des Geistes und das heitere Gleichmaß der Tage gewähren konnte, das er trotz Krankheit und innern Kämpfen gewonnen haben würde, wäre er nur von den äußern Bedrängnissen seines Lebens befreit worden. Wenn Dichterpensionen je einen Zweck und Sinn gehabt haben, so hätte dem Schöpfer der „Makkabäer" und der unvergänglichen Erzählung „Zwischen Himmel und Erde" eine solche zuteil werden und zugute kommen müssen; auch nur ein vollendetes, abgeschlossenes Werk Ludwigs hätte die Verleihung reich aufgewogen. Bei den bescheidnen, auf das Notwendigste beschränkten Ansprüchen des Dichters und seiner Familie an das Leben würden wenige hundert Taler jährlich, in einer Form dargeboten, die den berechtigten Stolz Ludwigs geehrt und sein Zögern in der Ausführung und Vollendung seiner dramatischen Pläne angespornt hätte, hingereicht haben, das letzte Jahrzehnt des Dichters zu erhellen und zu erquicken. Selbst wenn sich Ludwigs eigne Empfindung getäuscht und die sein Leben wie sein Schaffen bedrängende Krankheit keine frische Entfaltung, keine endgültige Gestaltung der Schöpfungen mehr zugelassen hätte, die seine reiche Phantasie fort und fort erzeugte, so hätte er schon mit dem bis dahin Geleisteten die Ehre und die Hilfe eines solchen Jahrgehalts wohl verdient gehabt. Es läßt sich nicht sagen, daß es in engern Kreisen an Verständnis für den Wert des Mannes und des Talents, an menschlich warmer Teilnahme für die Lage des Dichters gefehlt hätte. Vor allen Berthold Auerbach, Gustav Freytag und Julian Schmidt bemühten sich angelegentlich, Ludwig ein regelmäßiges Einkommen zu sichern. Die eben ins

Leben tretende Schillerstiftung und die Tiedgestiftung beeiferten sich, aus ihren damals noch schmalen und beschränkten Mitteln dem Dichter ihren Beistand zu bieten. Auch der große, vom Prinzregenten und nachmaligen König Wilhelm von Preußen gestiftete Schillerpreis wurde Ludwig 1868 nachträglich für seine „Makkabäer“ zuteil. Schützte dies alles den Bedrängten vor der schlimmsten Not und den härtesten Entbehrungen, so kamen diese Beihilfen doch anfänglich zu unregelmäßig, waren zu unzulänglich, um ihren eigensten Zweck zu erreichen und ihn wirklich vor den dunkeln Gespenstern der Lebenssorgen zu bewahren. In Ludwigs Gestirnen stand es leider geschrieben, daß er auch in der härtesten Lebensprüfung die stille Größe seiner Natur und die makellose Reinheit seines Charakters erweisen sollte.

Leiden und Scheiden

Seit dem Beginn und namentlich seit dem Ausgang des Jahres 1860 wurden die Krankheitsanfälle, denen Ludwig auch in den glücklichsten Jahren seines Lebens nur allzu häufig ausgesetzt gewesen war, nicht nur häufiger, sondern verwandelten sich in einen dauernden Zustand des Leidens, der der Familie wie den Freunden des Dichters Anlaß zu Bekümmernissen und ernsten Befürchtungen gab. Hielt Ludwig selbst die Hoffnung aufrecht, wenn nicht völlig gesund zu werden, doch arbeitsfähig und lebensfrisch in seinem Sinne zu bleiben („Die Schmerzen haben mich viel gehemmt, aber sie haben mich auch viel gefördert, sie haben mich genötigt, was von moralischer Kraft in mir ist, zusammennehmen zu lernen; sie haben mir gezeigt, daß alles Glück ist, was man dazu macht, und daß die besitzenswerteste Kunst die ist, die das vermag!"), flößten einzelne Wochen und Monate entschiedner Besserung auch seiner besorgten Umgebung wieder frohere Zuversicht ein, und blieb während der fünf letzten Leidensjahre die geistige Klarheit und Frische, die milde, ernste Ruhe des Kranken immer gleich bewundrungswürdig, so war es doch im ganzen überschaut ein erschütternder, das tiefste Mitleid erweckender Zerstörungsprozeß, dem die Natur des Dichters nach wenig mehr als einem Lustrum erlag. Die Krankheit zeigte gleich ihren frühern Vorboten ein

wunderlich wechselndes Gesicht und behielt vom ersten bis zum letzten Tage entschieden etwas Rätselhaftes. Ludwigs Arzt Dr. Ayrer in Dresden erstattete darüber bald nach dem Tode des Dichters (im „Dresdner Journal" 1865, Nr. 79) einen Bericht, von dem ein Teil auch in der biographischen Skizze Heydrichs (Nachlaßschriften, Bd. 1, S. 118) mitgeteilt worden ist, und aus dem zunächst hervorging, daß Ludwig erst im Mai 1862 ärztliche Hilfe („aus mangelndem Vertrauen in den Erfolg ärztlicher Leistungen") in Anspruch genommen hatte. „Er klagte damals über unerträgliche Schmerzen, welche plötzlich eingetreten waren und sich auf die Gegend beschränkten, die der Lage der Leber entspricht, und mit Schwellung derselben sich kombinierten. Ähnliche, doch keineswegs von gleicher Intensität begleitete Anfälle hatte Ludwig schon öfter gehabt. — Es war die Krankheit, die unter dem Namen Skorbut bekannt, bei Ludwig mit allen ihren Symptomen in intensiver Weise auftrat. Große Blutaustritte, durch sie bedingt, in der Umgebung der Gelenke, vornehmlich der Fußgelenke, und in ihnen selbst machten die Bewegung unmöglich. Da dieser Zustand häufig als Lähmung bezeichnet wurde, hatte damals die irrige Meinung Fuß gefaßt und hat sich auch nach seinem Tode noch verbreitet, er leide an einer Rückenmarksaffektion. Ganz allmählich nahmen zwar die charakteristischen Zeichen dieser Krankheit ab, kehrte auch infolge der Resorption der Blutflüssigkeit die Beweglichkeit der Glieder zurück, doch unter augenscheinlich fortschreitendem Siechtum des Körpers und nur um neuen Leiden Platz zu machen. In bunter Aufeinanderfolge traten die mannigfachsten, zwar momentan nicht lebensgefährlichen, doch quälenden Leiden ein, so zwar, daß mit der Besserung des einen schon das Herannahen des andern bemerkt wurde. Er äußerte deshalb in unter diesen Umständen wunderbar

humoristischer Weise, ‚daß sich seine Krankheit in den Schwanz beiße.‘ — Meine Ansicht, daß er an Gallensteinen leide, wiewohl die Diagnose bei dem Fehlen einzelner, fast stets bei dieser Krankheit sich einstellender Erscheinungen nicht als völlig gesichert anzusehen war, wurde durch die vielen bei der Sektion in den größern Gallenwegen der Leber und im Parenchym der Leber vorgefundnen Gallensteine bestätigt. Am ältesten ist die Gallensteinerkrankung; mit ihrem Auftreten im Organe der Leber geht häufig mangelhafte Beschaffenheit des Blutes Hand in Hand. Hieraus erklären sich leicht die Erscheinungen des Skorbut. Ebenso stehen nicht unwahrscheinlich die rheumatischen Leiden mit der ersten Affektion in innerm Zusammenhange, die ihm jedenfalls die quälendsten Stunden seines Lebens verursachten. Am heftigsten entwickelte sich der Rheumatismus am linken Kniegelenke, das bald bis zum doppelten Umfang anschwoll. Nicht allein, daß jede, auch die geringste passive Bewegung, ja Berührung des kranken Körpergliedes plötzliche, mit Zuckungen des Körpers verbundne Nervenschmerzen hervorrief, auch ohne nachweisbare Ursache erschienen dieselben und tagelang in intensivster Weise und in nur durch kurze Pausen unterbrochnen Anfällen. — Lange noch, wie diese akuten Erscheinungen ihre Kraft verloren, schilderte er das ihm so entsetzliche Gefühl, seine Gliedmaßen als ihm nicht angehörige, von ihm getrennte Objekte betrachten zu müssen. Dieser Zustand war ihm deshalb so fürchterlich, weil, wie er sagte, mit ihm das Aufhören des ‚Menschseins‘ beginne. Zu einer Zeit war Ludwig durch eine Entzündung des Herzbeutels, eine Krankheit, die häufig Begleiterin der rheumatischen Affektion ist, in Lebensgefahr. Während dieser Periode und der folgenden, welche einen fortschreitenden Verfall der Körperkräfte zeigte, war Ludwig im allgemeinen arbeitsunfähig, nur momentan hatte er

Schaffungskraft; ja es mußten sogar längere Besuche seiner Freunde, längere Gespräche beschränkt werden, da eigentümliche nervöse Aufregungen ihnen stets folgten. Keineswegs äußerte er sich in kleinmütigen Klagen über seine Leiden, vielmehr wird mir die Energie Ludwigs stets unvergeßlich bleiben, jahrelang einen Zustand ohne Murren zu ertragen, in welchem unter unsäglichen Schmerzen die Herrschaft über den Körper geschwunden, das Bewußtsein aber klar war, daß der rege Geist durch die Reaktion körperlicher Krankheit zunehmend getrübt werden mußte. — Während das unbedeutendste Leiden eines seiner Familienglieder ihm die quälendsten Nächte bereitete, fügte er sich geduldig seinem trüben Lose. Diese Energie schöpfte er nicht allein aus seiner ihm natürlichen geistigen Stärke, sondern auch aus seiner echten, im reinsten Herzen wohnenden Frömmigkeit, die so oft und so schön aus seinen Worten hervorleuchtete."

Der Bericht des Dresdner Arztes gibt weder ein vollständiges Bild der Krankheit des Dichters, noch erklärt er die Folge geheimnisvoller und rätselhafter Erscheinungen, die im Verlauf der Jahre 1860 bis 1865 bei und an Ludwig sichtbar und fühlbar wurden. Doktor Ayrer fügte selbst dem schon mitgeteilten hinzu, daß im Laufe der Zeit „Kongestionen nach dem Kopfe, Verdauungsstörungen, Herznervenzufälle, Schmerzen infolge des fast bewegungslosen Liegens seines immer mehr abmagernden Körpers, katarrhalische Erscheinungen" eintraten, und bemerkte, daß ihm nicht entgangen sei, „daß ein nervös erregtes Leben des Geistes und Gemütes in einem männlich kräftig gebauten, doch unleugbar den Typus des Leidens tragenden Körper waltete".

An der Unzulänglichkeit und Unsicherheit jeder Krankheitsschilderung, an der Unmöglichkeit, „die schwere erbliche Belastung", die die Vertreter der

neueren Nervenpathologie aus der Geschichte von Ludwigs Anfällen, aus dem Vergleich seiner eignen Berichte über die Leipziger Leidenstage und der spätern Beobachtungen des Dresdner Hausarztes folgern, mit irgend welcher Zuverlässigkeit auf Vater, Mutter und Onkel oder gar auf Vorfahren zurückzuführen, über deren Gesundheitsumstände sich schlechthin nichts ergründen läßt, hat eine gewisse Kritik Anstoß genommen und den Mangel an „positiven brauchbaren Daten“ in Ludwigs Lebensgeschichte beklagt. Als ob die ganze geistige Entwicklung Schillers aus der Entwicklung seiner Lungentuberkulose hervorgegangen wäre und die heroische Schöpferkraft des Dichters samt ihren Zeugnissen gegenüber der Krankheitsgeschichte unwesentlich bleibe, ist auch in Otto Ludwigs Falle versucht worden, die Untersuchung und Erörterung seiner Krankheitszustände als die wesentlichste Aufgabe aller biographischen Forschung und kritischen Würdigung des Dichters hinzustellen. Gewiß hatten die körperlichen Leiden unsers Dichters Anteil an den Hemmungen und Trübungen seiner künstlerischen Schöpfungskraft und seines persönlichen Lebens. Aber sie sind nicht Ludwigs Leben, sie heben das Gewicht seines großen kraftvollen Strebens, seiner im innersten Kern gesunden Welt- und Kunstanschauung, seines Ringens und Gestaltens nicht auf, sie sind bis ans Ende mannhaft, echt heldisch bestanden und bis zum letzten Jahrfünft des Dichters siegreich überwunden worden. Die Lösung des Krankheitsrätsels, wenn sie überall möglich wäre, würde zur Charakteristik der Persönlichkeit und zur Erkenntnis ihrer geistigen Eigenart bei weitem nicht so viel beitragen, als die nachträglichen Diagnostiker der Nervenleiden Ludwigs meinen. Wenn z. B. Dr. J. Sadger, der „alle Symptome der erblichen Belastung in der geistigen Frühreife und Regsamkeit, bei nervösem Temperament, in den frühauftretenden Anwandlungen unerklärlichen Unwohl-

seins, in den Gesichts- und Gehörshalluzinationen, die bald eine dauernde Hyperästhesie (Überempfindlichkeit) der Gehörnerven zur Gefolgserscheinung hatten", zu erkennen meint, auf die Frage: „Was war dies für eine Krankheit, welche so seltsame und verschiedenartige Symptome zeugte, die ein ganzes Leben hindurch währte ohne jemals völlig zu schwinden aber auch ohne irgendwann lebensbedrohlich zu werden?" die Antwort erteilt: „Es gibt nur ein Leiden, auf das all diese Dinge passen: den Proteus unter den Krankheiten, die Hysterie, und mir gilt es als völlig ausgemacht, daß Otto Ludwig ein männlicher Hysteriker war; nur die Hysterie ist imstande, jenes ganze vielgestaltige Heer von Symptomen zu formen, die Hysterie allein stellt bei aller Schwere der Einzelerscheinungen eine so eminent gutartige Erkrankung vor, die Hysterie allein endlich erzeugt Krämpfe, Schlaflosigkeit, Überschwang des Empfindungslebens, vasomotorische Störungen, Hyperästhesien und gehäufte Halluzinationen verschiedner Sinnesorgane" (J. Sadger, „Das Krankheitsrätsel eines Dichters", Wiener Fremdenblatt Nr. 306, 1894), so muß es der ärztlichen Wissenschaft überlassen bleiben, die Begründung dieser Diagnose zu prüfen. Dem Laien stellt sich beim Rückblick auf die einander ablösenden Leiden Ludwigs ein nur zu häufiger Wechsel der ärztlichen Anschauungen vor Augen. Die schwere Erkältung des Dichters auf der ersten Fahrt nach Leipzig, die unzulängliche Ernährung während des Jahres 1839—1840 waren unter keinen Umständen ererbt und können gleichwohl weit nachwirkende Folgen gehabt haben. Was war nicht alles als Ursache der wiederkehrenden Krankheitserscheinungen angesehen worden: noch in Eisfeld, wo bald ein vernachlässigter Bruch, bald die gekrümmte Körperhaltung, die Folge seiner Kurzsichtigkeit war, in der Meißner Zeit, wo der Bandwurm als Krankheitserreger galt, im Jahre 1851,

wo Dr. Trinks das Übel nicht als „Hämorrhoiden“ sondern als „Wucherungen“ bezeichnete und mit einer halb- bis dreivierteljährigen Kur durch chirurgische Eingriffe und Blutegel zu beseitigen trachtete, früher und wiederum später, wo auffallende Gelenkschwellungen auf den landläufigen Gelenkrheumatismus zurückgeführt wurden.

Wie weit auch die nachträgliche wissenschaftliche Ergründung und Bestimmung des Leidens oder der Leiden des Dichters gelangen mag, über deren verhängnisvolle Wirkungen kann kein Zweifel obwalten. Während bis zum Ausgang der fünfziger Jahre Ludwig sich nach allen Anfällen und Niederlagen des Gefühls wiederkehrender Gesundheit erfreut und in gesteigerter neuer Tätigkeit Ersatz für jeden Zeitverlust gesucht hatte, ging mit dem Wachsen des letzten schweren physischen Leidens eine eigentümliche Wandlung der Psyche des Dichters vor. Wohl darf man schließlich sagen, daß sich nur Keime entwickelten, die im Menschen und Dichter längst ausgesät waren. Aber andre, die ihr Überwuchern seither gehindert hatten, erstarben unter dem Einfluß des Leidenszustandes.

Der rastlose Drang nach schöpferischer Betätigung seiner Kraft lag im Widerstreit mit der immer aufs neue schmerzvoll empfundnen Unmöglichkeit, sich diesem Drange unbekümmert zu überlassen. Wenn Ludwig am 30. Dezember 1860 an Heydrich melden mußte, daß seine Augen so unbrauchbar seien, daß er beim Lesen „die Wirkung des weißen Papiers nicht ertragen könne, welche die Buchstaben grün macht und übereinander steigen läßt“, wenn Auerbach ihn um Pfingsten 1863 schmerzlich resigniert sagen hörte: „Mein Unterleib verlangt Bewegung, meine Füße werden davon krank, und also geht's nicht“, und ihn in einem Zustande fand, bei dem er mit der rechten Hand gar

nichts halten konnte, „mit der linken höchstens ein Blatt Papier. Lesen kann er nicht, vorlesen lassen auch nicht, nichts als rauchen aus seiner langen auf dem Boden aufgestellten Pfeife" (Berthold Auerbachs Briefe an Jakob Auerbach, Band 1, Seite 260); wenn einzelne Besucher mitten im lebhaften Gespräch mit ihm schon aufs tiefste seine leibliche Hinfälligkeit schmerzlich empfanden, so waren das zunächst nur besonders ungünstige Momente, die von vielen bessern unterbrochen wurden. Bleibend aber war vom leidvollen Beginn bis zum erlösenden Ausgang dieser Leidensjahre die eigentümliche Erkrankung seines Nervenlebens, die keine andre geistige Fähigkeit aufzuheben schien als die Willenskraft, die an einer bestimmten Stelle einsetzen, abschließen und zu einem Ziel gelangen kann, bleibend der Bruch zwischen der Macht der Phantasie und der Ohnmacht des Arbeitsvermögens, bleibend auch die tief einsiedlerische Stimmung, die ihn selbst in den Wochen und Tagen, wo er allenfalls das Haus noch hätte verlassen und mit der Welt in Berührung treten können, in sein Zimmer und das Gärtchen vor seinem Hause bannte. Er selbst hielt sich überzeugt, daß veränderte klimatische Eindrücke, ein Aufenthalt in trockner, warmer, windfreier Gegend ihm wohltätig und förderlich sein würde, ohne zum Entschluß einer Veränderung des Aufenthalts zu kommen.

Noch 1860 besuchte er in langen Zwischenräumen eine Theatervorstellung oder ein Konzert, entzückte sich am seelenvollen Spiel Clara Schumanns, oder sah mit zweifelndem Erstaunen die wunderliche Umdeutung, die ein Schauspielvirtuose wie Bogumil Dawison mit Shakespeares charakteristischem Shylock vornahm. (In den „Shakespearestudien" schrieb er darüber: „Gesehen Dawisons Shylock. Eine fast edle tragische Gestalt ohne Jüdeln. Wie er die Rolle zu tief, nahmen die andern ihre zu flach, wodurch alle

Haltung verloren ging.") Nach 1862 setzte er kaum je den Fuß über die Pforte des Hauses hinaus, in dem er wohnte.

Nur die Nächststehenden seiner zahlreichen Besucher, die auch an schmerzvollen Tagen und solange es irgend anging, Zutritt zu ihm fanden, wußten um 1861 und 1862 schon, wie krank Ludwig war. Viele andre konnten sich bei der wunderbaren Frische seines Geistes, der Vielseitigkeit seiner Teilnahme an allen höchsten und tiefsten Fragen der Kunst, bei dem Reiz, der ungeminderten Schlagkraft, dem Ausdrucksreichtum seiner Gespräche noch jahrelang über seinen Zustand täuschen. Das Bedürfnis des Dichters, sich über diesen zu erheben, gab ihm eine Stärke, angesichts deren Fremde und Fernstehende unbedingt darauf vertrauten, daß Ludwig nach vorübergehenden Leiden in neuer Gesundheit und Schaffenskraft erstehen werde. Im eingehenden Gespräch mit ältern und jüngern Freunden vergaß er nicht nur selbst, was ihm die Schwingen lähmte, er machte es auch andre vergessen. Berthold Auerbach in seinen Briefen an seinen Vetter Jakob, Josef Lewinsky in den pietätvoll aufgezeichneten und später veröffentlichten „Gesprächen mit Otto Ludwig" haben davon Zeugnis abgelegt; ein deutliches Bild, wie die endliche Welt mit ihrer Unzulänglichkeit und Qual vor dem Unendlichen, das in seiner Anschauung und Seele lebte, zurücktreten mußte, gewähren auch die Erinnerungen des Dr. Hermann Lücke — gegenwärtig Professor der neuern Kunstgeschichte an der Technischen Hochschule und Kunstakademie zu Dresden —, der seit dem Anfang der sechziger Jahre zu dem kleinen Kreise jüngerer Künstler und Gelehrten gehörte, der sich den ältern unverändert treuen Freunden Ludwigs angeschlossen hatte, und zu dem unter andern die Maler Leonhard Gey und Ernst Schaller (der talentvolle, leider früh geschiedne Sohn von Lud-

wigs Jugendfreund Karl Schaller) gerechnet werden müssen. Professor Dr. Lücke berichtet:

„Während meiner Studienzeit in Leipzig war unter dem tiefen Eindruck der Dichtungen Otto Ludwigs der Wunsch auf das lebhafteste in mir rege geworden, den Dichter persönlich kennen zu lernen. Die Erfüllung meines Wunsches verdankte ich meinem verehrten Lehrer Chr. Herm. Weiße, der Otto Ludwig befreundet war. Seit dem Frühjahr 1860 bis nahe an die Zeit von Ludwigs Tode war mir das Glück, mit ihm persönlich zu verkehren, vergönnt. Mit tiefster Dankbarkeit, mit dem Gefühl innerer Erhebung, aber auch mit tief schmerzlichen Empfindungen denke ich an diese Zeit zurück. Denn eine Zeit unsäglich schweren Leidens war für den edeln Dichter der größte Teil dieser letzten Jahre.

Unauslöschlich ist mir sein Bild in die Seele geprägt. In seiner ganzen Erscheinung lag etwas so Ungewöhnliches und Eigenartiges, daß jeder beim ersten Blick von ihr gefesselt ward: eine hohe, etwas gebeugte Gestalt, das große Haupt von langem, schwarzem Haar umrahmt, der Bart bis auf die Brust herabreichend, die Stirn über den ernsten tiefliegenden Augen hochgewölbt, trotz des Leidens beinahe faltenlos klar. Die Stimme hatte einen eigentümlich weichen, gedämpften Klang. Die tiefe Innerlichkeit seiner Natur gab sich in jedem seiner Worte zu empfinden.

Als ich ihn kennen lernte, gestattete ihm sein Leiden noch freie Bewegung; von Zeit zu Zeit konnte er noch kleine Spaziergänge unternehmen, auf denen ich ihn bisweilen begleitete. Später fesselte ihn die Krankheit immer häufiger ans Zimmer, in den letzten anderthalb Jahren vermochte er das Siechbett nicht mehr zu verlassen.

Auch in dieser letzten Passionszeit war er mit poetischen Plänen unausgesetzt beschäftigt. Eine Welt

von poetischen Gedanken trug er noch in sich, die ans Licht wollte. Wenn der Dämon der Krankheit ihm einige Zeit Ruhe ließ, da erhob sich seine schöpferische Kraft wohl plötzlich und staunenswert mächtig, da entquollen ihr Bilder von überraschendem Glanz und Töne von wundervoller Tiefe und Innigkeit. Manches von dem, was er in dieser letzten Zeit geschrieben hat — namentlich einige Stellen in dem dramatischen Fragment ‚Tiberius Gracchus‘ —, gehört ja zum Schönsten, was wir von seiner Hand besitzen. Alles aber blieb Bruchstück. Wer vermochte die innere Qual dieses edeln, mit dem hinsiechenden Körper vergeblich ringenden Geistes ganz nachzuempfinden. Er war noch so reich an großen Entwürfen, er hatte der Welt noch so viel zu sagen, und ihm war auferlegt, zu verstummen. Bewundrungswürdig war sein Dulden. Sein schwerstes und tiefstes Leiden hat er still in sich verschlossen; selten sprach er von seinem körperlichen Zustande; ein Wort der Klage habe ich nur einmal aus seinem Munde vernommen.

Schon lange bevor seine Krankheit in das letzte, gefährliche Stadium eintrat, waren seine Nerven so empfindlich und reizbar geworden, daß er, der musikalisch so Hochbegabte, auf das Anhören von Musik völlig verzichten mußte. Für diese Entsagung vermochte er sich freilich, wie er selbst sagte, schadlos zu halten. Er besaß die Partituren zu allen Mozartschen Opern, zur Bachschen Matthäus-Passion, zu Haydns und Beethovens Symphonien und zu zahlreichen andern Musikwerken. In den letzten Jahren waren sie auf einem Regal dicht an seiner Lagerstätte aufgestellt. Das Lesen der Partituren ersetzte ihm, wie er versicherte, fast vollkommen den Genuß einer orchestralen Aufführung. Noch in der letzten Zeit traf ich ihn mehrmals bei solcher Lektüre; von der auf seinem Bette liegenden Partitur aufblickend, sagte er

lächelnd, er habe sich soeben ein schönes Konzert veranstaltet.

Mit der schlichtesten Liebenswürdigkeit war er jederzeit, wenn sein Zustand nur einigermaßen erträglich war, bereit und geneigt, im Gespräche sich mitzuteilen. Immer und sofort wendete er die Unterhaltung auf Gegenstände von ernster Bedeutung. Bisweilen sprach er zögernd, stockend, nach dem rechten Wort suchend; dann folgte in der Regel plötzlich ein Ausdruck von schlagender, glänzender Bildlichkeit, der den Gegenstand, um den es sich handelte, in überraschendes Licht stellte. In der Zeit meiner ersten Besuche beschäftigten ihn vornehmlich die Shakespearestudien; manches Gespräch hatte nur Shakespeare zum Inhalt. Der Stil der großen Tragödie war damals das Ziel, auf das Ludwig sein ganzes Denken und Dichten gerichtet hatte; an Shakespeare strebte er die künstlerischen Gesetze dieses Stils zu ergründen. Mit besondrer Vorliebe, in immer neuen geistreichen Wendungen, kam er in der Unterhaltung auf Shakespeares staunenswerte Kunst im poetischen Ausdruck der Affekte und Leidenschaften zu sprechen; in der Wirklichkeit äußere sich der Affekt in der höchsten Steigerung eigentlich nur in Interjektionen; Shakespeare mache den Affekt auch in solchen Momenten beredt, und bewundrungswürdig sei, wie die poetische Sprache, in die er den Naturlaut übersetze, so völlig den Klang, die Färbung des Naturlauts behalte; die verschiedenartige Bewegung der Affekte spiegle sich selbst im Rhythmus des Verses. In dem ersten Monolog Hamlets bewege sich der Vers stoßweise, in kurzen Intervallen, wie das Atmen des Seufzenden. Von sich selbst sagte Ludwig, er sei im Ausdrucke des Affekts früher häufig zu naturalistisch lakonisch gewesen. Dieser Lakonismus wirke beklemmend, während jene poetische Beredsamkeit, indem sie zur Mitleidenschaft hinreiße, zugleich eine befreiende

auf geneigt war, einsam und auf sich selbst zurückgezogen zu leben. Mit der Natur und der ganzen Außenwelt stand dieser uomo singolare, wie die Italiener der Renaissance ihn genannt haben würden, in einem — man möchte sagen — geheimnisvoll innigen Verkehr; ein wunderbar inniges ‚Mitleben mit und an allen Dingen‘, wie es Jakob Burkhardt an einem großen Meister der bildenden Künste rühmt, war die Quelle, aus der das intensive Leben seiner dichterischen Schöpfungen floß. — Von den Eindrücken seiner Jugendzeit in der thüringischen Heimat sagte er, sie seien ihm eine Fundgrube von dichterischen Motiven, die sich nicht ausschöpfen lasse. Bisweilen — es ist das öfters bemerkt worden — hat man bei Ludwigs Dichtungen den Eindruck, als wolle die Macht der Empfindung, die wie ein heißer Strom in ihnen pulsiert, die künstlerische Form gleichsam zersprengen. So mächtig seine Gestaltungskraft war, bisweilen scheint es, als habe er seine eigne Empfindung und die Geschöpfe seiner Phantasie nicht mit voller künstlerischer Freiheit zu beherrschen vermocht. Schiller bemerkt einmal in einem Briefe an Goethe, daß die Isoliertheit und Eingeschlossenheit der Existenz, die dichterischen Naturen den Ernst, die Tiefe und Innigkeit der Empfindung bewahre, sie nicht selten hindre, zu einer vollen Freiheit und Ruhe der künstlerischen Gestaltung zu gelangen. Vielleicht darf man sagen, daß auch Ludwigs dichterisches Schicksal von Anfang an auf ähnliche Weise bedingt war.“ —

Hermann Lückes Aufzeichnungen spiegeln treu den Eindruck, den die mit Ludwig näher Verkehrenden auch in dessen Leidensjahren fort und fort empfingen. Nur selten getrübte Klarheit des Geistes, männliche, klaglose Ergebung in ein Geschick, von dem Julian Schmidt mit allem Recht sagen mochte, daß „der gute Weltgeist mit Ludwigs Gliedmaßen abgeschmackte Ex-

perimente vorgenommen habe", und unablässige geistige Arbeit, so lange, ja oft länger als ein Widerstand gegen die Wucht körperlicher Schmerzen und Ermattung möglich war, blieben die Mittel, durch die sich der Dichter als eine lebendige, in ihrem verengten Kreise mächtig wirksame Persönlichkeit aufrecht erhielt. Als geistige Arbeit nahmen die Shakespearestudien um so mehr von Ludwigs Zeit und vom Rest seiner Kraft Besitz, als die eigentümliche Art, in der er sie betrieb, sich mit den wechselnden Zuständen seines kranken Körpers und mit den längern Unterbrechungen, zu denen er gezwungen war, am ehesten vereinigen ließen. Die Niederschriften, die er schon im Jahre 1855 begonnen und von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr fortgesetzt hatte, wuchsen im letzten Lustrum seines Lebens unablässig an, und so oft er auch jetzt noch den Vorsatz faßte, sie mit der schaffenden Tätigkeit zu vertauschen, so emsig er Seiten auf Seiten in den kritischen Betrachtungen der Studien selbst oder neben ihnen, in besondern Planheften, mit detaillierten Entwürfen künftiger dramatischer Werke in immer enger und gedrängter werdender Handschrift bedeckte, so entzog er sich damit dem dämonischen Einfluß einer ihn beherrschenden krankhaften Vorstellung je länger um so weniger. Nicht das war das Ängstliche bei diesen unablässig erneuerten Bemühungen, daß sich dem Dichter die Wertverhältnisse aller andern Dichtungen gegenüber Shakespeares gewaltiger Kunst verrückten, daß er vielleicht nur darum oder doch mit darum Gervinus Buch über Shakespeare so hoch pries, weil dieser in ähnlicher Einseitigkeit befangen war — was Ludwig an Genuß und Erkenntnis andrer Dichter verlor, gewann er vielleicht doppelt an Genuß und Erkenntnis Shakespeares. Auch das Bedenken war gering anzuschlagen, daß er bei dem rastlosen Umwandeln des britischen Dichterkolosses auf Seitenpfade geriet, die nicht seine

eigensten Wege waren, und daß er uns gelegentlich „durch einen Erklärungsversuch befremdet, der eine fertige historisch-philologische Bildung verlangt, also der Intuition des Künstlers allein nicht gelingen kann". (H. v. Treitschke, Aufsätze, Bd. 1, S. 455.) Das wäre doch immer nur ein Mangel der „Shakespearestudien" gewesen, der vor der Veröffentlichung beseitigt, oder wenn nicht beseitigt, erörtert werden mochte. Die krankhafte Vorstellung lag darin, daß sich Ludwig mit jeder neuen Einsicht in die Kompositionsgeheimnisse Shakespeares gedrungen fühlte, eine neue Umwälzung seines eignen poetischen Menschen vorzunehmen, daß ihm unter dem Gewicht der grüblerischen Reflexion über Shakespeare und seine Vollendung zuzeiten die einfache Wahrheit entschwand, daß auch im kunstvollendetsten und mustergültigsten Dichter ein flüchtiges und flüssiges Element, ein subjektives Etwas bleibt, das wohl empfunden und genossen, aber in keine ästhetische und dramaturgische Formel gebannt werden kann, das sich der greifbaren und praktischen Verwertung entzieht. Wenn irgendwo, so machten sich die Wirkungen der Krankheit in der an Eigensinn grenzenden Beharrlichkeit geltend, mit der von Vierteljahr zu Vierteljahr der kranke Dichter zu seinen Shakespearestudien zurückgriff und immer aufs neue erwartete, den Zielpunkt für diese Studien zu finden, der natürlich immer weiter hinausrückte und noch in grauer Ferne lag, als der Sterbende die letzten Blätter mit kaum leserlichen Untersuchungen über die Skala von Vorstellung, Gefühl, Bewegungsdrang und Handlung bei Shakespeare oder über die Cäsuren der Shakespearischen Verse bedeckte. Die ohnehin zu starke Neigung Ludwigs zur Selbstbeobachtung, zur kritischen Belaurung seiner schöpferischen Regungen wurde durch die Beschäftigung mit den Shakespearestudien und den in jedem Augenblick wachen Vergleich der erst in der Phantasie entstan-

denen und noch nicht verkörperten Werke mit Shakespeares Dichtungen sehr wesentlich gesteigert.

Der einsame Denker glich zuletzt in seinem Verhältnis zu Shakespeare einem Bergmanne, der bis in die letzten Tiefen, die erschlossen und erschließbar sind, hinabgestiegen, ganz wohl weiß, daß er den Glutkern der Erde nicht erreichen noch erspähen kann, der aber ein geheimes Gelüst, auch dies zu versuchen, nicht überwinden will. Bei jeder neuen Ausfahrt bringt er noch kostbares Metall zutage, das er unbefriedigt um sich her häuft; aber alsbald treibt es ihn wieder hinab, den unmöglichen Versuch zu erneuern. Man darf wohl sagen, daß diese grüblerische Lust mit dem Wachsen der Krankheit ebenfalls wuchs, was freilich nicht hinderte, daß Ludwig an einzelnen Tagen die ganze Gefahr, die daraus hervorging, vollkommen erkannte und in einzelnen Monaten mit der Macht seiner Phantasie den übermächtig gewordnen Reflexionstrieb vollständig besiegte. Zu Anfang der sechziger Jahre faßte er den Plan, sich durch eine Redaktion und Veröffentlichung der Hauptgedankenzüge und der Hauptresultate seiner tagebuchartigen und ungeordneten Niederschriften von ihnen zu erlösen; da aber auch diese Arbeit eine längere schmerzensfreie Zeit erfordert hätte, als ihm damals zuteil wurde, so unterblieb auch dies, und Ludwig versenkte sich immer von neuem in seine Forschungen und Betrachtungen, die, ihm unbewußt, sogar die Färbung seiner Gesundheitsumstände annahmen. Fühlte sich der Leidende einigermaßen frischer und freier, so durchdrang der ursprüngliche Gedanke die Shakespearestudien, daß sie Hilfsmittel und Handhaben seiner künstlerischen Selbstbildung werden sollten; überwältigte den Dichter das Bewußtsein seines aussichtslosen Siechtums, so deuchte ihn wohl gegenüber der Herrlichkeit und staunenswerten Vollendung des

Shakespearischen Dramas alles eigne Schaffen, namentlich in so ungünstiger Zeit, der helle Überfluß. Doch ist es bezeichnend ebensowohl für die unverwüstliche Macht des schöpferischen Triebes in Ludwig wie für die Klarheit, zu der sich sein Geist immer wieder durchrang, daß sich noch in den letzten beiden Leidensjahren schöpferische Anläufe zwischen die immer grüblerischer und unlösbarer werdenden Fragen drängten, die dem rastlos sinnenden Kranken aus jeder neuen Lektüre des „Othello“ oder „Coriolan“ hervorquollen.

Der objektive Wert der „Shakespearestudien“, die Fülle der in ihnen aufgespeicherten genialen Erkenntnisse und tiefreichenden Beobachtungen wird durch die schmerzliche Einsicht nicht gemindert, daß sie für den Dichter persönlich nicht erfüllten, was er ursprünglich von ihnen gehofft hatte. Denn für gewisse Geister und Bildungsrichtungen stehen die kritischen Untersuchungen und Offenbarungen Ludwigs selbst höher als seine dichterischen Schöpfungen. Ein Ehrenplatz in der dramaturgischen und ästhetischen Literatur mußte ihnen bei ihrer ersten Veröffentlichung sofort eingeräumt und wird ihnen nie wieder bestritten werden. Wenn Ludwig in spätern Jahren selbst Hoffnungen für seine Familie auf diese geistige Hinterlassenschaft setzte, so täuschte er sich wahrlich nicht über den Reichtum ihres Inhalts, sondern allein über die Empfänglichkeit weiter Kreise für diese wunderbaren Zeugnisse tiefsten Künstlerernstes und schöpferischer Kritik.

Am Ausgang der fünfziger Jahre und noch um 1860 und 1861 war der Dichter noch weit entfernt von der Ahnung, daß sich die Shakespearestudien zu einer völligen Umgarnung nicht sowohl seiner poetischen Phantasie — die sich reicher und regsamer als je zuvor zeigte — auch nicht seines menschenschaffen-

den Vermögens — noch immer sah er die Gestalten in überzeugender Deutlichkeit, in charakteristischen Zügen ihr Seelenleben spiegelnd — als vielmehr der Fähigkeit zum Ausbau und Abschluß seiner Erfindungen auswachsen sollten. In einem Briefkonzept an Julian Schmidt betonte Ludwig noch: „Über Lessing hätte ich Ihnen so viel zu sagen, Ihr letzter Brief regte so viel Gedanken in mir auf; über der Bemühung, das schriftlich zu erledigen, traf mich mein alter Stern oder Unstern, daß mir die Gedanken zu Gefühlen und Gestalten wurden und statt Auseinandersetzungen Novellen- und Dramenpläne auf das Papier kamen und die Masse der unfertigen Geschöpfe, die mein Bett umlagernd allnächtlich Leben verlangen, ins entsetzliche vermehrten. — Ihre Ausführung über das Thema, ob unreife Bildung berechtigt sei, als tragisches Motiv aufzutreten, hat mich unendlich angeregt, was ich aber darüber gedacht, ist mir ebenfalls zu einem Dramenplan geworden, als ich es zu Papier bringen wollte.“ — Der gleichen Zeit, in der er trotz der unablässigen Versenkung in die Dramen Shakespeares, die ihm zur Selbstkenntnis, zur Offenbarung und Beherrschung aller Geheimnisse poetisch-dramatischer Komposition verhelfen sollte, neue Dramen schaute, gehören auch mancherlei nichtdramatische Vorsätze und große Entwürfe an, von denen keiner vielleicht so bezeichnend für des erkrankten Dichters mächtiges Wollen, für die Zuversicht erscheint, die er in sich trug, durch die Lebensfülle des Einzelnen, die Wärme, die schlichte Kraft der Beseelung einen weitgespannten Plan, der mehr als ein Jahrtausend von Entwicklung und Erlebnis in sich einschließen sollte, zu einheitlicher Wirkung zu bewältigen, als der Entwurf zu einem großen Nationalgedicht. Dieser Traum, dem er sich monatelang hingab, knüpfte an einen Traum der Leipziger Jugendzeit an (vgl. S. 115), wurde aber

jetzt gewaltig erweitert und ist eines der interessantesten Zeugnisse dafür, daß der produktive Drang des Dichters sich gegen das Prokrustesbett einer in allen Fällen maßgebenden Form oder vielmehr Formel, zu dem die Shakespearestudien zu werden drohten, instinktiv sträubte.

„Jetzt (schreibt Ludwig im Oktober 1860), da ich, von Schmerzen im Leibe, dann vom Reißen im Kopfe, für ernste Tätigkeit unfähig gemacht, in dem ‚malerischen Deutschland‘ blättere (Thüringen, Franken, Donauländer, zuletzt Rheinländer), taucht ein alter Gedanke, der schon meinen Kinderjahren angehört, und der mich nie völlig losgelassen, wiederum mit mächtiger Gewalt auf, der eines deutschen Nationalgedichtes. Früher, als der Drang am stärksten war, fehlte mir das Material dazu; dies wäre nun in dem malerischen Deutschland ziemlich vollständig geboten. Nun aber bin ich eigentlich zu alt — meine Kränklichkeit nicht gerechnet —, eine solche Arbeit zu beginnen. Die architektonische Anordnung erfordert Zeit, noch mehr die Ausführung eines solchen Werkes, das besser nicht als übereilt und stimmungslos unternommen wird. Schon die Wahl des Versmaßes ist so wesentlich und schwierig! Dann noch mehr Punkte der Behandlung. Ob naiv oder eingestanden als Kunstgedicht? Am besten beides zugleich; d. h. die eigentliche Handlung des Gedichtes naiv gehalten, die Überblicke deutscher Geschichte und Entwicklung, Ermahnung, Warnung &c. mehr rhetorisch. Das führte schon zur Wahl einer Versart, in welcher beides zusammengeht. Das Ganze darf nichts eigentlich Gelehrtes, in irgend einer Weise Ausschließliches erhalten, da es ein nationales Gedicht sein muß. Der Hexameter ist plastisch, aber nicht populär. Die achtzeilige Stanze — vielleicht auch die Terzine — bieten sich plastischen und musikalischen Wirkungen und sind zugleich, na-

mentlich die Ottaverime auch der Rhetorik günstig; die Majestät, in der solch ein Gedicht sich bewegen müßte, würde durch sie nichts weniger als erschwert. Nur wünschte man zu einem deutschen Nationalgedicht eine eigentlich deutsche Versart — wo dann freilich, wählte man auch die Nibelungenstrophe, jene rhetorischen Exkurse sich fremd und schwerfällig ausnehmen möchten. Und doch verbietet sich die rein naive, zu dem Maße stimmende Weise der Darstellung, nicht gerechnet, daß die Nibelungenstrophe wegen ihrer Kürze jene ideale Majestät, den weiten, reichen Faltenwurf, nicht erlauben und auf die Dauer durch zu ofte Wiederkehr langweilend eintönig werden müßte; denn dies Gedicht muß, um die beabsichtigte Wirkung zu erreichen, alle Ideen unsrer Zeit aufnehmen; sein Zweck ist eben so sehr und mehr noch ein rhetorischer als ein poetischer.

Die eigentliche Haupthandlung muß eine für diesen Zweck prägnante sein, eine weltgeschichtliche, in welche die Hauptwendungen deutscher Geschichte und Entwicklung, und zwar diejenigen, an welche sich Ruhm und Schande, Mahnung und Warnung am natürlichsten knüpft, als Episoden nach dem Assoziationsgesetze von Einstimmung und Kontrast, einschalten lassen. Des harmonischen Eindruckes willen muß die Tonika des Gedichtes Lob, Ruhm und Verherrlichung sein und Schmach und Warnung nur der heraushebende Schatten des Bildes; jenes Bild, dieses Gegenbild und Folie. Da auch die wahren Nationaltugenden verherrlicht werden müssen, bietet sich eine Menge größerer und kleinerer Episoden, aus Beispielen dieser Tugenden entwickelt, z. B. Friedrich der Siegreiche, Pfalzgraf und Kurfürst. Wenn auch Luther und andre dergleichen verdientermaßen gefeiert werden, die Idee der bürgerlichen Freiheit in jenen Frankfurtern rc., also Bildung, Freiheit, Huma-

nität, selbst Industrie, so ward all dies doch durch die nationale Idee beherrscht und darf seine besondre Bedeutung und Beleuchtung nur von jener nationalen Idee empfangen. Auch charakteristische Einzelzüge, z. B. der Lear im Bart(?), können Platz finden. Die Heldengestalten Deutschlands aller Art, mit physischen und geistigen Waffen, fänden Platz, keine irgend historische Stadt Deutschlands darf ohne gebührenden Ruhm bleiben, wozu dann irgend eine patriotische oder zu Deutschlands Ruhm gereichende Tat in deren Geschichte zu verwenden ist. Jeder Stand desgleichen, z. B. die Bäcker bei Gelegenheit Ludwigs des Bayern; keine malerische Gegend darf übergangen werden. Was an Einzelnen und Gesamtheiten vor allem gerühmt und in den Vordergrund gestellt, andern Verdiensten vorgezogen wird, ist jederzeit der Patriotismus. Immer prophetisch Himmel und Hölle vor die Augen gestellt als Deutschlands Zukunft, je nach dem Verhalten. Aber der Himmel als Hoffnung, d. h. eine neue deutsche Größe, die auch die Entfremdeten wieder gewinnen wird. Natürlich spielt Frankreich und Dänemark und nach ihnen alle Nachbarvölker eine Rolle; Lothringen, der Elsaß, Holstein-Schleswig, der fremde Einfluß 2c.

Als Knabe schon hatte ich die Ungarnschlacht Heinrichs des Finklers oder Ottos des Großen als Rahmen des Hauptvorgangs und als spielende Personen die Hauptstämme der deutschen Nation, jeden in seinem Spezialcharakter mir ausersehen; jedenfalls eine Reminiscenz der Armida im Tasso (den ich meinem kranken Onkel vorlesen mußte), war die Einmischung der Frau Venus, welche die deutschen Helden in ihren Berg lockt. Ein andrer Gedanke wäre vielleicht glücklicher. Wie Otto auf seinem Lager schlaflos aus Besorgnis zu Gott fleht, ihn zu nehmen und all das Seine, und Deutschland zu erhalten, da tritt

ein schöner Knabe vor sein Bett und winkt ihm zu folgen. Sie kommen in einen hohen Dom, den Otto nie in der Nähe gesehen, der Knabe verschwindet wie im Nebel von Weihrauch, der nebst wunderbarer Musik den Dom durchzieht, daß seine Säulen von der süßen Gewalt zittern, nicht geschreckt, sondern wie vor Wonne. Da erhebt sich ein wundervolles Riesenweib von seinem Thron und heißt Otto aufsehn. Der Nebel und Duft säumt sich wie am Morgen und fällt endlich an einer Stelle, wo eine der Städte, die er gegründet oder gefördert, wie ein lebend Bild ihre Phasen zeigt, ihr ursprüngliches Ansehen, ihr Wachsen und Verändern, wodurch ein ganz Stück deutscher Spezialgeschichte dargestellt wird, die großen Männer ꝛc. Dazu die Städte darum und was daran wichtig. Besonders der Rhein, Main ꝛc. Er will wissen, wie Straßburg dann aussehe, wie der Duft verschwindet, sieht er schwarzen Flor davor; das Weib beginnt zu weinen. Er will wissen, was das bedeute, und nun geht Straßburgs und damit des ganzen Elsaß Geschichte vor ihm sichtbar vorüber. Der gewaltige Mann weint vor Schmerz und Zorn und verflucht die Verursacher. Den Trostlosen zu trösten, kommt die Zukunft — d. h. die es für uns noch ist — Deutschlands. Wie das Ganze sich wieder hebt, wollen auch die Elsässer wieder Deutsche sein und werden es; ebenso zeigt sich Pommern (schwedisch) durch den glorifizierten Großen Kurfürsten befreit, dann Holstein-Schleswig, die nach deutscher Größe Verfall in Gefahr kommen; durch Einigung erhebt sich diese neu, und Holstein ist erhalten. In dieser Stimmung ist Otto voll Zuversicht. Er wird geweckt und meint erst, da er auf seinem Lager, ein Traum. Er fühlt aber, daß Deutschlands Größe und Dauer kein Traum sein müsse, wenn Deutschland sein Heil und seine Kraft erkennt, und so geht er in die Schlacht

mit Zuversicht und gewinnt sie, das Vorbild so vieler Befreiungsschlachten. Alle andre Größe, die nicht aus deutschem Patriotismus und Edelmut hervorgeht, wird relativ gerühmt, gezeigt, was solche Kraft für Deutschland vermöchte.

Auch kann die ganze Geschichte zugleich vorgehn; Otto fragt nach dem Einzelnen, den Namen zc. Den Vorgang selbst sieht er mit seinen Augen, teilweise das Weib — die Geschichte, von der Deutschland ein Liebling — sie hebt den Stab, und die Episode spielt, als wäre sie die Geschichte selbst, bis die ‚Geschichte‘ das Bild verdämmern und ein andres aufgehen läßt, während durch ihres Stabes Schwingen alles bewegungslos steht, bis sie geendet. Soviel als möglich alles in Handlung verwandelt, eigentliche Beschreibung so wenig als möglich.

Alles bewegte Gestalt, die alten Helden stilisiert, die neueren immer frappierender charakteristisch. Große Massen. Für das Amüsement kann das Gedicht nicht eingerichtet werden; das Spannende, wo es ist, muß das höchste, poetischeste sein, nämlich Spannung der Sympathie. Das, worauf alles hinarbeitet, ist, den nationalen Gedanken zur — edelsten — Leidenschaft zu machen und aus ihm heraus die Spannung zu erzeugen, sympathetisch in der Spannung Ottos, in dem der nationale Gedanke die herrschende Leidenschaft ist.

So geht vorüber an uns, wie die Geschlechter in Kleidung, Sitten, Lebensart, Staatsformen, in ihrer Weise zu sein, zu denken, zu dichten, zu fühlen, zu malen, zu bauen sich ändern. Mit Schmerz erzählt die Geschichte den Bauernkrieg, an ein lebend Bild — sei es eine Sage, wie die von den drei Edelknaben in der Wiburg in Franken — gebunden, das Otto erklärt haben will, sodaß immer ein Konkretes vorhanden, um welches die Geschichte in ihrer abstrakten

Darstellung wie um einen Kern sich lagert; wie der nationale Gedanke der Kern des Ganzen. Wie Otto sich erzürnt über die Schwäche seiner Folger, Charakter- oder aus Deutschlands Uneinigkeit hervorgegangene Schwäche gegen den Papst und sonst gegen das Ausland. Alle Ideen der Zeit, selbst Verirrungen aus edeln Motiven werden geschont und für den Hauptzweck ausgebeutet; an ihren Stärken und Schwächen muß die Nation gefaßt werden; nicht allein materiell; auch die Form muß dahin wirken, der sinnlich mächtige Klang. Was im Drama und in der Ballade ꝛc. Schillers glänzender Fehler, weil mit dem Zwecke jener Gattungen im Widerspruch, würde hier Schönheit und an rechter Stelle sein. Der deutsche Enthusiasmus für Schiller scheint aus dem Bedürfnis hervorgegangen, welches ein solches Gedicht stillen würde, wenn es sonst gelungen.

Keine einseitige Verherrlichung einer gewissen Zeit — z. B. des Mittelalters — und seiner Art zu sein — auf Kosten einer andern; der Dichter muß den großen Blick haben, den das Mannigfaltige nicht verwirrt, das einzelne Schöne nicht zur Einseitigkeit treibt, die tiefen Schatten an dem Lichte nicht irre werden läßt. Die nationale Idee ist seine Führerin, sein Kriterium, das, was für ihn und den Leser die Einheit gilt, den rettenden Faden durch alle Labyrinthe; der Dichter darf nie Satiriker werden; überall muß er den tragischen Zusammenhang nachweisen — des Weltenrichters Wage und Schwert führen — die Schuld immer in den Mangel der nationalen Idee legen. Dabei braucht er nicht andre Nationen verächtlich zu behandeln oder zu verhöhnen, Humanität und Großmut muß sein Urteil über sie bestimmen; wie Selbstachtung von der Achtung andrer unzertrennlich, und bei Verachtung der verderbliche Hochmut. Um so mehr, da diese Gerechtigkeit ein Grundzug der

deutschen Nationalität. Doch wo die Achtung andrer aus Selbstnichtachtung hervorgeht oder zu ihr hinführt, da muß der Dichter mit dem Nachdrucke der jüdischen Propheten loswettern. Der deutsche Charakter des Gedichtes muß selbst Fremden imponieren und ihre Achtung gewinnen. Billigkeit gegen den Billigen, die gepanzerte Faust gegen den Unbilligen. Wenn die Franzosen sich selber nicht achten in Nichtachtung deutschen Rechtes, ist diese Selbstnichtachtung, der Abfall von dem eignen Werte das Thema des Dichterzornes. So muß das Gedicht die Stärke und Milde, die Billigkeit, aber auch die Selbstachtung des deutschen Charakters spiegeln. Weniger werden die fremden Unterdrücker gestraft, als die deutsche Hand, die ihnen willig oder unwillig half. Der ganze Donner des Patriotismus muß die Fürstenberge 2c. treffen, die Verräter Deutschlands und seine Schandflecke selbst im Auge der Nationen, denen sie Deutschland verrieten. Die Mordbrennerei Ludwigs XIV. mit Hinblick auf Frankreich selbst, doch auch die Einrichtung Gottes, daß das Böse in seinen Folgen zum Guten ausschlagen muß. Richtige Auswahl und Gruppierung des Einzelnen nach Wichtigkeit. Es haben rein beschreibende Gedichte Wirkung gehabt durch die Beziehung auf einen rhetorischen Kern, z. B. Childe Harold durch den Seelenzustand des Dichters; sollte wahre patriotische Begeisterung nicht hinreichen können, ein Gedicht zu beseelen, das ohnehin Beschreibung in Handlung umsetzte?

Die deutsche — vielleicht überhaupt moderne — Unart, den Gegenstand durch den Dichter zu fühlen, ihn zu suchen und mit ihm über seinen Gegenstand zu reflektieren, auch bei dieser Schwäche würde der Leser gepackt; aber dies Entgegenkommen des Dichters wäre nicht Schwäche und Eitelkeit, da nicht er groß und

schön erscheinen will, sondern vor der Größe und Schönheit seines Gegenstandes verschwinden will. An den Dichter darf in Wahrheit der Leser nicht denken müssen. Wo ja, da muß er selbst seine Kleinheit eingestehn, und daß nur sein Gegenstand dem Gedichte seine Würde gebe. So muß auch die deutsche Bescheidung im Ganzen sich spiegeln. Er muß sich bessere Kräfte wünschen, wünschen, daß Schiller oder sonst einer der vielen Bessern und Stärkern statt seiner diese Last auf sich genommen, jene hätten die Last erhoben, während seiner Schwäche die Last zum Stützpunkt dienen muß. Den Widerwillen berührt, der Schiller gegen die deutsche Sprache ꝛc. innewohnte, mit der Ungerechtigkeit, die oft der Größe eigen ist. Er selbst hat diese Undankbarkeit gut gemacht, Deutschlands Namen, in dem sie seiner Mutter verherrlichend, aber sich selbst im Lichte gestanden. Es beginnt vielleicht mit einer Verteidigung deutscher Sprache und deutschen Wesens (Natur) gegen Schiller. Sie hat es ihn nicht entgelten lassen, sondern ihn sanft gezwungen in seine eigene Verherrlichung sie mit zu verherrlichen. Gegen alle antinationalen Tendenzen die donnerndsten Philippiken. Zurückrufe zur Natur aus Überbildung, Übersichtigkeit ꝛc., zur Männlichkeit, Schlichtheit und Praxis. Anreden an die einzelnen deutschen Landschaften und ihre historischen Örter. Deutschland gilt so weit, ‚als die deutsche Zunge klingt‘, an deren Lobe es auch nicht fehlen darf.“

Erweist der Gedanke zu diesem großen Nationalgedicht, welche Stärke der Phantasie und welcher Zug zu einem großen schöpferischen Wagestück, für das es kein Vorbild gab, in den schmerzfreien Stunden des Dichters in ihm noch wirksam waren, so offenbart der mitgeteilte Entwurf selbst, welche unüberwindlichen Hemmnisse sich der Ausführung so gut

oder vielmehr so schlimm entgegenstellten als der Ausgestaltung irgend eines Dramenplans. Von Alter und Kränklichkeit abgesehen, zählt Ludwig in dem Entwurf selbst die Ungewißheit über Form und Versmaß auf. Die ungeheure Aufgabe, alle Schilderung in Handlung, alle Visionen einer fernen Zukunft in anschauliche Bilder zu verwandeln, das Verhältnis der poetischen Darstellung zur poetischen Rhetorik im Gleichgewicht zu erhalten, die nach allen Seiten sich auftuenden Forderungen müssen dem träumenden Dichter Ahnungen eines gewaltigen Ringens mit der riesigen Stofffülle gebracht haben. Zuletzt gestand er sich ein, daß die Ausführung eines solchen Werkes lieber unterbleiben als übereilt und stimmungslos unternommen werden dürfe. Glitt aber Ludwigs Blick um diese Zeit von seiner Arbeit auf seine häuslichen Zustände, vergegenwärtigte er sich, wie beengt, trotz mäßigster Lebensansprüche, wie unsicher seine und seiner Familie Lage sei, so wurde das weitere Ausspinnen des poetischen Traums zum großen Nationalgedicht vollends zur Unmöglichkeit.

Im Beginn der Leidensjahre wachte bei Ludwig gelegentlich noch der Wunsch auf, sich durch Verzichtleistung auf seine höchsten künstlerischen Forderungen dem Druck der Sorge zu entwinden, der außer dem Druck der Krankheit auf ihm und seiner Familie lag. Dann schrieb er wohl mitten in die Shakespearestudien hinein: „Ich bin auf einen Entschluß gekommen, der mir wieder neuen Lebensmut bringen muß, wenn es mir gelingt, über die Kluft glücklich hinüberzukommen, die tiefer und weiter vor mir gähnt als vorher. Es geht so nicht länger fort. Ich muß wenigstens so lange meine Arbeit zu einem Geschäfte machen bis ich ein Kapital erarbeitet, groß genug, um dann mit Gemütsruhe wieder an ein wirklich Dichterwerk zu gehen. — Was ich poetisch wollte,

liegt vom Zeitgeschmacke des Augenblicks ab, ist aber in einem tiefen, noch nicht genug erkannten Bedürfnisse des Jahrhunderts begründet und müßte sich allmählich siegend durchsetzen. Aber nicht, wenn das allzu augenblickliche Anpochen der Not Stimmung und Kraft, die ohnehin meine Kränklichkeit mir sparsam zumißt, paralysiert, und die Nötigung, zu borgen, den ganzen Menschen, den poetischen zumeist, vor sich selbst erniedrigt. — Das geht nicht mehr. Ich muß es wagen, meine poetische Kraft in Gefahr zu setzen und meine höchsten Pläne für immer aus den Augen zu lassen. — Gesetz: jeden Tag muß ich, sei es an Erzählendem oder Kritischem, so viel niederschreiben, daß ich wenigstens zwei bis drei Taler damit erwerbe." Doch unmittelbar neben der Niederschrift dieses Vorsatzes steht das erschütternde Bekenntnis: „Auf diese Weise, wie hier neben, mache ich, wenn ich wohl bin, Rechnung ohne den Wirt und vergesse, wie wenig ich auf Fortdauer dieses Wohlseins rechnen darf. Dies schrieb ich vorgestern, und heute bin ich kaum imstande, mich nur wach zu halten, so hat Rheuma mir den Kopf bis in den Nacken eingenommen; vorgestern besaß ich geistige Gewandtheit, der keine Wendung zu schwer erschien, eine ganze Arbeit übersah ich in Klarheit bis in das kleinste Detail, heute kann ich mich kaum entsinnen, wovon die Arbeit überhaupt handelte, und aus dem vergeblichen Sinnen wird immer wieder wacher oder wirklicher Schlaf, gänzliche Gedankenlosigkeit. O, das ist schlimm für Frau und Kinder; es wäre es noch mehr für mich, wenn ich mir die Sache klar vorstellen könnte." (Shakespearestudien, Bd. IV der Handschrift, S. 99.) Ungefähr um diese Zeit richtete Ludwig einen längern Brief an den Dresdner Verlagsbuchhändler Kunze, in dem er den Plan darlegte, aus der Fülle seiner dramatischen Entwürfe ein Novellenbuch zu gestalten und

so gleichsam den umgekehrten Weg Shakespeares einzuschlagen, der aus Novellen Dramen herausgebildet hatte. Zwar fuhr Auerbach auf der Stelle mit freundschaftlichem Eifer dazwischen und schrieb ihm: „Tu ja nie etwas derartiges ganz allein für dich, du weißt, daß du es dabei immer verfehlt hast, und daß ich Glück für dich hatte, und ich bin, wo ich sei, nach wie vor bereit, dein curator bonorum oder Kommissionär zu sein, wie du es nennen willst.“ (Auerbach an Otto Ludwig, Berlin, 10. April 1861.) Er ermahnte zu gleicher Zeit den Freund, sich wiederum der Erzählung zuzuwenden: „Ich habe dich ja immer beim Dramatischen festhalten wollen, du bist der einzige, der Theater und Poesie einen könnte; aber wenn's nicht geht, dürfen wir uns nicht ewig mit Intentionen tragen, wir müssen dem zur Hand sein, was der Tag gibt und erheischt.“ Doch Ludwig überzeugte sich rasch, daß die Novellen, die er seinen dramatischen Entwürfen und Bruchstücken abgewinnen konnte (er begann wirklich Agnes Bernauer, wie er sie schaute, in erzählende Form zu gießen), nicht einmal das ärmliche Bedürfnis des Augenblicks decken würden, und mußte sich eingestehen, daß ihm für die moderne Erzählung das Detail des gewöhnlichen Lebens ganz fremd, bis zum Lächerlichen fremd geworden sei. Selbst der ewig rührige, plänespinnende Auerbach mußte sich, als er 1863 den schon erwähnten mehrtägigen Pfingstbesuch in Dresden und bei Otto Ludwig abstattete, überzeugen, daß es nutzlos sei, den schwer Leidenden zum Arbeiten in seinem Sinne, unmittelbar für die Buchdruckerpresse, aufzustacheln. „Wenn ich Ludwig reden höre,“ meldete er seinem Vetter, dem Frankfurter Rabbiner, „meine ich, er müßte das diktierend zu einer Arbeit zusammenbringen können, und doch kann er nicht, und wenn ich ihn drängte und weiter drängen will, halte ich

bald wieder inne und lenke ein, ich meine, ich sehe die Schmerzenszüge seiner Seele, die solche Zumutung doppelt schwer empfindet." (Berthold Auerbachs Briefe an Jakob Auerbach, Bd. I, S. 264.)

Wohl hatte angesichts dieser Lage Auerbach mit dem Stoßseufzer recht: „Was ist Leben? Es ist der Frühling so hell, und da liegt der herrliche Freund, und hat das herrlichste Empfinden in sich, und kann es nicht artikulieren", aber auch der kranke Dichter war im Recht, wenn er, wie die Dinge einmal lagen, den Rest seiner Kraft und die schmerzfreien Tage, auf die er noch hoffte, nur mehr für seine dramatischen Pläne einsetzen wollte. So oft es ihm gelang, den Ring der Reflexion zu sprengen, den sein Shakespeare-studium beengend, ja manchmal pressend um ihn legte, so oft waren es nun wieder dramatische Handlungen und dramatische Gestalten, die er vor Augen schaute, und denen er in stummer Freude am erstehenden Leben folgte, bis die Bilder wie die Gestalten ihm wieder entschwanden und ihm nur Hoffnung auf ihre Rückkehr ließen. Auch die wenigen äußern Eindrücke, die noch in sein stilles Krankenzimmer drangen, schlossen meist eine Mahnung in sich, daß sein Talent dem daniederliegenden deutschen Drama Großes verheißen habe. Die letzte Freundschaft, die Ludwig gegen den Ausgang seines Lebens hin schloß, war die mit Josef Lewinsky, einem der Darsteller, die es ganz begriffen haben, daß die große Schauspielkunst nur im engsten Bunde mit der schöpferischen Dichtung gedeiht, und dessen enthusiastische Bewunderung Ludwigs nicht sporadisch und müßig, sondern unabläßig und werktätig war. Wenn ihm Lewinsky im Winter 1862 nach einer Neuaufführung der „Makkabäer" im Wiener Hofburgtheater meldete: „Mein teuerster Freund! Soeben komme ich aus dem Theater, und trunken von der Schönheit des heutigen Abends, erhoben von

dem ungeheuern Eindruck, welchen die ‚Makkabäer' auf die gedrängte Menge der Zuschauer hervorgerufen, kann ich in der Freude meines vollen Herzens es nicht über mich gewinnen, davon zu schweigen. Und so sage ich Ihnen denn, daß Ihr Werk heute das Haus bis an den Giebel füllte, und die Menschen halb in der Luft schwebend Ihr großes Wort vernahmen und durch das ganze Stück hindurch mit einem wahren Enthusiasmus erfüllt waren, und der riesenhafte fünfte Akt der weihevollen Stimmung die Krone aufsetzte. Ach, warum kann ich Sie und Ihre liebe Frau an solchen Abenden nicht herzaubern" (Lewinsky an Otto Ludwig, Wien, 21. Dezember 1862), so wachten bei Ludwig die sehnsüchtigen Wünsche nach freiem Schaffen wieder auf. Und wenn der warmherzige Künstler die schönen Kinder des Freundes grüßen und ihnen sagen ließ, „sie mögen Gott täglich bitten, daß er ihrem Vater Kraft und Gesundheit gebe zu ihrem Heile und zum Heile des ganzen deutschen Vaterlandes; ich bitte meinen Gott oft darum" (Wien, am 10. Februar 1863), so wallte wohl in Ludwigs Seele ein Hoffen auf, daß er Kraft auch ohne Gesundheit an den Tag legen könnte, und er ließ dann im Geiste die Reihe seiner ältern und neuern dramatischen Pläne an sich vorüberziehen, die keineswegs in den verstaubten Planheften endgültig begraben waren, sondern von Zeit zu Zeit auferstanden.

Lewinskys Aufzeichnungen über die Besuche, die er in den Jahren 1862, 1863 und 1864 dem kranken Dichter abstattete, über die Gespräche, die er mit ihm führte (Ludwigs gesammelte Schriften, Bd. VI, S. 284 bis 329), stellen mit den schlichtesten Worten, aber in erschütternder Wahrheit die Bilder von Ludwigs Leiden vor Augen und lassen zugleich erkennen, wie die geistige Gewalt und seelische Tiefe, die Klarheit und Energie des sprachlichen Ausdrucks, die der Kranke

im persönlichen Verkehr immer aufs neue offenbarte und bewahrte, notwendigerweise auch neue trügerische Hoffnungen auf Genesung oder wenigstens auf ungehemmte Tätigkeit erwecken mußten. Hatte Lewinsky im Juli 1862 Ludwig noch als scheinbar Genesenden in seinem Hausgarten begrüßen dürfen, so fand er ihn ein Jahr später ausgestreckt auf dem Ruhebett liegend, eine lebendige Leiche mit lebhaftem Kopf und Augen, zermartert von unaufhörlichen Qualen, die sich nur noch durch den Grad der Heftigkeit unterschieden, aber niemals gänzlich verschwanden. Das Gespräch über seine Krankheit brach er mit den Worten ab: „Doch lassen wir das und reden von etwas Besserm." Und wie seit Jahren jeder Besucher erfuhr, war er immer bereit von Shakespeare und Goethe, über Lessing und Schiller, Hebbel und Halm, über das Drama und sein Verhältnis zur Natur und zur Geschichte, über Plutarch und Montaigne zu sprechen. Selbst bei dem letzten Zusammensein des Darstellers mit dem leidenden Dichter im Jahre 1864, wo Lewinsky den Zustand des Kranken bedeutend verschlimmert, ihn selbst gelegentlich ein wenig gedrückter fand, mußte er den stets noch fortwaltenden Humor bewundern, mit dem Ludwig das Gespräch durchdrang. „Es entsteht dann eine heitere behagliche Stimmung, und das wunderbare Naturell dieses Mannes bricht sich so siegreich Bahn, daß man gar nicht erinnert wird an die Qualen, welche der Arme ununterbrochen zu ertragen hat."

Wie die gänzliche Beschränkung auf Haus und Zimmer Ludwigs Phantasie nicht fesselte und sein inneres Auge bis zuletzt die Bilder großer und freier Welt, die Macht weltbewegender Leidenschaft erkannte, selbst im Christentum „die Leidenschaft der Liebe, die alles Üble in uns tilgen soll", pries, so erhielt sich auch der Schwergeprüfte den warmen Ton innigen

Verkehrs mit den Seinen, herzlichen Dankes für die Treue und tapfre Hingebung, mit der seine Frau ihm dieses Leben tragen half und erleichterte. An seinen Kindern hing er mit Zärtlichkeit und entfaltete in ihrer Erziehung einen angebornen Takt.

Bei der schamhaften Rückhaltung und Wortkargheit über seine innersten Gefühle sind nur wenige Zeugnisse über sein Familienleben erhalten. Ein zwischen seinen Papieren liegender angefangner und nicht vollendeter Brief an Therese Devrient, der noch in die letzten fünfziger Jahre zurückreicht, erhellt auch diese Seite seines Lebens. Nachdem er des Gedeihens seines jüngsten Kindes Cordelia gedacht hat: „es ist ein liebes freundliches Kind, das weit mehr lacht und hüpft, als sich ernst und ruhig verhält, und weit mehr sich ruhig verhält, als weint und ungebärdig ist. Seine Lebendigkeit macht seine Wartung zu nicht leichter Arbeit; meine Frau, die es nur selten und nur im Notfalle andern Händen überläßt und doch das Hauswesen und die beiden Jungen sich nicht erlaubt zu versäumen, hat ihre ganze gesunde Kraft nötig," fährt Ludwig fort: „Von meiner Frau und dem kleinen Töchterchen war bereits die Rede, nun mögen meine Jungen darankommen und ich selbst, den sich als Hausvater vorzustellen — um einen Ausdruck des wackern Gervinus zu brauchen — wohl die größte Anstrengung Ihrer einbildsamen Kräfte herausfordern mag. Mein Zusammenleben mit den kleinen Teufelchen namentlich würde Sie oft lächeln machen, wenn Sie es sähen. Meine Frau behauptet, sie werde oft irr, wer von uns eigentlich der Erwachsene und Alte sei, ob einer der beiden Jungen oder ich, wenn man uns streiten hört, uns zanken und uns vertragen. Die Jungen sind kräftig und wild, aber folgsam und für ihr Alter vernünftig genug. Sorge macht mir nur in beiden schon eine Ausbildung des Gefühlsver-

mögens zu gewahren, die über ihre Jahre ist. Beide glauben schon an den Tod, seit dem Älteren ein Vögelchen, welches er in diesem Sommer an seinem Geburtstage geschenkt bekommen, wenige Tage nachher gestorben ist. Ich begrub das Tierchen — aber ohne alle Sentimentalität — auf das Gartenbeetchen, das Otto mit Hilfe und unter Anleitung seiner Großmutter mit Blumen bepflanzt hat und als ‚seinen Garten‘ ansieht. Der Junge war kaum zu beruhigen, und das Entfernteste, was ihn an sein Vögelchen erinnerte, brachte ihn mehrere Tage lang zu lauten Schmerzensausbrüchen. Wir Alten suchten alles zu entfernen, was dahin führen konnte, und behandelten da und später die Sache als etwas, was nicht zu ändern stehe, und worüber man nicht traurig sein dürfe. Er selbst schien sie vergessen zu haben, bis wir erstaunlich durch die Treuherzigkeit des Jüngeren dahinter kamen, daß beide Jungen eine Art geheimen Kultus eingerichtet hatten und noch jetzt öfters, wie der Jüngere sich ausdrückte ‚ihrem toten Vögelchen etwas vorsangen‘. Diese Seelenmessen hatten wir wohl schon aus der Ferne mit angehört, aber die ungefügen Töne, die eher alles andre vorstellen konnten, nicht dahin ausgedeutet. Seitdem steigerte sich meine Sorge noch. Von der biblischen und Profangeschichte hatte ich ihnen schon hin und wieder etwas erzählt oder vorgelesen; dieser Tage fiel mir ein, sie mit der Leidensgeschichte Jesu bekannt zu machen. Die Jungen saßen zu meinen Seiten, als ich das 14. Kapitel im Markus, der mir seiner Kürze und Naivität halber der beste Evangelist für Kinder schien, ihnen vorzulesen begann; aber ich war noch nicht weiter gediehen als bis zu der Stelle, wo Christus mit den drei Jüngern nach dem Ölberg aufbricht, als der (fünf Jahre alte) Kleinere mich mit Macht umschlang und ich bemerkte, daß beide

weinten. Als ich wissen wollte, warum sie weinten, krochen beide unter den Tisch — jeder umschlang einen von meinen Füßen — und kamen nur immer heftiger ins Weinen. Mir aber wurde nun meinerseits bang; natürlich, daß ich mir vornahm, den Jungen in den nächsten Jahren noch nichts vom Christentum weiter zu sagen, und daß ich mich sehr erleichtert fühlte, sie in der nächsten Viertelstunde in einem Ringkampfe begriffen zu sehen, worin sie sich weit besser und hoffnungsvoller ausnahmen als vorhin im Stande der Zerknirschung." — Daß dieses innige Zusammenleben mit seinen Kindern in den Krankheitsjahren andre Formen annehmen mußte, liegt auf der Hand. Aber bis zuletzt blieb der Anteil des Vaters an Söhnen und Tochter der gleichinnige, sorgliche. Auch Lewinskys Aufzeichnungen bezeugen noch aus der Stunde des Abschieds von dem Freunde und Meister (21. Juli 1864): „Die Kinder waren da, und er herzte noch mit rührender Zärtlichkeit seine kleine Cordelia."

Im Jahre 1862 war in Eisfeld der alte langjährige Vertraute des Dichters, Ludwig Ambrunn, gestorben. In dankbarer Anhänglichkeit hatte Otto Ludwig, dem das Briefschreiben bis zuletzt ein Opfer war, dem Alten fortgesetzt über seine Erlebnisse und Pläne berichtet, ja mit rührender Sorgfalt selbst dessen kleinstädtischen Neuigkeitsdurst befriedigt und ihm zum Beispiel längere Beschreibungen des Dresdner Schillerfestes von 1859 oder der feierlichen Bestattung Ernst Rietschels im Februar 1861 geliefert. Auch noch unmittelbar vor dem Tode des Freundes, als ihm der Sohn seines alten „Ambrosius", Christian Ambrunn, vom Zustande seines Vaters Meldung machte und ihn fragte, ob er mit diesem noch etwas in seinen Vermögensangelegenheiten zu ordnen hätte, antwortete Ludwig (Dresden, 20. Februar 1862) nur: „Wir wollen uns über ihm vergessen und wünschen, daß er schmerz-

los und ohne Kämpfe vollends verlösche. Um dazu mein Scherflein, so wenig es ist, beizutragen, schließe ich einen Brief ein, der an ihn gerichtet ist und keinen andern Zweck hat, als dazu zu helfen, daß unser guter Papa in heitern Gedanken entschlummere. — Allerdings habe ich noch keine Rechnung von ihm über die Verwaltung meines Vermögens, welche ihm bis zum Verkauf meines Gartens überlassen war. Ich möchte aber nicht, daß er durch ein derartiges Verlangen über die wahre Natur seines Unwohlseins aufgeklärt würde und in seinem still allmählichen Übergange gestört." So liebevoll und mild besorgt um das Befinden aller andern, ihm Nahestehenden, blieb Ludwig auch in seinen schweren Leidensjahren. Immer wieder erhob er sich um der Seinigen willen über die Mutlosigkeit, die im Gefolge seiner Krankheit eintrat, und nur dem verschwiegnen Papier der Shakespearestudien vertraute er Aussprüche wie: „Eigentlich wohl ist der Mangel an Selbstvertrauen der Hauptgrund, warum ich nichts vor mich bringe. Dieser Mangel ist der Begleiter meines chronischen Übels." (Shakespearestudien, Bd. IV der Handschrift, S. 57.)

Es kann zu nichts frommen, die Einzelheiten des Ganges seiner Krankheit abermals aufzuzählen. Der kümmerlichen Genesung folgte fast regelmäßig der schwerere Rückfall. Er blieb bemüht, die besorgt teilnehmenden Freunde über die augenblickliche Lage zu beruhigen, wie er denn schrieb: „Meine Übel sind einzeln genommen alle nicht von bedenklicher und gefährlicher Natur nur schmerzhaft und selten pausierend, ich bin ein Pferd, das nicht ein Löwe, sondern eine Schar Bremsen hetzt, die immer wieder von einer andern Schar abgelöst wird. So, stets absorbiert und entkräftet vom Kampfe mit unermüdlichen kleinen Peinigern, schmerzt mich nicht, daß ich den Genuß, sondern nur, daß ich den Zweck und den Gebrauch meines Lebens verliere." (An Josef Lewinsky, Dresden, 2. Mai 1863).

In trübem Gegensatz zu diesen Beschwichtigungsworten, aus denen gleichwohl ein tiefes seelisches Leid herausklingt, stehen einzelne Aufzeichnungen der letzten „Hauskalender" des Dichters. Am 1. Februar 1863 schrieb er, daß er „auf Stühlen liegen müsse", am 12. des gleichen Monats, daß er nunmehr das Liegen auf dem Sofa ertragen könne, am 12. September: „Um diese Zeit bin ich zum erstenmal wieder aufgetreten, die ersten Tage einen Gang um den Tisch getan, von zwei Stöcken und meiner Frau gehalten, weil ich das Gleichgewicht zu finden noch nicht vermochte." Aber auch dies Wiederauftreten sollte nur wenige Monate währen, mit dem Beginn des Jahres 1864 trat die letzte Periode seiner Krankheit ein, in der er das Lager nicht mehr verlassen konnte — das Leiden war durch die unablässigen Wiederholungen bedenklich und gefährlich geworden. Jetzt erschien der schöne stattliche Mann als die Leidensgestalt, deren sich die Besucher der letzten Jahre erinnern. Auerbach fand schon 1863, „Der großartige Kopf ist noch ganz wie ehedem, das volle lange Haar, die Löwenmähne, an den Füßen aber sieht es aus, wie wenn man Hosen über zwei Stöcke zöge." Heydrich schilderte die prachtvoll gewölbte, nunmehr tief durchfurchte Stirn, das dunkle bis zuletzt volle Haar, die milden, treuherzigen Augen des echten Rembrandtkopfes, „die der hinfälligen edeln Gestalt etwas unbeschreiblich Hoheitsvolles und Verklärtes" gaben, Rektor Klee sagte: „Sein Kopf sieht immer aus: als ob er jedes Gedankens an Schwachheit und Kleinheit spotte." Wie echt und typisch der Ausdruck des tragischen Dichters in diesem Kopfe vorherrschte, davon sollte mir im Frühling 1890 auf einer Reise in Italien die wundersamste Offenbarung zuteil werden. Als ich mit meiner Frau durch die Säle des Nationalmuseums (Museo borbonico) in Neapel ging, fiel mir plötzlich eine Büste in die Augen. Indem ich den Blick meiner Frau

nach ihr lenkte und sie fragte: „Wer ist das, oder wer scheint das zu sein?“ gab sie mir ohne Besinnen zurück: Otto Ludwig! Als wir nun erst den Katalog befragten, erwies sich, daß wir eine Euripidesbüste vor uns hatten!

Das wachsende Siechtum Otto Ludwigs steigerte das eigentümliche Mißverhältnis zwischen der rastlos schaffenden Phantasie und der grüblerischen Reflexion, die durch die fortgesetzten Shakespearestudien genährt wurde. Doch läßt sich aus einzelnen, zwischen seinen Niederschriften über die Eindrücke der unablässigen immer neu aufgenommenen Lesung Shakespearischer Dramen eingeschobnen, persönlichen Bemerkungen und Selbstgeständnissen deutlich erkennen, daß dem Dichter jetzt Stunden kamen, in denen er den entschlossen eingeschlagnen Weg, der ihm durch Ergründung der Kompositionsgeheimnisse, und der, wie er meinte, immer unfehlbaren Technik des größten Dramatikers zur Sicherheit der eignen Produktion führen sollte, mit zweifelnden Augen übermaß. Er sah, daß „sein Konzipiertalent eine Ausbildung gewonnen hatte, die sich mit dem so lange gänzlich unbeschäftigten Talent der Ausführung nicht mehr verständigen könne“. Er gestand sich, „wer den Sinn überzeugen will, lähmt die Phantasie, wer immer den Geheimnissen der Technik nachjagt, trübt den unbefangnen Blick für die lebendigen Erscheinungen“ und erkannte zuzeiten ganz klar, daß er „in Gefahr zu großer Vertiefung und Verinnerlichung und zu detaillierter Charakteristik“ stehe. Dann fiel er doch wieder in die Anschauung zurück, in den Shakespearestudien „das Tagebuch und die Geschichte seiner dramatischen Erziehung“ zu erblicken (Gespräche mit Lewinsky), und hatte ja in der Tat ein Recht, die Resultate seiner Vertiefung in Shakespeares Dramen nicht gering anzuschlagen, wenn es auch nicht die Resultate waren, die er davon erwartet hatte. So oft es ihm zum Bewußtsein kam, daß seine

spätern dramatischen Pläne durch das Bestreben, den reflektierenden Verstand zu überzeugen, während sich Phantasie und Gefühl wider diese Tyrannei sträubten, gelegentlich ins Maßlose schwollen und in ihren wirksamen Hauptmotiven viel zu sehr verästelt wurden, begriff er auch, daß er seinen Hauptschöpfungen, namentlich den „Makkabäern", in erbarmungsloser Selbstkritik vielfach Unrecht getan habe. In einem seiner letzten Briefe an den alten Eisfelder Vertrauten sprach er es aus: „Ich hätte den Weg fest im Auge behalten sollen, den ich in den ‚Makkabäern' — hier und da strauchelnd, im ganzen sicher — betreten hatte. Ich ließ mich zu weit nach der bloß realistischen Darstellung hinüberdrängen, die zum historischen Drama nicht ausreicht" und wehrte in einer vielleicht zur Vorrede für eine Neuausgabe der Tragödie bestimmten längeren Aufzeichnung eingehend und siegreich den Vorwurf ab, daß er durch Hereinziehung des Wunderbaren den historischen Ernst und die Wahrscheinlichkeit der Erfindung abgeschwächt habe. Indem er sich auch hier auf Shakespeare berief, der am liebsten märchenhafte Stoffe ergriffen habe, „Stoffe, deren Wunderbares der tragischen Gewalt der Behandlung ein Gleichgewicht zu halten versprach," gelangte er zur entschlossensten Selbstapologie, deren ich mich aus seinen Niederschriften erinnere. „Ich würde mir in bezug auf mein ähnliches Verfahren nur dann einen Vorwurf machen zu müssen glauben, wenn der Märchenduft in den ‚Makkabäern' gegen den Charakter des jüdischnationalen und legendenartigen Stoffes laufend, ihm aufgedrungen oder über die bloße Modifikation des Kolorits hinausgehend, der Richtigkeit der Zeichnung Eintrag tuend erschiene. Daß er das wirklich täte, kann ich mich nicht überzeugen. Das Wunderbare liegt bloß im Äußern. Es ist kein Wunder in der moralischen Welt des Stückes, die Personen desselben fassen nur nach

ihrer Denkart das Natürliche als Wunder auf. Lea hat kein Gesicht vom Herrn; ihr innerster heißester Wunsch objektiviert sich der phantasievollen Morgenländerin in einer durch Überwachtheit, Fasten, einsames Ringen im Gebet herbeigeführten Ermattung des äußern Sinnes, etwas, was unter gleichen Umständen noch heute geschehen kann; sie prägt dem weich empfänglichen Gemüte des Lieblingssohnes von Kind an den Stempel ihres eignen Ehrgeizes auf, dies von ihr in ihm geweckte Bedürfnis der Größe, das nicht die Kraft in ihm findet, es durch eigne Tat zu stillen, macht ihn zum Verräter, derselbe durch sie geweckte und genährte Ehrgeiz Eleazars, der durch seinen Einfluß den jungen Antiochus, ein ihm ähnliches Gemüt, in die Fußtapfen seines Vaters treten läßt, ist's, der Judahs Siege vergeblich macht und Raub und Tod ihrer Kinder herbeiführt. Antiochus aber — warum müßte dieser ein Holofern oder Nebukadnezar sein? Das heroische Zeitalter des Orients ist vorbei; Judah ist eine von jenen seltnen Erscheinungen, wie sie zuweilen in schwacher Zeit, als Überbleibsel von vorangegangnen stärkeren, hineingeworfen, vorkommen. Antiochus ist ein weicher Tyrann, ein Bastard des orientalischen Despotismus, mit jener Überfeinerung griechischer Afterkultur, die Judah verspottet. Es wäre genugsam durch die Nachricht im fünften Akte motiviert, wenn er sogleich zurückkehrte, aber die gänzliche Unterdrückung der Juden scheint ihm leicht und in einem Tage auszuführen; wie er aus dem Verhalten der Märtyrer und der beginnenden Meuterei des Heeres seinen Irrtum erkennt und das Bild gefallener Größe sich ihm aufdrängt, deren Schicksal er vielleicht selbst entgegengeht, wie ihn die Gestalt des Benjamin an seinen Knaben Perseus und das ähnliche Schicksal, das diesen vielleicht schon getroffen hat, erinnert, gibt

er auf, was unmöglich zu erreichen scheint, um Erhaltung seines Hauses und seiner Macht willen, eh' auch diese unmöglich wird. Das Gewitter endlich ist schon zu Anfang des vierten Aktes aufgezogen, wo Lea den Vorhang des Herrn in ihm sieht; in der andern Hälfte desselben Aktes beginnt es zu wetterleuchten, im fünften Akt entlädt es sich endlich, vom Sturm begleitet, es ist hinlänglich vorbereitet, kein Donner aus heiterm Himmel, ohne Blitz wie in der Jungfrau. Judah ist kein Wundergläubiger, er benutzt die Naturerscheinung, wie andre Feldherren wirklich getan, zur Ermunterung der schwachen Menge und zu seiner Kriegslist. Die Märtyrer schöpfen aus der Nähe ihres Nationalgottes doppelte Kraft. Zugleich erregt das Gewitter die Phantasie des Zuschauers und verhütet die unkünstlerische Depression des Gemüts durch die Marterszene — ich glaube nicht, daß ich von der Freiheit des Poeten, die unorganische Natur mit in seine Wirkungen hineinspielen zu lassen, einen unkünstlerischen Gebrauch gemacht habe."

Nur ausnahmsweise wandte sich Ludwigs Blick so anhaltend zu seinen abgeschlossenen Schöpfungen zurück. Die unvollendeten, nur empfangnen und noch ungebornen, nahmen in den Stunden einsamen Träumens, innern Schauens und Bildens all seine noch übrige Kraft in Anspruch. Es scheint nicht, daß er der Entwürfe zum „Jakobsstab" (Jud Süß), zum „Armin" oder „Sandwirt Hofer" noch gedachte. Aber die beiden durch sein ganzes Dichterleben festgehaltnen, immer wieder aufgenommnen Tragödienstoffe „Agnes Bernauer" und „Marino Faliero" traten stets neu und Gestalt heischend vor seine Phantasie, an den beiden gewaltigen und vielleicht eigentümlichsten Plänen zum „Albrecht von Waldstein" und zur „Maria Stuart" (König Darnleys Tod) konnte er niemals aufhören zu schaffen, und ihre Gestalten beun-

ruhigten selbst seine Träume. Dazu hatten sich in den sechziger Jahren Schauspiele wie „Die Freunde von Imola" (Planhefte von 1860—62) und „Camiola" („Die Kaufmannstochter von Messina", „Das Mädchen der Ehre", Planhefte 1860—64) gesellt, in rastloser Phantasietätigkeit geboren, mit Herzblut getränkt und doch unter dem Druck der aus den Shakespearestudien wie eine Wolke immer wieder aufsteigenden Reflexion unzähligemale umgebildet. Das dämonische Ineinanderspiel dieser verschiednen in ihm fortlebenden Stoffe und aller zu ihnen gehörigen Gestalten tritt in den Aufzeichnungen des kranken Dichters geradezu erschütternd zutage, wenn in die Planhefte zum letzten dramatischen Entwurf, dem „Tiberius Gracchus", hinein plötzlich die Gesichter Darnleys, Bothwells und Maria Stuarts schauen, wenn die Handschrift der Shakespearestudien fort und fort mit Aufzeichnungen „Zum Waldstein" oder „Ad Camiolam" durchsetzt erscheint.

Das persönliche Leben Ludwigs ging in dieser letzten Periode seines Lebens nahezu im Kampf mit seinem Leiden und dem heldenhaften Ringen um Hervorbringung noch einer oder weniger dramatischen Werke auf. Die Blätter seiner „Schreibkalender", die er zur Festhaltung ihm wichtiger Begegnungen und Eindrücke benutzte, werden gegen das Ende hin immer leerer oder verzeichnen so schmerzliche Einzelheiten über seinen Zustand wie die früher angeführten (S. 374).

Wenn er (23. September 1863) eintragen durfte: „Seit gestern habe ich eine Weile am Tische gesessen und auch einige Zeilen geschrieben", mußte er es schon als eine Besserung betrachten, und diese Besserungen kehrten immer seltener wieder. So gestaltete sich denn auch ein langersehntes, immer wieder hinausgeschobnes Wiedersehen mit dem Eisfelder Jugendfreunde Karl Schaller (dessen Sohn, Ernst Schaller, der talentvolle Maler und Schüler des ältern Friedrich Preller, wäh-

rend seines längern Aufenthalts in Dresden zu den häufigsten Besuchern des Ludwigschen Hauses gehörte) Anfang August 1864 zu einer wehmütigen und umschatteten Freude. Nach mehr als zwanzigjähriger Trennung erblickten sich die ehedem so Unzertrennlichen wieder. Ludwig lag auf dem Krankenbett, von dem er nicht wieder erstehen sollte. „Trotz vorheriger Ankündigung meines Besuchs und vorsichtig eingeleitetem Eintritt in das Krankenzimmer des armen Dulders war unser Wiedersehen doch von so heftiger, unbeschreiblicher beiderseitiger Gemütserschütterung begleitet, daß erst nach einer kleinen Weile sich die Hände fanden und die Zungen sprechen konnten." (Karl Schaller an Ad. Stern, Weimar, 3. Februar 1892.) Schaller blieb zehn Tage in Dresden, besuchte den kranken Freund täglich und gab beim Abschied in schmerzlicher Bewegung das Versprechen, seinen Besuch bald zu wiederholen. Ludwig selbst mochte wohl von der Vorahnung überkommen werden, daß auch dieser Abschied ein letzter sei.

Daß es immer einsamer um den Kranken wurde, schloß nicht aus, daß er sich nach wie vor, so oft es der Arzt nur erlaubte, des geistig lebendigen Verkehrs mit bewährten Freunden seines Hauses erfreute. Die Abgeschiedenheit Ludwigs vom Leben der Welt und sogar vom Leben der Stadt, in der er weilte, hinderte es nicht, daß ihm von allen Wissenden und Klarsehenden eine tiefe Bedeutung für das Gesamtleben zuerkannt wurde. Die bloße Existenz eines Dichters von seiner innern Macht und seiner künstlerischen Anschauung blieb ein Zeugnis dafür, daß der deutschen Literatur trotz verhängnisvoller und ungünstiger Zeitumstände weder das künstlerische Gewissen noch die Kraft selbständigen Geisteslebens völlig abhanden gekommen sei. Die Umstände fügten es außerdem, daß der kranke Dichter auch für Dresden einer der letzten Vertreter des glücklichen und unvergeßlichen

Aufschwungs der vierziger und fünfziger Jahre geworden war. 1859 hatten Berthold Auerbach und Bendemann, 1861 hatte Gutzkow Dresden verlassen, 1861 war Ernst Rietschel gestorben; es ging mit dem kurzen Glanze der Tage König Friedrichs Augusts immer rascher zu Ende, und Otto Ludwig war in seiner schlichten Hoheit eine der lebenden Erinnerungen an diese schönen und verheißungsvollen Zeiten. So lange sein lebendiges Wort zu den ernstern Naturen sprach, die ihn in seiner Einsamkeit aufsuchten, wirkte er auch auf seine unmittelbare Umgebung.

Die Blicke Ludwigs waren jetzt natürlich mehr als je zuvor nach innen denn nach außen gekehrt. Von der selbstischen Gleichgültigkeit vieler Kranken gegen das Schicksal andrer hielt er sich jedoch nach wie vor frei, und alles Ganze, die Zukunft des deutschen Volkes wie die der deutschen Kunst lag ihm am Herzen. Ein rührendes Zeugnis davon war die Trauer, die ihn nicht viel über ein Jahr vor dem eignen Ende um seinen großen Kunstgenossen Friedrich Hebbel erfüllte. Manches Jahr hindurch hatte es den Anschein gehabt, als ob er diesem Meister fremd und feindlich gegenüberstehe. Literarische Gegner Hebbels, Laube, Auerbach u. a. hatten durch mancherlei Zeitungsspuk und unlautere Machenschaften den Glauben zu erwecken getrachtet, daß Otto Ludwig nicht nur als Rivale, Bekämpfer und Überwinder Hebbels ausgespielt werde, sondern sich selbst als solchen fühle. Ludwig hatte sich allezeit Blick und Seele vom Staub solchen literarischen Koteriewesens frei gehalten. Unterm 26. Dezember 1863 schrieb er (in einem zum Glück erhaltenen Monatsfragment eines Jahreskalenders) in tiefer Erschütterung: „Heute endlich hat mir Emilie — von Heydrich dazu gedrängt — gesagt, daß Hebbel (am 13.) gestorben ist. Wunderbar, daß ich in den letzten Wochen immer an ihn denken mußte und mich es

drängte, an ihn zu schreiben. Wieder einer und wohl der beste unter den Wenigen dahin, denen es noch mit der Kunst ein heiliger Ernst; ich werde ihn nicht vergessen; mir ist, als wäre mir ein Bruder gestorben. Sit terra illi levis." Der Hauch, der Ludwigs letzte Dichtung, das Gracchusfragment, beseelte, weht durch diese Zeilen, das Auge des Scheidenden erkannte das Wesen des größten Zeit- und Kunstgenossen wie sein eignes innerstes Gefühl mit untrüglicher Klarheit.

Die letzte äußere Veränderung, nicht seines Zustandes, aber seiner Umgebung, brachte ein Wohnungswechsel, der ihm leider nicht erspart werden konnte. Im Oktober 1864 siedelte er mit seiner Familie nach dem Hause Pillnitzer Straße 77 vor dem Schlage über. Damals war es, wo er eine Kiste voll größtenteils älterer Handschriften, nachdem er sie flüchtig durchgesehen hatte, von den Seinigen verbrennen ließ. Auf Heydrichs Fürbitte für die Erhaltung dieser Handschriften erwiderte er, ein Wort wiederholend, das er schon oft gegen seine Gattin gebraucht hatte: „Die Seelen aus meinen Dramenplänen stehen nachts an meinem Bett und fordern ihr Leben von mir. Dem muß ich ein Ende machen. Ich bin zu krank, ich kann den Seelen ihren Leib nicht mehr schaffen."

In der neuen Wohnung erneuerte sich das alte Leben wie das alte Leiden, körperlich zum Tode erschöpft, aber geistig stark rang er gegen die Wogen, die über ihm zusammenschlagen wollten. Ohne Trotz und ohne Bitterkeit, noch immer bereit, am innern Leben, am bessern Glück der andern reinen und wackern Anteil zu nehmen! Ludwig Richter schreibt in seinem Tagebuche von 1865: „Heydrich, obwohl unwohl, holt mich zur Klamm ab und erzählt mir eine hübsche Äußerung Otto Ludwigs über mein Holzschnittblatt ‚Johannisfest', an dem er seine besondre Freude hatte. Ja, der alte Bursche mit der Rose auf der

Mütze, der sich über die Kinder freut und in seiner wackligen Figur doch noch seine Amtswürde zeigt, das ist die hohe Einfalt der Natur." (Lebenserinnerungen eines deutschen Malers, 5. Aufl., 1890, Bd. 2, S. 139.) Und Heydrich selbst fügt der Erzählung von diesem Vorgang in seiner biographischen Skizze in den „Nachlaßschriften" (Bd. 1, S. 113) hinzu: „Das ist noch einer, so sprach er zu mir, der den Kindern ihren Weihnachtsbaum anzünden kann. Nach ihm wird's keiner mehr so können. Sieh da" — und mit knöchernem Finger zeigte er auf das Johannisfestbild des Meisters — „nie ein Strich zu viel, nie einer zu wenig. Das ist die echte Bescheidenheit in der Kunst."

Diese Äußerung Ludwigs wurde an seinem letzten Geburtstage, im Februar 1865, zwölf Tage vor dem Tode des Dichters getan. Als er sie tat, war er nicht nur wieder bei seinen Shakespearestudien, deren letzte Blätter er der treuen Gattin diktierte, sondern ein wundersames freundlich-feindliches Geschick hatte ihm einen letzten Aufschwung seines poetischen Genius gegönnt. In den letzten Monaten seines irdischen Lebens gestaltete er den Plan einer neuen großen Tragödie „Tiberius Gracchus" und vollendete den wunderbar schönen und ergreifenden ersten Akt dieses Werkes, der weihevoll wie der Torso einer mächtigen Statue zu Häupten des Sarkophags eines geschiednen Bildners steht und als unvergängliches Zeugnis für das letzte edle Ringen des Dichters erscheint. Todesahnung, Todeswehmut in goldenster Fassung zittert durch die Verse:

Noch einmal, eh ich gehe, laß das Haus,
Wo meine Wiege stand, mich grüßen, dann
Wie Kinder plaudern wir von schönern Tagen;
So gleit ich wie ein welkes Blatt vom Zweig,
Das unter Schwestern eben noch geflüstert,
Das niemand fallen sieht. Dorthin gewandt
Steht ihr, und — dahin scheid ich mit der Sonne!

Wie eine Verkündigung des eignen „klaglos heiligen" Endes haucht es uns aus der Rede Tibers an. Am 25. Februar 1865 schloß der Dulder, der bis zuletzt ein Dichter im höchsten Sinne des Wortes geblieben war, die Augen. Am 28. Februar morgens wurde er auf dem Trinitatisfriedhof der Altstadt Dresden bestattet. An seinem Grabe vereinten sich seine Freunde und Verehrer aus allen Lebenskreisen Dresdens; Gustav Freytag und Berthold Auerbach waren von Leipzig und Berlin herbeigeeilt, dem geschiednen Freunde die letzte Ehre zu erweisen. Eduard Duboc und Heydrich sprachen Gedichte zu seinem Gedächtnis; alle Teilnehmer dieser Totenfeier fühlten in dem Ernst jener Wintermorgenstunde, wie viel dem Toten, den man hinabsenkte, das Leben schuldig geblieben sei.

Die treuen Freunde Ludwigs, vor allen Josef Lewinsky, Gustav Freytag, Max Jordan, Eduard Duboc und andre blieben auch der Familie, was sie dem Dichter gewesen waren, standen der tiefgebeugten Witwe als teilnehmende und treue Berater zur Seite.

Die Hinterlassenen Ludwigs waren viele Jahre hindurch auf die bescheidnen Erträge der vereinzelten Wiederaufführungen seiner Dramen „Der Erbförster" und „Die Makkabäer", auf die geringen Einnahmen der ersten Ausgabe der „Gesammelten Werke" 1870, der Shakespearestudien 1872 und auf eine mäßige Pension der deutschen Schillerstiftung, die berechtigtste, die die Schillerstiftung jemals verliehen hat, angewiesen. Seine Witwe Frau Emilie Ludwig und seine Tochter Cordelia, die das musikalische Talent des Vaters geerbt hatte, aber leider schon in den ersten Jahren ihrer mit Eifer und Erfolg betriebenen musikalischen Studien diesen infolge einer Überanstrengung bald nicht mehr in dem Maße obliegen konnte, wie dies zu künstlerischer Entwicklung erforderlich gewesen wäre, lebten dem Andenken des Gatten und Vaters in Dresden,

an der Stätte, an der Otto Ludwig die Jahre seiner öffentlichen Wirksamkeit und seiner Erfolge verbracht hatte. Da Frau Emilie Ludwig ihren Gatten volle 38 Jahre überlebte, so hatte sie nicht nur reiche Gelegenheit, die schlichte und tiefe Treue, die ihr ganzes Wesen durchdrang, tausendfach zu bewähren, sondern erlebte auch noch die in immer weitere Kreise dringende Erkenntnis und Würdigung der Eigenart und Bedeutung des Dichters. Seit dem Erscheinen der von Erich Schmidt und Adolf Stern herausgegebnen neuen Gesamtausgabe der Schriften Otto Ludwigs, dem Hervortreten dieser Biographie (an der sie lebhaften und fördernden Anteil genommen hatte) wurde ihr die Genugtuung zuteil, daß sich von allen Seiten erhöhte Teilnahme und Bewunderung für das Leben und Lebenswerk ihres Gatten regte. Mit dem „Freiwerden“ der literarischen Schöpfungen Ludwigs im Jahre 1896 schwanden freilich die gelegentlichen Einnahmen, die der Witwe noch aus Wiederaufführungen der Dramen und Neuauflagen zugeflossen waren, aber da neben der Schillerstiftung jetzt auch der hochherzige und kunstsinnige Landesherr Otto Ludwigs, Herzog Georg von Sachsen-Meiningen, sie durch eine kleine Pension vor drückenden Lebenssorgen bewahren half, so ließ sich Frau Emilie die Freude nicht beeinträchtigen, die ihr der steigende Ruhm ihres geliebten Toten bereitete. Der größere Teil des handschriftlichen Nachlasses ging in den neunziger Jahren in den Besitz des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar über und wurde Unterlage einer Reihe von Forschungen und ästhetisch-kritischen Abhandlungen. Frau Ludwig blieb im dauernden Verkehr mit den überlebenden Freunden des Dichters, namentlich mit Josef Lewinsky, der nie müde wurde, den Dichtungen Ludwigs neue Teilnahme und tieferes Verständnis zu werben. Die Vorlesung, die der Künstler bei der 25. Wiederkehr von Ludwigs Todestage (25. Fe-

bruar 1890) in der Aula der Königl. Technischen Hochschule zu Dresden veranstaltete, die glanzvolle und erfolgreiche Neueinstudierung der „Makkabäer“ am Dresdner Schauspielhause (27. Februar 1897) waren Festabende für ihre Pietätsgefühle. Als sie nach kurzer Krankheit am 10. Februar 1903 in Dresden aus dem Leben schied, fand sie ihre Ruhestätte neben dem Grabe Otto Ludwigs auf dem Trinitatisfriedhof bereit. — Cordelia Ludwig, des Dichters Tochter, widmete gleich der Mutter dem Gedächtnis und dem poetischen Nachlaß ihres Vaters Leben und Kraft. Sie bearbeitete, von Freunden und Verehrern des Dichters dazu angeregt, das „Fräulein von Scudery“ zu einem dreiaktigen Drama „Cardillac“, vollendete mit Zuhilfenahme von Skizzen und Fragmenten ihres Vaters die „Agnes Bernauer“ von 1856, kürzte den fünfaktigen „Hanns Frei“ in 3 Akten besonders glücklich für die Bühne, gab „Gedanken Otto Ludwigs“ (Leipzig, 1903) heraus und bereitete eine Sammlung der „Briefe“ wie der „Dichterischen Skizzen“ vor.

Ludwigs beide Söhne Otto und Reinhold führte ihr Geschick im Gegensatz zu dem Vater, dessen Leben bei weltgroßem Blick und weltweiter Phantasie in räumlicher Enge verlaufen war, in transatlantische Fernen. Otto Ludwig, der ältere Sohn, der schon als Kind einen unbesiegbaren Trieb in die Ferne zeigte und nur auf Wunsch seiner Mutter das Gymnasium absolvierte, konnte in spätern Jahren dem innern Drange nicht länger widerstehen und siedelte, nachdem er sich vorübergehend in Portugal aufgehalten hatte, nach Porto Alegre in Brasilien (Rio Grande do Sul) über, wo er in dem ersten dortigen Handelshause eine seinen Neigungen und Talenten entsprechende Stellung einnimmt; der jüngere, Reinhold Ludwig, der auf der Universität Leipzig die Rechte studiert und das juristische Examen wohl bestanden hatte, wandte

sich ebenfalls nach der Hauptstadt der halbdeutschen Provinz Rio Grande do Sul. Reinhold Ludwig legte dort, als der erste Deutsche, die Prüfungen der brasilianischen Rechtsgelehrten ab und entfaltete als hochbegabter Rechtsanwalt, als energischer Verfechter der deutsch-brasilianischen Interessen journalistisch tätig, desgleichen als Deputierter zum brasilianischen Kongreß eine große juristische und politische Wirksamkeit. So wunderbar von denen des Vaters verschiedne Wege die Söhne einschlugen, so scheint doch ein Teil der reichen Talente des Vaters auf sie übergegangen zu sein; in den publizistischen Arbeiten Dr. Reinhold Ludwigs lebt etwas von der Kraft und der Schärfe des Stils, die des Vaters Prosa auszeichnet; seine eigne musikalische Begabung bewährte er in der Komposition einer Messe, die in Porto Alegre aufgeführt wurde, wie er es sich auch kräftig angelegen sein ließ, als Bahnbrecher der klassischen Musik in seiner neuen Heimat zu wirken.

Im Jahre 1866 errichtete zunächst Otto Ludwigs kleine Vaterstadt Eisfeld am ehemals Ottoschen Hause in Eisfeld eine Gedächtnistafel mit der Inschrift: „Otto Ludwig von hier, geb. den 12. Februar 1813, gestorben 25. Februar 1865, verlebte an dieser Stätte seine Jugendjahre. Gewidmet von dessen Vaterstadt.“ Der Landesherr seines Geburtslandes, Herzog Georg von Sachsen-Meiningen, ehrte das Andenken des Dichters durch die monumentale, im Ausdruck gewaltige und künstlerisch vollendete herrliche Porträtbüste (Herme) von der Meisterhand Adolf Hildebrands, die in den Anlagen des Parks zu Meiningen aufgestellt wurde. Eine früher entstandne, minder gelungne Büste wurde der Stadt Eisfeld geschenkt. Auch Dresden soll, im Zusammenwirken der Stadtbehörden und der Tiedgestiftung, in allernächster Zeit seinen „Otto-Ludwig-Platz“ (in der Vorstadt Strehlen, in der 1852 Lud-

wigs „Makkabäer“ vollendet wurden), mit einer Kolossalbüste des Dichters von Arnold Kramer geschmückt, erhalten. Das eigentliche Denkmal sind und bleiben die Schöpfungen Otto Ludwigs. Ist es leider gewiß, daß die verschwenderische Fülle von Erfindungen, Motiven, Gestalten, seelischen Offenbarungen, die der Dichter in Bruchstücken, Skizzen, Studien und Notizen hinterlassen hat, offenkundig und versteckt zahlreiche unselbständige Geister nähren wird, so genügt die kleine Zahl seiner vollendeten Werke, ihm eine hochragende Stelle in der deutschen Literatur zu sichern. Denn von einem Dichter, der aus der innersten Wahrheit seines gesamten Lebens und Schaffens heraus seinem Freunde Lewinsky in der Scheidestunde sagen durfte: „Seien Sie stets bedacht, in Ihrer künstlerischen Anschauung von der Natur auszugehen. Die Natur ist so namenlos reich in jeder Beziehung und in ihren Ideen so einfach; wir müssen nur lernen, diese Einfachheit zu erkennen und die in ihr liegende Schönheit zu sehen“, wird das tiefsinnige Wort Fichtes vom großen Schriftsteller für und für gelten: „Unabhängig von der Wandelbarkeit spricht sein Buchstabe in allen Zeitaltern an alle Menschen, welche diesen Buchstaben zu beleben vermögen, und begeistert, erhebt und veredelt bis an das Ende der Tage.“

Die Otto Ludwig-Literatur





Bei Lebzeiten des Dichters hervorgetretene poetische Werke

Das Hausgesinde, eine Laune von Euphrasia. Herloßsohns „Komet“, 11. Jahrgang. Leipzig, 1840. April.

Die Emanzipation der Domestiken. Novelle. „Zeitung für die elegante Welt.“ Redigiert von Heinrich Laube. 43. Jahrgang. Leipzig, 1843. Nr. 24—29.

Die Torgauer Heide. Vorspiel zum historischen Schauspiel Friedrich II. von Preußen. „Zeitung für die elegante Welt.“ Redigiert von Heinrich Laube. 44. Jahrgang. Leipzig, 1844. Nr. 43—44.

Der Erbförster. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Als Bühnenmanuskript gedruckt. Dresden, 1850.

Die Makkabäer. Trauerspiel in fünf Akten. Als Bühnenmanuskript gedruckt. Dresden, 1852.

Dramatische Werke von Otto Ludwig. Leipzig, J. J. Weber, 1853—1854. Erster Band: Der Erbförster. Trauerspiel in fünf Akten. Leipzig, 1853. Zweiter Band: Die Makkabäer. Trauerspiel in fünf Akten. Leipzig, 1854.

Die Heiterethei. „Kölnische Zeitung“, Jahrgang 1855. Feuilleton.

Zwischen Himmel und Erde. Erzählung. Frankfurt a. Main, Meidinger, 1856. 2. Aufl. ebendas. 1858. 3. Aufl. Berlin, Otto Janke, 1862.

Thüringer Naturen. Erster Band: Die Heiterethei und ihr Widerspiel. (Aus dem Regen in die Traufe.) Frankfurt a. Main, Meidinger, 1857.

Nach Ludwigs Tod erschienene Werke

(Die Kürzung E. D. besagt „erster Druck".)

Zwischen Himmel und Erde. Erzählung. 4. Aufl. Berlin, Janke, 1869. 5. Aufl. 1881. Ebendaselbst.

Otto Ludwigs gesammelte Werke. Mit einer Einleitung von Gustav Freytag und einem Nachwort von Herm. Lücke. Vier Bände. Berlin, Janke, 1870. Neue (Titel=) Ausgabe. Ebendas. 1883. Erster Band: Der Erbförster. — Das Fräulein von Scudery. Zweiter Band: Die Makkabäer. — Die Torgauer Heide. — Der Engel von Augsburg. (E. D.) — Tiberius Gracchus. (E. D.) — Gedichte. Dritter Band: Die Heiterethei und ihr Widerspiel. Vierter Band: Zwischen Himmel und Erde.

(Ein fünfter Band mit den Novellen „Reden oder Schweigen" und „Der Tote von St. Annas Kapelle" war bereits gedruckt, als es sich ergab, daß diese Novellen nicht dem Dichter, sondern dem unter dem Pseudonym „Otto Ludwig" erzählenden Emil von Puttkamer angehörten, der sodann unter dem Namen „Otto Ludwig aus Reichenbach" geführt wurde.)

Nachlaßschriften Otto Ludwigs. Mit einer biographischen Einleitung und sachlichen Erläuterungen von Moritz Heydrich. Zwei Bände. Leipzig, Karl Cnobloch, 1871—1874. Erster Band: Skizzen und Fragmente. 1874. Zweiter Band: Shakespeare=Studien. 1871.

(Der zweite Band erschien einige Jahre vor dem ersten.)

Die Heiterethei und ihr Widerspiel. 3. Aufl. Berlin, Janke, 1874.

Der Erbförster. Die Makkabäer und andre dramatische Werke. Zwei Teile in einem Band. Berlin, Janke, 1875.

Das Märchen vom toten Kinde. (E. D.) Aus dem Nachlaß des Dichters. (Auch: Hausbibliothek, 11. Bändchen.) Berlin, Janke, 1877.

Die Rechte des Herzens. (Paul und Eugenie) Trauerspiel in fünf Aufzügen. (E. D.) (Auch: Hausbibliothek, 14. und 15. Bändchen. Berlin, Janke, 1877.

Otto Ludwigs gesammelte Schriften. Herausgegeben von Erich Schmidt und Adolf Stern. Sechs Bände. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1891. Erster Band. Herausgegeben von Ad. Stern: Otto Ludwig. Ein Dichterleben von Adolf Stern. — Gedichte. (E. D.) — Zwischen Himmel und Erde. Zweiter Band. Herausgegeben von Ad. Stern: Die Heiterethei. — Aus dem Regen in die Traufe. — Die wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen. (E. D.) — Aus einem alten Schulmeisterleben. (E. D.) — Maria. (E. D.) Dritter Band. Herausgegeben von Ad. Stern: Der Erbförster. — Das Fräulein von Scudery. — Die Makkabäer. — Die Pfarrrose. Trauerspiel in fünf Aufzügen. (E. D.) — Hanns Frei. Lustspiel in fünf Aufzügen. (E. D.) — Die Rechte des Herzens. Vierter Band. Herausgegeben von Erich Schmidt: Vorbericht. — Die Torgauer Heide. — Der Jakobsstab. (E. D.) — König Alfred. (E. D.) — Der Engel von Augsburg. — Agnes Bernauerin. (Von 1859. E. D.) — Genoveva. (E. D.) — Marino Falieri. (E. D.) — Die Freunde von Imola. — Die Kaufmannstochter von Messina. (E. D.) — Tiberius Gracchus. Fünfter Band. Herausgegeben von Ad. Stern: Vorbericht. — Studien und kritische Schriften. Erster Teil. Shakespearestudien. — Die einzelnen Dramen Shakespeares. — Shakespeare und Schiller. — Über ältere und neuere Dramen. — Dramaturgische Aphorismen. Erste Gruppe 1840—1860. Zweite Gruppe 1861—1865. (Vielfach E. D.) Sechster Band. Herausgegeben von Ad. Stern: Studien und kritische Schriften. Zweiter Teil. Zur

Ethik, Ästhetik und Literatur. — Romanstudien. Zum eigenen Schaffen. — Gespräche Otto Ludwigs mit Josef Lewinsky. — Briefe Otto Ludwigs aus den Jahren 1845—1862. (Größtenteils E. D.)

Die Heiterethei. Billige Ausgabe. Leipzig, 1895. Fr. Wilh. Grunow.

Der Erbförster. Desgl. Ebendas.

Die Makkabäer. Desgl. Ebendas.

Novellen. Desgl. Ebendas.

Zwischen Himmel und Erde. Desgl. Ebendas.

Das Fräulein von Scudery. Desgl. Ebendas.

Es hat noch keinen Begriff. Romanfragment. „Kunstwart", Oktober 1898.

Seit dem Freiwerden der Werke (1896)

Otto Ludwigs ausgewählte Werke. Herausgegeben von Ernst Brausewetter. Zwei Bände. Leipzig, Phil. Reclam, 1896.

Otto Ludwigs Werke. Auswahl. Halle, O. Hendel, 1896.

Zwischen Himmel und Erde. Roman. Leipzig, W. Fiedler, 1897.

Ludwigs Werke. Herausgegeben von Dr. Viktor Schweizer. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Drei Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1896. Erster Band: Der Erbförster. — Das Fräulein von Scudery. — Die Makkabäer. Zweiter Band: Die Heiterethei. — Aus dem Regen in die Traufe. Dritter Band: Zwischen Himmel und Erde. — Maria. — Ästhetisches.

Otto Ludwigs Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Adolf Bartels. Leipzig, Max Hesses Verlag, 1900. Erster Band: Biographie und Charakteristik. (Von Ad. Bartels.) — Gedichte. — Jugenddramen. Zweiter Band: Das Fräulein von Scudery. — Der Erbförster. — Die Makkabäer. — Die Torgauer Heide. — Der Engel von Augsburg. — Tiberius Gracchus. Dritter Band: Die Emanzipation der Domestiken. — Die wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen. — Maria. — Das Märchen vom toten Kinde. — Aus einem alten Schulmeisterleben. — Es hat noch keinen Begriff. Vierter Band: Die Heiterethei und ihr Widerspiel. Fünfter Band: Zwischen Himmel und Erbe. Sechster Band: Ausgewählte Studien und kritische Schriften.

Agnes Bernauer. Volksschauspiel in fünf Aufzügen. Unter Benützung ungedruckter Manuskripte für die Bühne bearbeitet. Von C. Ludwig. Köln a. Rhein, 1900.

Die Heiterethei. Erzählung aus dem Thüringer Volksleben. Eingeleitet und herausgegeben von V. Schweizer. Illustriert von Ernst Liebermann. Leipzig, H. Seemann Nachfolger, 1900. — 2. Aufl. 1903.

Aus dem Regen in die Traufe. Erzählung. Illustriert von Ernst Liebermann. Leipzig, H. Seemann Nachfolger, 1901.

Otto Ludwigs ausgewählte Werke in sieben Büchern. Von Walter Eichner. Zwei Bände. Berlin, A. Weichert, 1902.

Die Makkabäer. Herausgegeben und bearbeitet von Dr. Robert Petsch. (Teubners Sammlung deutscher Dicht- und Schriftwerke, 28. Bändchen.) Leipzig, Verlag von B. G. Teubner.

Otto Ludwig, Die Makkabäer. Mit Einleitung und Anmerkungen von Adolf Stern. (G. Witkowski, Die

Meisterwerke der deutschen Bühne, Band 12.) Leipzig, Max Hesses Verlag, 1903.

Gedanken Otto Ludwigs. Aus seinem Nachlaß ausgewählt und herausgegeben von Cordelia Ludwig. Leipzig, Eugen Diederichs, 1903.

Otto Ludwig, Zwischen Himmel und Erde. Erzählung. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft Hamburgischer Kunstfreunde. Hamburg, A. Janssen. 1904.

Zur Biographie, Charakteristik und Kritik Otto Ludwigs

H. von Treitschke, Otto Ludwig. (Historische und politische Aufsätze.) Leipzig, 1871.

Julian Schmidt, Otto Ludwig. Westermanns Monatshefte, 35. Bd.

Gustav Freytag, Otto Ludwig. (Gesammelte Aufsätze.) Leipzig, 1888.

Fr. Keim, Das Kunstideal und die Schillerkritik Otto Ludwigs. St. Pölten, 1887.

Adolf Stern, Otto Ludwig. Ein Dichterleben. Leipzig, F. W. Grunow, 1891, 2., vermehrte Aufl. 1906.

Ernst Wachler, Über Otto Ludwigs ästhetische Grundsätze. Breslau, 1892, 2. Aufl. Berlin, 1897.

Heinr. Bulthaupt, O. Ludwig. Dramaturgie des Schauspiels. Dritter Band. Oldenburg, 1894.

Julius Petri, Der Agnes Bernauer-Stoff im deutschen Drama; unter besonderer Berücksichtigung von Otto Ludwigs handschriftlichem Nachlaß. (Rostocker Inaugural-Dissertation.) Berlin, Ullsteins Buchdruckerei, 1902.

K. Reuschel, Zur Otto-Ludwig-Philologie. Zeitschrift für deutschen Unterricht, 1899.

A. Sauer, Otto Ludwig. Prag, 1893. (Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Nr. 177—78.) Auch in „Gesammelte Reden und Aufsätzen zur Geschichte der Literatur in Österreich und Deutschland". Wien, 1903.

Rudolph Lothar, Kritische Studienzur Psychologie der Literatur. Breslau, 1895.

Ludwig Geiger, Dichter und Frauen. Berlin, 1896.

S. Lublinski, Jüdische Charaktere bei Grillparzer, Hebbel und Otto Ludwig. Berlin, Cronbach, 1899.

H. Kraeger, Otto Ludwigs Genoveva-Fragmente. Euphorion VI 1899.

H. Kühnlein, Ludwigs Kampf gegen Schiller. (Progr.) Münnerstadt in Bayern, 1900.

Hugo Eick, Ludwigs Wallensteinplan. Greifswald, 1900.

Richard M. Meyer, Otto Ludwigs Maria. Euphorion VII 1900.

Richard M. Meyer, Otto Ludwigs Shakespearestudium. Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, Bd. 37, 1901.

Joseph Heß, Otto Ludwig und Schiller. Köln, 1902.

W. Greiner, Die ersten Novellen Ludwigs und ihr Verhältnis zu Ludwig Tieck. (Jenaer Inaugural-Dissertation.) Pößneck in Thüringen, Druck von B. Feigenspan, 1903.

R. Petsch, Otto Ludwigs Makkabäer. Erläutert. Leipzig, Teubner, 1903.

Erich Sieburg, Die Vorgeschichte der Erbförster-Tragödie von Otto Ludwig. (Berliner Inaugural-Dissertation.) Berlin, Druck von E. Ebering, 1903.

Ferd. Hoffmann, Erläuterungen zu Otto Ludwigs Erbförster. Leipzig, H. Beyer, 1904.

Richard Müller-Ems, Otto Ludwigs Erzählungskunst. Mit Berücksichtigung der historischen Verhältnisse nach den Erzählungen und theoretischen Schriften des Dichters. Berlin, Verlag von Albert Kohler, 1905.

Albert Gessler, Zur Dramaturgie des Bernauer-Stoffes. Altes und Neues. (Gym.-Programm.) Basel, Buchdruckerei Kreis, 1906.

Unter der Presse: Wilhelm Schmidt, Otto Ludwigs Makkabäer. Eine Untersuchung der Tragödie und ihrer handschriftlichen Vorarbeiten.



